
3 1761 06930105 9



Karl Stauffer-Bern

Sein Leben / Seine Briefe Seine Gedichte / dargestellt von Otto Brahm



1 9 1 1
Bei Meÿer & Jessen / Berlin

Titel und Einband zeichnete Lucian Bernhard, Berlin, das Titelbild ist eine Reproduktion nach dem Selbstporträt des Künstlers

Siebente Auflage

Vorwort

Den Plan zu dem vorliegenden Buche habe ich nicht aus Eigenem gefaßt, er ist mir von außen her durch eine Reihe von Umständen gegeben worden, die ich der Folge nach erzählen will.

Ich hatte mit Stauffer während seiner Berliner Zeit in freundschaftlichem Verkehr gestanden (ohne gerade zu den Allernächsten seines Kreises zu gehören) und teilte der Öffentlichkeit, als er gestorben war, einiges an Erinnerungen und Eindrücken mit, in der bewußten Absicht: umlaufenden irrigen und beschränkten Urteilen, Entstellungen und der Splitterrichterei des Philisteriums entgegenzutreten. Einige Briefe Stauffers an Peter Halm konnte ich bald darauf veröffentlichen und hatte die Freude zu erfahren, daß diese Bekenntnisse einer echten Künstlernatur gewirkt hatten, wie sie sollten: sie hatten geholfen, das innere Wesen des Verstorbenen aufzuschließen, sie hatten den schönen, tiefen Ernst seiner ringenden Begabung respektgebietend anschauen lassen.

Meine Aufgabe schien damit erledigt; allein vier Monate später, Ende Juni 1891, erreichte mich unerwartet eine umfangreiche Sendung aus Genf: „Absenderin Lydia Escher." Ich öffnete, erstaunt, was die mir völlig fremde Dame, deren Aufenthaltsort selbst mir unbekannt geblieben war, schicken möchte — und fand Stauffers Briefe an sie, in vier Jahr-

gängen sorgsam gesammelt, Bogen um Bogen. Es ergab sich (wie S. 380 dieses Buches näher zu lesen), daß eine Publikation der Briefe mir nahegelegt ward, die ich gern übernahm; und als Lydia Escher zu Ende 1891 starb, blieben die Briefe in meinen Händen.

So erwuchs mir die Aufgabe: den vielverschlungenen Pfaden dieses Lebens sorgsam nachzugehen und alles mir Erreichbare zu biographischer Darstellung zusammenzufassen — selbst auf die Möglichkeit hin, in das private Interesse noch lebender Personen einzudringen. Auf mehrfachen Reisen in die Schweiz, nach Zürich, Bern, Biel, Genf habe ich das Material zu dem vorliegenden Buche gesammelt: mit der liberalsten Gesinnung haben Frau Pfarrer Stauffer und Herr Fürsprech Stauffer in Biel, Karl Stauffers Mutter und Bruder, mir die Einsicht in alle Papiere und ihre freie Benutzung verstattet; desgleichen Stauffers Getreue in München und Berlin, Peter Halm und Max Mosse. Ein verehrungswürdiger Poet hat, zu meiner großen, herzlichen Freude, zu diesem Buche bereitwilligst beigesteuert. Und so habe ich versuchen dürfen, das entstellte Bild eines Mannes wieder aufzurichten, den ich im Leben lieb hatte, und der mir nun, da ich die tragische Verknüpfung seines Daseins erkannt habe, immer teurer, immer rührender geworden ist.

Berlin, 13. August 1892.

Otto Brahm.

Inhalt

Stauffers Leben

Das Leben eines Künstlers will ich erzählen. Kein schön erfülltes Dasein, von gereifter Sicherheit und heraufgeführt zur Meisterschaft; sondern ein jäh abbrechendes Leben voll Sturm und Drang: voll Gelingen und Verfehlen, voll großer Vorsätze und scheiterndem Vollbringen, voll derber Kraft und zerbrochenem Willen. Unlöslich verketten sich, es zu enden, eigene und fremde Schuld, krankhafte Anlage und Ungunst des Geschicks; und auf ein glänzendes Empor folgt ein tiefes Hinab, ein Versinken in geistige Nacht und ein schneller, gnädiger Tod zuletzt.

Karl Stauffer war ein Schweizer, und schweizerische Grundzüge auch zeigt sein künstlerisches Wollen an; die selben beiden Züge, welche Arnold Böcklins und Gottfried Kellers Schaffen kennzeichnen: das Realistische und das Phantasievolle. Aber was in jenen verwirklicht ward zu ureignem Gestalten, das blieb in Stauffer ein Trieb, eine Sehnsucht, der sich auszuleben nicht vergönnt war: eine unglückliche Liebe zum Phantasiemäßigen, die sich kundgab, in gesunden Tagen, als Plan und Ansatz nur zu selbständigem Komponieren, als enthusiastische Verehrung der Böcklin und Klinger, und die, in den Tagen des Wahns, ausbrach zu zügellosen Projekten von dorischen Tempeln und diamantenen Statuen. Zu dem Größten glaubte sich der Knabe Stauffer berufen und ersann sich für künftige Bilder die kühnsten Titel; doch mit wachsender Einsicht begann er in Schweizer Nüchternheit zuerst die Mittel sorgsam zu erwerben, um Ge-

wolltes künstlerisch auszudrücken: über den Mühen der Technik entrann ihm, immer von neuem heiß erstrebt, das schöne Lockbild freien Gestaltens. Seiner Phantasie, die er bisher stets noch „gezügelt“, endlich den Lauf zu lassen, wünscht er je länger, je inniger; er wünscht, während er noch als ein „Muß-Professions-Porträtist“ sich müht, die Zeit herbei, da er ruhig und skrupellos ein großes Bild nach dem andern komponieren wird; und er empfindet, als die Grenzen seines Denkens sich verrückt haben, daß die gleiche Macht, die ihm nun Unheil bringt, sein Sinnen dämonisch bewegt hat, seit je, und schreibt die Verse nieder, im Kerker von Florenz:

Ihr glaubet, daß die Phantasie
Mich überrumpelt, ich wüßt nicht wie.
Das weiß ich besser, ihr guten Leut,
Die kam weder gestern, noch kam sie heut,
Die hab ich mit mir zur Welt gebracht,
Als Knabe, der diese Lieder macht.
Doch hab ich mit festem sicherem Willen
Sie tief im Herzen vergraben, dem stillen,
Auf daß sie öffne den funkelnden Mund
Nur einer gewaltigen Zauberstund.
Erst wollt ich des Berges Wunder schauen
Mit Frau Venus, der schönen Frauen.

Mit Frau Venus, der schönen Frauen: keine poetische Redensart spricht hier, — ein innerstes Bekenntnis wird laut. Das Weib in seiner natürlichen

Schönheit, Eva, die den Adam verlockt, steht als die zweite große Macht über Stauffers Leben; und wie das Kind schon im heimischen Pfarrgarten, als es die ersten künstlerischen Regungen empfand, seinen „Schatz" sich zur Seite sah, so verknüpften sich auch in dem Manne eng miteinander Kunstgefühl und Liebesgefühl: begehrend und gewinnend, mit naturkräftigem Verlangen schritt er durch die Münchener und die Berliner Welt, und kein moralisches Bedenken noch störte ihm die Gunst der Stunde.

Nun würde man aber Karl Stauffers Wesen gänzlich verkennen, glaubte man, daß in solchem Genießen der Welt und weltstädtischer Raffiniertheit seine Existenz, auch nur zu Zeiten, aufging. Allezeit empfand er, glaubte er zu empfinden: daß das künstlerische Bedürfnis das beherrschende blieb; und wenn es eine Tragik in diesem Dasein gegeben hat, eine Schuld und eine Vergeltung, so liegt sie gerade darin: wie zuletzt doch, was er zum Spiel müßiger Stunden meinte herabwürdigen zu können, die Frau, bestimmend und vernichtend in sein Leben griff; wie sie ihm alles verschüttete und raubte: Ziele der Kunst, den Verstand und das Leben.

Stauffer ist aus einem Pfarrhause hervorgegangen, und auch diese Abstammung gibt seiner Persönlichkeit charakteristische Züge. Das protestantische Pfarrertum, so bedeutsam für die Geschichte der deutschen Kultur, ist auch für ihn ein geistiger Nährboden geworden; seine Kunst schlug Wurzel in seiner Religiosität.

Nicht daß an feste Glaubensformen seine Jugend gebunden wäre; aber als ein poetischer Vorstellungskreis, früh erworben und innig gehegt, umgibt ihn die Welt christlicher Anschauung. Er ist bibelfest, und religiöse Stoffe ziehen ihn an: darzustellen, wie Jesus nach Bethanien ging sechs Tage vor den Ostern, beschäftigt ihn lang im Geiste, und die Osterlandschaft, in die der Frühling einzieht, stimmt ihn zu stiller Betrachtung; ein Adorant, in der Stille seiner Andacht, wird das Lieblingswerk seiner Plastik. Wenn ihn Zweifel faßt an seiner Kunst, ruft er aus: „Herr, was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest"; und wenn er mit malerischen Problemen verzweifelnd kämpft, empfindet er wie der ringende Jacob: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Und immer mächtiger, als sein Sinn sich verwirrt, werden ererbte fromme Vorstellungen in ihm, und ergreifend mischen sich in krause Worte des Gestörten die Töne von religiöser Zuversicht, geschöpft wie aus der Seele altgläubigen Puritanertums.

Auch den Zug zu theoretischer Betrachtung, der in Stauffer lebte, mag man auf seine Herkunft zurückführen: er ist ein Kunstprediger, schon in frühen Jahren, und mit einer Art von Kanzelberedsamkeit, eindringlich und in naiver Lehrhaftigkeit, entwickelt er seiner Familie, den Freunden, der geliebten Frau, lebhaft gehegte und reich aufblühende Kunstanschauungen. Er steht auf dem Katheder und redet, monologisch gestimmt und der Einrede wenig achtend; dann wieder wird der Prediger zum Beichtkinde, das mit aller Offenheit, ungezwungen

und ohne Rückhalt ausspricht, was ihn an Plänen und Empfindungen, an weitgreifenden Absichten und flüchtigen Einfällen des Tages bewegt. Ein ursprünglicher Trieb, der Trieb zum Bekenntnis, äußert sich in voller Stärke und in voller Frische, ohne konventionelle Verkleidungen, ohne schriftstellerische Allüren; überall empfinden wir die Freiheit des ersten Wurfes, die fröhliche Kühnheit einer genialen Natur, die es wagen darf, sich hüllenlos und ohne Vorbehalt aufzuschließen. Je mehr unsern modernen Malern die reichere allgemeine Bildung und die Gabe des ungesuchten schriftlichen Ausdrucks verloren gegangen ist, um so wertvoller für die Psychologie der neueren Künstler, für die Einsicht in einsam ernstes Ringen um Vollendung werden diese Geständnisse eines ewig Strebenden; einzig mit Anselm Feuerbachs „Vermächtnis“ können sie verglichen werden, das ihnen vielleicht Vorbild war, das aber durch die sorgsamere Feilung des Gedankens diese köstliche erste Frische doch verloren hat.

Noch ein anderer charakteristischer Unterschied trennt Stauffers von Feuerbachs Kunstbetrachtung: als das Kind feinster Bildung kam Feuerbach, der Professorssohn, in die Welt und an fertigen Idealen maß er Düsseldorfer und Münchener Kunst; Stauffer kam als ein Autodidakt, morgendlich emporsteigend aus seiner Alpenwelt, und mit unberührten Sinnen empfing er Eindrücke der Lehrzeit, Berliner und römische Erfahrungen. Den Widerspruch der Welt empfand Feuerbach mit sensibler Seele, und in weichen

goethisierenden Tönen klagt er sein Leid; zu frühen Erfolgen stieg Stauffer auf, ein Verkannter war der nie, und nur die fortstürmende Ungeduld seines Naturells machte ihn allgemach frei von Vorbild und Schule. Aber gemeinsam ward beiden die bezwingende Wirkung Italiens und der Antike: alles Erlebte schien ausgelöscht, Paris und die Moderne, als Feuerbach in Florenz, als Stauffer in Rom einzog. War jenem die Begeisterung für das Griechentum vererbt, schon vom kunstgelehrten Vater her, so umfaßte dieser, ganz aus der Ursprünglichkeit seines Temperaments heraus, die gleichen Ideale mit unmittelbarer Begeisterung: Iphigenien und Amazonen malte jener, Adoranten und Speerwerfer schuf dieser; und in der weiten Welt klassischer Kultur fand sich die ringende Ungewißheit ihrer Künstlerseelen Ruhe und Harmonie zurück.

In der Pfarrhelferei Trubschachen im Emmental kam nach gewitterschwerem Morgen am 2. September 1857 ein Knabe zur Welt, das älteste Kind des Helfers Stauffer und seiner Frau Luise, der Tochter des Berner Pfarrers Schärer. Er wurde Karl getauft und gab schon früh in stürmischer Gemütsart seine Besonderheit zu erkennen; fünf Geschwister folgten, aber sie alle zusammen, bekannte die Mutter, machten ihrer Erziehungskunst so viel nicht zu schaffen, wie der unlenksame, sprunghafte, bald lebhaft unternehmende, bald tatenlos beharrende

Karl. Dem Einfluß der Mutter, einer Frau von selbständigem Geist, die als Erzieherin in England gelernt hatte, über die Enge der Heimat hinauszublicken, war Karls Jugend zumeist anvertraut; denn der Vater, in guten Stunden von heiterer Gemütsart, war bald nach der Übersiedelung in eine neue Pfarrstelle, zu Neueneck an der Sense, im Jahre 1860, dem Tiefsinn verfallen und mußte in eine Heilanstalt verbracht werden. Nach längerem Leiden hergestellt, konnte er durch fünfzehn Jahre sein Amt wieder verwalten; dann traten neue Störungen ein, Melancholie wechselte mit Aufgeregtheit. Karl wurde in die Dorfschule geschickt, wo er der Lehrerin so viel zu tun gab wie der Mutter; das Lesenlernen, weil es seiner Phantasie nichts bot, machte große Not, er blieb zerstreut und ungeschickt in der Schule und im Haus, und nur ein mimischer Nachahmungstrieb fiel allen an ihm auf: sobald er eine neue Erscheinung sah, bemerkte man, wie er aufmerksam ward, wie etwas in ihm arbeitete, und nicht lange dauerte es, so sah man ihn gestikulieren und das Charakteristische der Person in drastischer Weise, naiv karikierend, wiedergeben. Diese Fähigkeit entwickelte sich deutlicher, als ihm die Mutter den ersten Zeichenunterricht gab; rasch schritt er aufwärts, von den Linien und Formen zu Landschaften und Menschen, und sein elementarer Sinn für das Charakteristische mochte sich üben an den Umrißzeichnungen Walthards zu Jeremias Gotthelfs Dichtungen, deren Gestaltenreichtum ihm die Mutter mit glücklicher Auswahl

aufschloß. Auch aus der Fremde kam seinem Talent Anregung; eine englische Verwandte, seine Patin, bot illustrierte Londoner Weihnachtsalmanache, Kärtlein der „Society for Christian Knowledge“ mit biblischen Ansichten und führte, wenn sie selber ins stille Dorf zu Besuch kam, die Kinder zum Malen ins Freie hinaus oder erfreute sie durch musikalische Gaben.

Mit dem Frühjahr 1866 endete dies Leben auf dem Lande; der Knabe wurde nach Bern geschickt. Schon einmal, in seinem achten Jahre, hatten ihn die Eltern auf kurze Zeit in ein anderes Dorf getan, um seine Unbändigkeit zu zähmen; ungleichmäßig blieb das Temperament des Knaben, der unter Gewitterstimmung zur Welt gekommen, und übertraf das eine Mal sein Lerneifer alle Genossen, so war er ein andermal auf keine Weise zur Arbeit zu bewegen, nicht durch Güte und nicht durch Gewalt. In Bern fand er im städtischen Waisenhaus Aufnahme, einem beliebten Pensionat für die Söhne der Landpfarrer; und er besuchte von dort aus das Städtische Gymnasium bis zur Konfirmation. Er erwarb das Zutrauen des Zeichenlehrers Paul Vollmar und trat, von der Tertia der Schule fort, in Vollmars Atelier ein; aber je lebhafter sein Kunstgefühl aufwachte, desto lebhafter auch, im Taumel erster jugendlicher Freiheit, erwachte sein Lebensgefühl, er gab Anstoß unter den Leuten, und der nach Bern gerufene Vater fand ihn der Arbeit entfremdet, dem Genuß voll hingegeben. Vollmar riet, den Jungen fortzuschicken in

die Welt hinein: wollte er nicht lernen ein Künstler zu sein, so sollte er ein Handwerker werden und zu einem Malermeister in die Lehre kommen. Stauffers Eltern gingen auf den gewagten Vorschlag ein; und so wanderte er denn, ein sechzehnjähriger Wildling, nach München aus, zum Meister Wenzel.

Drei Jahre sollte Stauffer in der Lehre verharren und mit dem Meister aufs Tagewerk hinausgehen; das Kostgeld hatten die Eltern im voraus erlegt. Aber schon nach einem halben Jahre entlief der Zögling, der alles zu können fühlte, was es hier für ihn zu lernen gab: gipsen und anstreichen, holzmalen und marmorieren. Ein Malermeister hatte versprochen, ihn in Kondition zu nehmen; aber der Winter brach, im Anfang 1875, so hart ein, daß jegliche Arbeit unmöglich ward. Brotlos stand Stauffer nun da, und er geriet in das bitterste Elend, bis er sich endlich entschloß, heimzuschreiben, sich mit den Seinen auszusöhnen und ihre Hilfe zu erbitten. Bald darauf fand er Arbeit beim Theatermaler Quaglio; und mit dem herankommenden Frühjahr dann gab sich Gelegenheit in Fülle, auf Neubauten und bei Zimmermalern den Unterhalt zu gewinnen. Mit frischer Energie griff Stauffer zu; denn er war kein grüner Heinrich, der im Elend ratlos verkümmerte, sondern von derber Tatkraft, und entschlossen strebte er dem einen Ziele jetzt zu: der Rückkehr zur Kunst.

Kaum in München angelangt, faßte er schon den Entschluß: zur Akademie zu gelangen, auf welchem Wege immer; sein ganzer Ehrgeiz, sein ganzer unbändiger Wille war geweckt worden durch die harte Kur und diese erste, frühe Fahrt in die Welt, und unbeirrt durch die geistige Dürftigkeit seiner Umgebung, nicht erliegend dem Kampfe ums tägliche Brot, nahm er gradaus seinen Weg. Tief mußte er hinab sich beugen, und auch die Lockung zu derbem Genuß fand ihn bereit, zu folgen; aber etwas blieb unberührt in ihm, das nicht herabzuziehen war und nicht zu beschmutzen: aus Niedrigkeit und seelischer Not trug ihn empor die leuchtende Liebe zur Kunst.

In schmutzigem Quartier, in einen engen Haushalt gebannt, wo kein Buch seinem Geiste genugtut, müde von der Tagesarbeit, findet er dennoch den Aufschwung des Entschlusses, der ihn freimachen soll. Dichtersprüche gehen ihm im Kopfe herum und erfüllen ihn ganz, und Träume von Ruhm und Größe gewinnen Macht über den unbändigen Anstreicherlehrling: auf den „Ernst, den keine Mühe bleichet", lernt er nun vertrauen, und daß dem Menschen ein Wille ward, fernen Zielen rastlos zuzustreben. Aus der Finsternis der Stadt, deren ebene Fläche ihn langweilig und monoton dünkt, träumt er sich zurück in die Täler seiner Heimat, die der Knabe einst durchstreift, auf weiten Gängen einsam schreitend; sein Natursinn erwacht in Stärke, er glaubt das Geläut der Kühe zu hören am Pfarrhaus und vergißt die

hohen Kamine und die öden Häuserreihen draußen vor seinem Fenster. Und die Energie des Wollens, die in ihm selber aufgestanden, sucht er auf den entfernten Bruder sogleich zu übertragen: er predigt ihm Tugend, er predigt ihm Arbeit, und in einem charakteristischen Dokument seiner Frühzeit spricht er seine Persönlichkeit zum erstenmal voll aus. Mit der Sorge um das Nächste, um das Geld, das er gewinnen und schicken will, mischen sich künstlerische Forderungen, mit dem kräftigen Egoismus, der nicht zum Besten eines Fremden sich placken will, das ehrgeizige Streben zum Ruhme eines akademischen ersten Preises; und wie im Keime sind hier alle Eigenschaften schon vorgebildet, die realen und die idealen, welche das Leben und Sterben des Mannes bestimmt haben.

Als der Sommer kam, hatte der fleißige Arbeiter Geld genug zusammengewerkelt, um seine Finanzen zu ordnen, seine Garderobe zurückzugewinnen und eine Reise in die Heimat anzutreten; doch unterwegs erschöpfte sich die Kasse, und mit schnellem Entschluß opferte er die Weste, um ans Ziel zu gelangen. Ganz in der Weise eines fahrenden Handwerksburschen langte er zum Staunen der Seinen an; und auch in groben Manieren und derben Anschauungen verriet sich die Gesellschaft deutlich genug, in der er gelebt hatte. Der Einfluß des Pfarrhauses, wo ein treuer Muttersinn und lieblich heranwachsende Schwestern den heimgekehrten verlorenen Sohn willkommen hießen, und wo eine eifrig benutzte Bibliothek ersehnte geistige

Nahrung gab, ließen bald diese Hüllen des Münchener Malergesellen abfallen; und landschaftliche und dekorative Skizzen, welche Stauffer mit Eifer jetzt unternahm, wurden durch Stipendien aus öffentlichen Legaten belohnt. So konnte er nach München zurückkehren und zunächst zur Kunstschule, im Frühjahr 1876 aber an das Ziel seiner Wünsche, die Akademie, gelangen. Der Stubenmaler war zum Kunstmaler aufgerückt.

Vier Jahre durfte Stauffer auf der Akademie bleiben, in der Zeichenklasse von Raab, in der Malklasse von Dietz und besonders Löfftz; der fleißigste Schüler war er nun, der glänzende Zeugnisse und Auszeichnungen erhielt und auch die freien Stunden künstlerisch auszufüllen wußte; er machte landschaftliche Studien in Schleißheim und Polling bei München, kopierte eifrig in der Pinakothek Van Dyck und Velasquez und förderte seine geistige Bildung energisch: er trieb kunstgewerbliche Studien theoretisch und praktisch, las anatomische, kunstgeschichtliche und geschichtliche Werke und machte sich mit englischer und besonders deutscher Literatur eng vertraut. Auch in kleinen Gedichten versuchte er sich; und er begann schon damals in Briefen nach der Heimat künstlerische Beobachtungen, in der ganzen Frische seines Temperamentes, niederzuschreiben. Seine Ferienbesuche gingen jetzt nach Bern, wohin der Vater 1877 versetzt worden; dort wurden die ersten Bilder und Kopien von ihm ausgestellt, die nur zum Teil Anklang fanden: zumal zwei Werke

im neu emporkommenden realistischen Stile, ein „Winkelwirt“ und ein „Arbeiter“, wurden mit Befremden aufgenommen: denn den herabgekommenen Wirt fand man peinlich, und an dem Arbeiter verletzte es als ein Mangel an Anstand, daß er weder Krawatte noch Kragen trug. Um diese Zeit verlor Stauffer, eben als er in die Kompositionsklasse eintreten sollte, sein Stipendium; und mit einer im akademischen Sinne unfertigen Bildung stand er plötzlich zum andern Male brotlos in München da. So unerwartet auf sich selbst gewiesen, beschloß er unverzüglich, dahin zu wandern, wo bessere Aussicht winkte, das Leben zu gewinnen; und hoffend auf unbekannte Schicksale, zog er, seinem Genius vertrauend, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling, in Berlin ein.

Ein namenloser Kunstjünger war Stauffer, als er nach 1880 Berlin kam; einer der bekanntesten Künstler der Hauptstadt war er, als er sieben Jahre darauf ihr für immer den Rücken wandte. Ein Maler war er, da er kam, ein Bildhauer, da er ging; erfolgreiches Schaffen mit Stichel und Nadel lag dazwischen. Entscheidende Jahre, voll Anregung und Genuß, hat er in Berlin zugebracht; und als er der Stadt, der er so vieles dankte, unmutig entsagte, hoffend, ein neues Dasein zu beginnen, — da schritt er dem schwersten Erleben nur und einem trüben Ende entgegen.

Den mittellosen Wanderer nahm ein Studiengenosse hilfreich bei sich auf; und gleich wendete sich Stauffer unverdrossen an den obersten Leiter der Berliner Akademie, Anton von Werner, um den unterbrochenen Studiengang zu vollenden und unter seinem Schutz Aufträge zu empfangen. Was er denn könne, fragte Herr von Werner den jungen Mann und erhielt die präzise Antwort: „malen!" Werner gab ihm Gelegenheit, den Beweis dafür anzutreten; er räumte ihm einen Platz in seinem Atelier ein und empfahl ihn zu mancherlei Arbeiten; doch entscheidend für Stauffer ward das Bild, mit welchem er auf der Berliner Ausstellung von 1881 erschien: ein Porträt seines Freundes Max Klein, des Bildhauers, das ihm die allgemeine Beachtung und die offizielle Auszeichnung der kleinen goldenen Medaille eintrug. Schnell fand er Aufträge und persönliche Anknüpfungen nun, er konnte ein eigenes Atelier in der Potsdamerstraße mieten und das „Wunderkind" von 24 Jahren, das ergraute Genossen schlug, kam in Mode. Jene Kreise des Berliner Westens, die die neuen Talente in Pacht zu nehmen lieben, zogen auch Stauffer an sich heran; und mit seinen klugen, flinken Augen um sich schauend und frisch genießend, die neugierige Nase in die Luft gereckt, ging er durch die Salons des Tiergartenviertels: kein rasch ermattender Dekadent, sondern ein unverwüstlicher Schweizer Naturbursch. Seltsam genug mutete der Kontrast ihn an, zwischen der Münchener primitiven

Zwanglosigkeit, aus der er herkam, und der wohlgeregelten, monotonen Vergnügtheit von tout Berlin; aber was er dort gefunden, auch ohne zu suchen, das fand der prächtige, verwegene Junge, der ganz strömende Kraft und Gesundheit schien, hier fast schneller noch: Freundschaft, Neigung und Abenteuer; und robusten Sinnes, wie er noch war, ohne viel Zaudern und Reflektieren, genoß er in raschen Zügen sein märchenhaftes Glück.

Als Porträtmaler hatte Stauffer in Berlin debütiert, und männliche Porträts zu schaffen, fuhr er fort: Max Mosse, den werdenden Juristen, Goldschmidt, den Meister des Rechts, Löwe, den Parlamentarier, Hopfen und L'Arronge, die Schriftsteller. Der Freund der Frauen hatte in Frauenbildern seine Stärke nicht; wie er denn überhaupt kein femininer Mensch war und männliche Eigenart mit herzlicher Wärme, ein getreuer Kamerad, zu fassen wußte. Als er einst ersucht ward, das Bild eines Berliner Autors anzufertigen, lehnte er ab, weil ihm Erscheinung und Wesen „zu wenig männlich" seien; als ein unbedachter Kontrakt ihn gar zwang, sich durch die ganze Familie eines Hausbesitzers von Berlin W durchzumalen, litt er bitterst Qualen; und so beeinflußte menschliche Sympathie und Antipathie sein künstlerisches Schaffen oft, und wenn Max Klein und Max Mosse seine vorzüglichsten Bilder geworden sind, so hat die freundschaftliche Teilnahme für die Originale das Letzte und Beste dazu hergegeben.

Während aber Stauffer, von so schnellem Erfolge getragen, an Geltung nach außen immer mehr gewann, saß im Innern der Zweifel und die Selbstkritik, und zu neuen Zielen trieben sie fort. Hochgefühl, welches meint, die Medaille redlich verdient zu haben, wechselt mit der Einsicht, wie vieles an psychologischem Erkennen und malerischem Sehen noch mangelt; er nennt sich den Einäugigen, der die Blinden übertrifft, und in der Profession des Porträtmalers aufzugehen, ist ihm ganz entgegen: „tausendmal lieber Kupferstecher“. Eindrücke der französischen Kunst, die er klug abzuwägen weiß, verstärken seine Unsicherheit; zwar von dem nachgeahmt Altmeisterlichen seiner Münchener Zeit und aller Kleinlichkeit strebt er fort, aber der moderne Naturalismus, wie er ihm in Paris entgegentritt, dünkt ihn empfindungsleer und phantasielos. An seinen eigenen Bildern erscheint ihm wohl die Zeichnung und die Modellierung gelungen, und auch die Auffassung mag bestehen — aber sie sind „schlecht gemalt“, sie sind „mit mehr oder weniger Geschmack kolorierte gute Zeichnungen“. In der Tat lag die größere Originalität Stauffers in seinem Zeichnen damals, nicht in seinem Malen: das Porträt von Klein und manche andere dieser Tage sind ganz im Münchener Geist aufgefaßt, im Geist der Dietz, Löfftz und der — Kopien nach Meisterwerken, und ihren Erfolg hatte zumeist entschieden, daß sie die Resultate einer Münchener neuen Schule zum erstenmal nach Berlin trugen; seine brillanten Aktzeich-

nungen dagegen wachsen über das Vorbild des ängstlicheren Raab selbständig hinaus. Stauffers Aufenthalt in der Hauptstadt verstärkte noch diesen Gegensatz zwischen dem Maler und dem Zeichner in ihm: er verlor, weil die Anregung von München ihm fehlte, an „Ton", an Sicherheit, nicht in der Auffassung der Persönlichkeit, deren Kern er mit eindringendem Verständnis zu halten wußte, wohl aber in den malerischen Qualitäten. Er fing an zu experimentieren; er befreite sich von dem Vorbild der Alten und gewann einfachere, moderne Wahrheit — aber diese auf helle Hintergründe, auf neue impressionistische Ausdrucksmittel strebende Übung blieb dennoch mehr ein Suchen und Tasten als ein Finden und Greifen. Neue malerische Wege wurden erstrebt, und das war Stauffers Verdienst; aber der sie erstrebte, war kein Maler — und so gelangte er zuletzt zu einer völligen Änderung seiner Absichten: er ward Radierer.

Der Freundeskreis, in den Stauffer eingetreten und dessen hervorragendes Mitglied Max Klinger war, beschleunigte diese Wendung. Der Griffelkunst, wie sie Klinger ausübte und der Kupferstecher Peter Halm aus München, der den Winter 1884 auf 85 in Berlin verbrachte, trat Stauffer immer näher; Halm gab ihm Unterweisung im Stechen und Radieren; und er radierte.

Praktisch und theoretisch zugleich, nach seiner Art, strebte er jetzt die herabgekommene graphische Kunst neu aufleben zu lassen, die er als freischaffende, nicht

als reproduzierende Tätigkeit liebte. Mit bewußter Sicherheit verband er die beiden Ausdrucksmittel, Stichel und Nadel, und gewann binnen kurzem, in eifrigstem Bemühen, eine so völlige Festigkeit der Hand, daß er seine Köpfe und Akte direkt auf die Platte zeichnen konnte. Die verrufene Arbeit des Ätzens verrichtete er unbekümmert selbst. Häufig überging er, was er mit der Radiernadel gearbeitet, mit dem Stichel noch einmal und gewann jetzt erst durch zarte Strichlagen die volle malerische Wirkung. Eine ausführliche Denkschrift für leitende Männer der Berliner Kunstpflege, die Herren Schöne und Bode, faßte klug zusammen, was die Erfahrung ihm ergeben hatte; und so strebte er erfolgreich, zur Seite seiner Freunde Klinger und Geyger, für eine Erneuerung des Radierens, die die Kunstübung der Dürer, Holbein und Rembrandt uns zurückbringen sollte.

In Max Klingers Schaffen vor allem, seines verehrtesten Freundes, vertiefte sich Stauffer damals ganz; und es waren unvergeßliche Stunden für mich, wenn er in seinem Atelier, gegen Feierabend, Mappe um Mappe hervorlangte von Klingers Radierungen und die geheimsten Schönheiten dieser Schöpfungen voll tiefer Eigenart, des „Handschuhs" etwa oder der Phantasien zu den römischen Klassikern, mit herzlich neidloser Bewunderung aufwies. Aus dem geräuschvollen Treiben des Berliner Westens hatte sich Stauffer in eine neu aufsteigende Häusergruppe zur andern Seite des Tiergartens geflüchtet, in die Klopstockstraße, und

hatte damit seinen Rückzug aus der Gesellschaft auch äußerlich markiert; der eifrig Schaffende brauchte Ruhe, und nur ein vertrauter Austausch mit wenigen Intimen blieb ihm Bedürfnis. „Arbeit ist das beste Hemde", sagte er mit dem alten Chronisten; und vom frühesten Morgen an über seine Leinewand und seine Platten gebeugt, setzte er durch nimmerrastendes Gestalten uns alle in Staunen. Dabei war ihm Genuß, was andern Mühsal: ein wochen-, ja monatelanges zielbewußtes Haften an immer dem gleichen Gegenstande; Ermüdung schien er nicht zu kennen, und sein inneres Ringen um das Ideal erlahmte selbst dann kaum, wenn ein augenblickliches Mißlingen jenen „moralischen Katzenjammer" brachte, den er so tief, wie nur je eine leidenschaftlich bewegte Künstlerseele, im Auf und Ab von Verzweifeln und Hoffen in sich zu empfinden vermochte. Nur den nächsten Freunden fiel eine nervöse Belebtheit Stauffers wohl auf, die sich, zumal am abendlichen Kneiptisch der „Villa Anna", in paradoxen Gedankensprüngen erging; doch er verlachte die Warner und vertraute fest auf seine „Eisennatur", deren scheinbar unendliche Kraft er froh empfand. Ein Augenblicksbild hält die Erinnerung an diese geistig belebten, von der großen Welt bewußt geschiedenen Tage im stillen Wirtshaus der Lessingstraße fest, ein Bild, das Klinger und Stauffer miteinander zeigt: auf einem Lehnstuhl, in einem Büßergewande, sitzt Stauffer, wie ein anderer Hiob anzuschauen, leidend an den komplizierten Folgen eines ausge-

lassenen Abends; Klinger steht daneben und hält über dem Kopf des kranken ein Porträt des gesunden Stauffer, das mit seiner Lebenslust des Leidenden zu spotten scheint; unten aber steht ein Psalm verzeichnet, der fromme Ausgangspunkt der Debatten des Abends und seiner übeln Folgen.

Erholung von der Arbeit und der Überreizung der Hauptstadt brachten die Sommerferien, die in der Schweiz zu verleben ihm selbstverständlich war; denn so früh er auch geschieden, er liebte die Heimat mit echter Schweizertreue, er liebte die Seinen, die Berner Berge, die Dichter seines Volkes, die Gotthelf, Keller, Meyer, Leuthold. Auf weiten Fußwanderungen vertobte er dann nervöse Verstimmungen, und eifrig berichtete er uns Berlinern: wie er frühmorgens pfadlos in die Berge marschiert, „ruppig" aller städtischen Kleidung entsagend; und wie er mit der untergehenden Sonne erst heimgekehrt, mit zerschlagenen Gliedern oft, aber die Sinne freigebadet. In solcher glücklichen Sommerszeit hat er auch die Bilder seiner Familie mit Farbe und Nadel und Stichel liebevoll festgehalten, Mutter und die beiden Schwestern, und hat zumal in dem Porträt der Mutter ein Werk von intimem Reiz geschaffen, das in seiner schlichten Herzlichkeit den Altmeistern nahekommt: der tiefempfundene Dank eines Sohnes an die treueste Förderin seines Wollens, seine redlichste Freundin in Leid und in Freud.

Und weil der allezeit Fleißige auch in den Ferien an neues Schaffen denken mußte, so ging er von

Bern nach Zürich fort, im Herbst 1885, um seiner lieben Landsleute Bildnis zu beginnen, Kellers und Meyers. Er brachte auf Meyers Besitzung über dem Züricher See, in Kilchberg-Bendlikon, arbeitsfrohe Tage zu und gewann, durch sein frisches Draufgehen, auch Kellers Verschlossenheit schnell; und ich erinnere mich noch gut, wie Keller mit stillem Behagen von einer nächtlichen Heimkehr berichtete, da Stauffer heiter die Frage im Kreise herum gab: wer ein Brunnenpostament, unfern des Sees, mit ihm erklettern wollte; und als man den Scherz belachte, machte er unerwartet Ernst, war im Nu oben und hielt von dem bevorzugten Platze herab, gestikulierend und auf einem Beine stehend eine Rede an die Verdutzten, an Keller und Böcklin. „Verfluchter Kerl", meinte Keller mit gutmütigem Lachen, „in der Nacht, wo unsereiner froh ist, wenn er auf beiden Beinen dastehen kann, stellt er sich hoch auf das eine"; und er wiederholte noch ein paarmal leiser für sich, in seinen Weißbart hinein: „Verfluchter Kerl!"

Zu einem Kellerbilde kam es diesmal nicht, aber im folgenden Sommer, in einem Landhaus von Zürich-Enge, sollte das Porträt begonnen werden. Ein Schulkamerad Stauffers hatte sich dort niedergelassen und den Künstler eingeladen, auf seinem Besitz ein Atelier aufzuschlagen; auch seine Frau sollte dann von Stauffer gemalt werden. Ein lebhafter geistiger Verkehr eröffnete sich, seit diesen Tagen her, zwischen Stauffer und den Züricher Freunden; und mit dem

Eintreten von Lydia Escher in sein Dasein beginnt für seine Lebensgeschichte ein neues Kapitel.

Lydia Escher war 1858 in Zürich geboren, die einzige Tochter Alfred Eschers, den sie den Prinzeps von Zürich nannten. Aus einer der ältesten Familien der Stadt entstammend, die bis ins 14. Jahrhundert ehrenvoll zurückreicht, hatte er ererbten Besitz genial gemehrt und eine Fülle von Einfluß und Macht um seine Person versammelt: ein kleiner Fürst, der die zürcherische Regierung leitete und im Großen Rat gebot, und der, als Schöpfer der Gotthardbahn, mit den Bismarck und Delbrück in Deutschland, den Jacini und Correnti in Italien staatsmännisch zu konferieren wußte. Von dem Denkmal, das ihn ehrt, schrieb Gottfried Keller, sein Freund: „Bedürfte der Stein einer weiteren Inschrift als derjenigen seines Namens, so ließe sich eingraben:

Dem Manne, der mit Geistestreue und eigenster Arbeit sich selbst Pflichten auf Pflichten schuf und, sie erfüllend, wirkend und führend, seine Tage verbrachte, die Nächte opferte und das Augenlicht!"

In reichster Tätigkeit hatte Escher seine Gesundheit erschüttert: in der hohen, stolzen Gestalt wohnte ein schweres Leiden, das schon in der Zeit, da er in die Ehe geschritten, sich vordeutend anzeigte und Keime des Verfalls auf sein Kind übertrug. Als Mann von 38 hatte er ein junges Mädchen von

18 geheiratet; doch mit drei Jahren schon verlor Lydia die Mutter, und ihre Erziehung ward eine unsichere; durch vielerlei Hände weiblicher Verwandten und wechselnder Pädagogen ging die eigenwillig wie eine kleine Prinzessin Aufwachsende, und an den Schwankungen in des Vaters Gesinnungen mußte sie teilhaben: plötzlich von blindem Vertrauen zu blinder Abneigung überzuspringen, war ein Charakterzug Alfred Eschers, den Lydia geerbt hatte. Doch auch die Willenskraft des Vaters hatte sie geerbt, den Drang sich zu betätigen und das energische Wollen: gegen seinen entschiedensten Widerspruch setzte sie ihre Verlobung durch und schritt in die Ehe mit Stauffers Schulkamerad, zu Weihnachten 1882. Als sie Stauffer kennen lernte, war sie seit zweieinhalb Jahren vermählt und lebte kinderlos auf der prächtigen Besitzung am See, „Belvoir“, dem großen Haushalt eine eifrige, peinliche Verwalterin. Geistige und künstlerische Interessen mußten eine unwillkommene Muße ausfüllen, da die Konvention der Millionärin eine eigene Tätigkeit verbot; aber etwas blieb ungelöst in ihr, ein Trieb, teilzunehmen am Leben, der zu Ungewöhnlichem wohl die glücksverwöhnte Frau fortriß. Erzentrisch, auffallend, ja verschroben nannten die von außen Urteilenden Lydia Eschers Wesen.

Auf Stauffer hatte der vornehm in sich geschlossene Haushalt und seiner Herrin stattliche Gestalt einen starken Eindruck gemacht: hohen Wuchses, mit stolzen Gliedern wie der Vater, schritt Lydia dahin, eines

der „großen Menschenbilder“ unter den Züricher Frauen, wie sie Gottfried Keller uns geschildert. Heimgekehrt, wußte Stauffer viel zu erzählen vom Belvoir, mit der geistreichen Lebhaftigkeit, welche er unter vier Augen so schnell entfaltete: wie er nie zuvor so viel Liebenswürdigkeit bei so viel Schick getroffen, so treffendes Urteil und geschulten Geschmack bei so viel weiblicher Sorgsamkeit um das Nächste, um die saubere Eleganz des Daseins. Wenn die Schweizer Frauen sonst den Vergleich mit den Damen der Berliner Gesellschaft, denen er näher getreten, nur schwer bestehen könnten, so sei ihm hier eine ganz eigene Erscheinung begegnet, ein Typus von Züricher und Pariser Kultur zugleich, von heimatlicher Vertrautheit und doch wiederum imponierender, weltstädtischer Feinheit. Kurz, er konnte nicht müde werden, von dieser Frau zu erzählen und zu erzählen, und wer Stauffer kannte in seinem starken, unplatonischen Temperament, mochte leicht ahnen, daß nicht nur der Enthusiasmus des Freundes, der Kunstsinn des Malers es waren, die so beredt sich äußerten.

Schnell kam der Briefwechsel in Bewegung zwischen Stauffer und Lydia Escher, und durch vier Jahre, bis in den Herbst 1889, fuhr er unermüdlich fort, sein innerstes Sein der Freundin zu offenbaren. Alles, was er ist und fühlt und erstrebt, sein ganzes wogendes Seelenleben spricht er aus, ihr geistiges Dasein zu schmücken; er gibt sich ihr völlig und huldigt der Entfernten mit dem Besten, was er hat, dem

Bekenntnis seines künstlerischen Wollens. In ihren kräftigen, männlichen Zügen, in ihrer naiven Klarheit des Ausdrucks und des Gedankens umschließen diese Briefe manches Kunstgeheimnis, der Lösung wert: Briefe, wie sie von den Menschen unseres endenden Jahrhunderts selten und immer seltener geschrieben werden, ein Zeugnis des Stauffersehen Fleißes auch sie. Ein rücksichtsloser Drang erfüllt sie: nach der Gestaltung des Schönen, aus der eigenen Natur heraus, und nach der Erkenntnis des Schönen, im Vorbild der Alten. Das Gefühl unendlichen Ringens mit seiner Aufgabe, eines nie gelösten, selten nur aussetzenden Kampfes, welches jeder echte Künstler kennt, ihn besaß es ganz, in gesteigertem und sich steigerndem Umfange, krankhaft, wenn man so will; und wer seine Briefe an Lydia Escher liest, wird von dem Mitempfinden solcher Qualen unmittelbar gepackt werden. Und wenn er in seiner Kunst jenes erstrebte Phantasiemäßige nicht gewann, wenn ihm die freie Kombination vieles Einzelnen zu einem scheinbar Neuen, welche man zumeist phantasievoll zu nennen pflegt, nicht glückte — so erweisen die Briefe lebendig, daß er jene andere Phantasie doch besaß, welche das Einzelne reich anschaut, als ein Unendliches, und welche es, in der Fülle des Gefaßten und Geformten, wieder zu einem Ganzen erhebt: sie legen Zeugnis ab von den unendlichen Anläufen des Schaffenden, dem Hoffen, Zaudern, Verwerfen, endlich Gelingen, welche das innere reiche Sehen seiner Natur auf-

schließen. Laut und eindringlich reden sie zur Ehre dessen, der verstummt, und der im Leben mißverstanden worden wie wenige.

Denn zwei Menschen lebten in Stauffer, und nur den äußeren kannten die meisten, beurteilten ihn und verurteilten ihn: das war das verwöhnte, vom Glück getragene und von den Frauen gehätschelte Weltkind, das Produkt von Schweizer Derbheit, Münchener Ungebundenheit und Berliner Gesellschaftston, ein Gemisch von Naturburschentum und Blasiertheit, ein bißchen Parvenü, ein bißchen Renommist, der den Leuten wohl gelegentlich Männerchen vormachte und sein Wesen, indem er es zu entfalten schien, vielmehr ganz verbarg. Doch tief unter dieser Oberfläche, unter allem, was ihm nur angeflogen war in einem bunt geführten Dasein, steckte nun erst der eigentliche Stauffer: eine ernste, reine Künstlerseele, leidenschaftlich hingegeben dem Triebe, sich schaffend auszuleben. Darum können für den Gestorbenen diese innersten Bekenntnisse jetzt sprechen, und sein echtes Bild mögen sie helfen wiederherzustellen. Ein Mensch entfaltet sich in diesen echten „documents humains“ mit aller Deutlichkeit und Treue des Lebens: nach den obersten Zielen der Kunst verlangend, aber auch mit offenen Sinnen jedem zugewandt, was natürlich und menschlich ist, und was das Dasein fröhlich schmückt.

Künstlerbriefe, nicht Liebesbriefe sind es, die Stauffer schreibt; und wenn auch seine Neigung zu der verehrten Frau schon offen dazuliegen scheint, ehe

ein Wort der Werbung gesprochen — äußerlich wahrt er sorgsam die konventionellen Formen der Höflichkeit, er hält vorsichtig Distanz zu der „verehrtesten Frau und Freundin", und nirgend fehlt am Schluß die Versicherung hochachtungsvoller Ergebenheit, nirgend der freundliche Gruß für den Gatten, der als ein Leser der Briefe gleichfalls gedacht ist. Aber dennoch, die zunehmende Wärme und Vertraulichkeit der Bekenntnisse fühlt sich durch, und aus allem Formenkram blickt ein unbewußtes Geständnis hervor, in tausend Wendungen; und wenn noch im Beginn der Korrespondenz Stauffer von unglücklicher Liebe berichtet, die ihn zu einer Berliner „beauté du diable" erfüllt, so hat er so naive Beichte aus Rom nicht mehr abgelegt, mit gutem Grunde.

In Stauffers Ton, in Stauffers Interessen geht Frau Lydia ganz ein, und den sich Nähernden weiß sie festzuhalten; ja, zuweilen scheint es, daß sie die Führende ist, er der Geführte, so hier im kleinen, wie später im großen. Zwar ihre eigenen Briefe sind, auf unerklärte Weise, verloren gegangen; aber auch aus Stauffers Antworten läßt sich der Ton, welchen sie anschlug, der Wärmegrad ihrer Teilnahme ablesen. Gleich auf seinen ersten Brief (er fehlt in der Sammlung, die mir Frau Escher zugestellt) antwortet sie mit Wohlwollen für seine „Meinungen und Tätchen"; als er, in der Erinnerung an Belvoir, das verzauberte Schloß, ein liebes Heim vermißt, sendet sie ihm, zum Schmuck kahler Junggesellenwände zwei „geschmackvoll

arrangierte" Blätter; und eifrig hält sie den Gedanken des Bildes fest, das Stauffer von ihr entwerfen soll und fragt vorsorglich beizeiten nach ihrer Toilette und Pose. Auf Stauffers Anregung dann, sich mit Hilfe von Spiegeln malerisch „aufzufassen", geht sie willig ein, und es schien ihrer vorwaltend ästhetischen Lebensbetrachtung ganz gemäß, die eigene Person als künstlerisches Objekt bewußt nun zu betrachten. Wann sie ihn erwarten darf? fragt sie weiter und ladet ihn ein, auf Belvoir, wo er malen soll, auch zu wohnen; und als teilnehmende Freundin erkundigt sie sich nicht nur nach seinem eigenen Sein, sondern auch nach dem Leben seiner Nächsten, nach der Mutter und den Geschwistern, die sie selbst nicht kennt. So spinnt sie immer fester das Band, das ihn umschließt, und mit kleinem und zufälligem Detail des Tages hebt an, was schicksalsvoll enden soll.

Immer von dem Nämlichen hat Stauffer der Freundin zu berichten: von Arbeit, rastloser Arbeit. Er lehrt und korrigiert die Versuche der Schülerinnen, die sich (jene „beauté du diable" unter ihnen) in seinem „Damenatelier" versammeln; er ist unermüdlich am „endgültigen" Erlernen des Radierens, welches ihm das herrlichste Ausdrucksmittel dünkt; und der Berliner Gesellschaft nun ganz entsagend, sitzt er ohne Unterlaß in seiner Werkstatt, ganz erfaßt von leidenschaftlichem Schaffensdrang. Seine Briefe werden kurz und zerstreut, und selbst der Schrift, der sonst so durchsichtig festen, merkt man in diesen kurzen Billetts

das Gehetzte seiner Existenz an: „Uns ist gegeben an keiner Stätte zu ruhn," so ruft seine geniale Unrast mit Hölderlin aus, wieder und wieder. Er vergißt die Höflichkeit und zweifelt, ob seine Korrespondentin die Intentionen seines Radierens auch fassen kann; und in der Eile verwechselt er sogar die sonst so bestimmt festgehaltenen Formeln und zeichnet statt hochachtungsvoll „freundschaftlich". Nervösere Briefe hat er selten geschrieben als damals; und redlich hatte er sich die Ferien verdient, die er im Sommer 1886 mit erschöpften Nerven antrat, und die ihn bald ins Belvoir hineinführten, in Frau Lydias „schönes Paradiesgärtlein", wie er selbst es genannt. Wohl lockte die Eva, und in Stauffer regte der alte Adam sich; aber noch geschah kein Apfelraub, und kein feuriges Schwert zeigte sich an, ihn aus dem Eden zu vertreiben.

Im Gewächshaus des Belvoir schlug Stauffer sein Atelier auf, das mit Oberlicht sorglich versehen und von der Hand der Freundin liebevoll eingerichtet war; noch heute steht es unverändert da, an seinem hellen Scheibendach von außen schon kenntlich. Täglich pilgerte nun Keller hinaus, von seinem Hottingen nach Enge zur andern Seite des Sees, wo das einzige Ölbild entstand, in hellen Farben impressionistisch gemalt, welches das Antlitz des Meisters Gottfried festhält; doch nicht das offizielle Bild ward das ge-

lungenste, sondern das momentan, zufällig erlauschte und erhaschte: während Keller mit gesenktem Blick, nach seiner Art, dasaß, nachdenklich, träumerisch, das Taschentuch in der Rechten geballt, die Zigarre zwischen zwei Fingern der Linken, hatte Stauffer die Skizze in rascher Heimlichkeit angefertigt; und er besorgte mit gutem Grunde, daß Keller das dem Leben in jedem Sinne abgestohlene Bild, mit seiner leichten, echten Komik, nicht eben freundlich empfangen werde: „Herrn Dr. Gottfried Keller verehrungsvoll" schrieb er auf das frappante Blatt; aber ihm das Resultat des schnellen Raubzugs vorzulegen, zögerte der sonst nicht Ängstliche lange: denn vor dem Genius des großen Landsmannes stand er wirklich „verehrungsvoll" da, mit eindringendem, tiefem Verständnis.

Impressionistisch, im Sinne der Freilichtmalerei, wie das Kellerbild, ward auch Frau Lydias Porträt gefaßt, in leuchtenden Farben: ein lebensgroßes Ölbild, hell in hell hingemalt, der blonde Kopf mit dem neuropathischen Zug um Auge und Mund in Staufferscher Sicherheit erfaßt, die Toilette vom feinsten Geschmack, das Ganze ein Typus der mondaine, wie die französische Kultur sie ausbildete. Dem Porträt, das der Öffentlichkeit gegenwärtig entzogen ist, steht eine Ölskizze und eine Radierung zur Seite, welche Stauffers Familie bewahrt: sie lassen die stattliche, stolze Frau deutlich anschauen, in welcher Kraft und Leiden sich eigen mischen. Das hochblonde Haupt überschattet von einem Rembrandthut, mit ausgeschnittenem Kleide,

das Hals und Büste freiläßt, steht die aristokratische Erscheinung da; die Augen blicken klug leuchtend in die Welt und scheinen Anteil und Bewunderung lebhaft zu fordern. Das Rund des Kopfes ist schweizerisch gesund, das Kinn ladet kräftig aus; und doch liegt ein Schein von Mattheit und Enerviertheit über dem Ganzen, der Blick, der auf der Radierung fest scheint und munter, verschwimmt auf der Skizze in feuchtem Glanze, und ein leidender Zug verläuft von der energischen Nase zum zierlichen Munde. In diesen vielfachen Studien, Sitzungen, Besprechungen seiner Arbeit, in dem heißen Bemühen, das Bild der verehrten Frau sich ganz in die Seele zu prägen, mag Stauffers Neigung zuerst sich bewußter offenbart haben; und wenn er auch, getreu dem Versprechen, ein stiller Gast zu sein, sein stürmisches Wollen noch zügelte, sagten Blicke wohl, während die Palette ihm entsank, was die Worte noch verschwiegen: „an diesem Tage lasen sie nicht weiter".

In eine neue Phase war seit Stauffers Rückkehr aus Zürich sein Verhältnis zu Frau Lydia getreten: die ausgesprochenste Freundschaft waltete nun, die zu immer regerem Austausch des Erlebten und Gedachten führte, zu einer erhöhten Form gegenseitiger Teilnahme. Als er zu Neujahr 1887 die Bilanz des Jahres zieht, stellt er auf die Gewinnseite als einen obersten Posten: Lydias Freundschaft. Kleine Schwächen werden jetzt

neckend aufgezählt, und Stauffers Unsicherheit in orthographischen Zweifelsfragen, sein Talent, dem Gänsekiel Tintenklere zu entlocken, geben Anlaß zu harmlosem Spott. Der lange Aufenthalt im Belvoir hatte auf Stauffers Geschmack verfeinernd gewirkt, das zeigen die Briefe deutlich: nicht auf den Geschmack in künstlerischen Fragen zunächst (obgleich auch hier die reichere Bildung der Frau ihm manche Anregung gewähren konnte), sondern auf seinen Sinn für den intimen Luxus des Lebens, für Komfort und den Schmuck des Hauses; und wie nahe diese beiden für den Maler zusammenhängen: Kunst und Luxus, wie sie sich gegenseitig stützen und stärken, bedarf der Ausführung nicht. Die Neigung zu der Gastfreundin hat ihm auch Neigung gegeben für das Milieu, in dem sie lebt, und er sucht seine „verstaubte vernachlässigte Junggesellenbude" umzuschaffen in ein stimmungsvolles Heim, gleich Schloß Belvoir. Eifrig sammelt er nun, was sein Haus schmückt, Stiche und Pendulen, Tröstliches für Leib und Geist, und er setzt eine würdige Haushälterin zur Verwalterin und Schaffnerin über sein Eigen; auch Frau Lydia stellt sich mit Geschenken ein, sie sendet einen Bratspieß für die Küche, welcher feierlich eingeweiht wird, und süße Schweizer Gaben zu Weihnachten, die Stauffer „mit Verstand genießt".

Als sie auch noch einen Ofenschirm für die Klopstockstraße sticken will und ein Halsband für den Pudel Schnugg, da lehnt er taktvoll die Gaben, als ein Zuviel, ab; allein Frau Lydia beharrte auf

ihrer Absicht, energisch im kleinen wie im großen, und herzlich fühlte sich Stauffer so liebenswürdiger Güte verpflichtet. Doch wenn sie, nach Frauenweise, gibt, so liebt sie auch, nach Frauenweise, den Mann für ihre kleinen Pläne und Besorgungen in Bewegung zu setzen: um Teppiche zu kaufen, um Monogramme zu zeichnen, um Schmuck auszusuchen, wird Stauffer eingespannt; und sein Freundeseifer droht nur dann zu erkalten, wenn er nicht für Frau Lydia selbst, sondern für beliebige Dritte gute Dinge einhandeln soll: denn alles Schöne, Kostbarste, das er sieht, möchte er der liebsten Frau zu Füßen legen.

Immer tiefer spann sich Stauffer, in der Erinnerung an reiche Ferientage, in die Aufgabe ein, Frau Lydias Bild festzuhalten; den Künstler in ihm wie den Menschen bewegte es im Innersten, diese nervös-moderne Erscheinung, Weltdame von Kopf zu Füßen und Kind dieses Jahrhundertsendes, Kind des Luxus und verfeinerter Kultur, malend zu erfassen; und wenn der Trieb, psychologisch zu ergründen, in allen guten Porträts Stauffers waltet, ein Trieb, der nicht auf momentane und zufällige Lebensäußerungen sich richtete, sondern auf den rechten Kern der Persönlichkeit, so hat zumal hier verschwiegene Neigung des Künstlers Hand geführt und Werke geschaffen von schicksalsvollem Gehalt. Mancherlei Experimente unternimmt er, den ersten Wurf des großen Bildes, das ihn nach Berlin begleitet hat, zu verbessern; und nicht zufrieden mit dem einen Kunstwerk, setzt er

immer von neuem an, das Rätsel jener Frauenseele zu ergründen: in Öl, in Pastell hat er sie gemalt, er hat zu seiner geliebten Radiernadel gegriffen und dies feine Antlitz im Stich zu halten gesucht, und keiner der berühmten Poeten und Maler, die er uns geschildert, nicht Gottfried Keller, noch Adolf Menzel, noch Gustav Freytag hat seinem künstlerischen Gestaltungstrieb mehr zu schaffen gegeben, als Lydia Escher.

Gustav Freytags Bild war das zweite große Werk, welches Stauffer diesen Winter in Atem hielt. Im Auftrag des Staates ihn für die Nationalgalerie zu malen, ging Stauffer nach Siebleben bei Gotha, wo der Dichter Winteraufenthalt auf seinem Gute hatte; und bald hatte sich Stauffer in das Problem dieser Physiognomie „festgebissen", nach seiner Art, und mit hartem Willen sich stachelnd, suchte er es zu lösen. Weil er aber immer weiter, im Verlauf seiner künstlerischen Entwicklung, vom eigentlich malerischen Empfinden abgekommen, und weil Gustav Freytag in der zusammengefaßten Würde seines Alters zwar höchst respektgebietend, doch nicht „poetisch" vor ihm saß (mehr Oberst Berg als Conrad Bolz), so befriedigte das Erreichte den Maler selber nicht; und, wie bei Keller, stellte er neben das offizielle Gemälde eine lebensvollere Radierung hin, mit dem Reiz des Zufälligen: ein strammer alter Herr mit klugen Augen will eben seinen blühenden Garten durchschreiten, ein Geräusch, ein singender Vogel vielleicht, läßt ihn auf-

horchen, und so steht er denn ruhig, glücklich in dem ländlichen Frieden da, otium cum dignitate genießend.

Auch eine dritte Aufgabe, an der Stauffer, tief in Problemen steckend, sich peinlich mühte, glückte dem nach Berlin Wiederkehrenden nicht: er hatte einen lebensgroßen Gekreuzigten angefangen; aber schon im ersten Anlauf fühlte er, daß er nicht ein Bild, nur eine Studie schaffen würde von technischem Wert, und daß er nicht völlig, wie bei der Zeichnung, Herr seines Materials sei: einen „ordentlichen Pinsel voll Farbe hinzustreichen", getraut er sich weniger denn je. Unruhig und nervös, wie diese Mißerfolge ihn machen, fängt er an, von seinem Freunde, dem Bildhauer Wägener, angeregt, sich mit dem Rüstzeug des Bildhauers zu versehen: Modellierstühle sind da, so berichtet er, und noch diesen Winter soll es losgehen! Und seine Stimmung ganz zu verderben, kommen persönliche Erlebnisse hinzu: die Liebe zu jener „beauté du diable", welche durch die werdende Neigung für Lydia nicht verscheucht war, erkennt er als hoffnungslos; und in seinem schön geordneten Haushalt bricht mit dem Fortgang der Schaffnerin, die auch den Pudel Schnugg entführt, das alte Chaos freudlosen Junggesellenlebens wieder ein. Die Stadt wird ihm verleidet, und der junge Lenz lockt hinaus in die Natur; und so entschließt sich Stauffer, um die künstlerischen und die menschlichen Wirren zu enden, zu einer Reise und geht nach Paris, nach Belgien und Holland.

„Ich muß wieder sehen, was meine Freunde von Frankreich machen", hatte der preisgekrönte Maler des Max Klein 1881 gerufen; jetzt, sechs Jahre später in den Pariser Salon wiederkehrend, findet er den alten Enthusiasmus nicht zurück, und den „Freunden" fühlt er sich entfremdet: die Krisis, vor der sein eigenes Schaffen steht, reflektiert auch auf sein Urteil. Die Technik, die korrekte Zeichnung, die naturalistische Farbe — alles das erscheint ihm nun als bloße Vorbedingung des Schaffens; aber da, wo die Kunst eigentlich anfängt, so will es ihm scheinen, da hören diese Pariser Herren schon auf, die bald als Realisten und bald als Idealisten posieren, aber immer posieren. Sie wollen zeigen, wieviel sie selber sind; wie delikat ihre Auffassung, wie neu ihre Behandlung. Ihn aber treibt es, zu zeigen: wie schön die Welt ist — und diese Art von Kunst, meint er, schließt jede Pose aus. Vom Gemalten weg, vom unendlichen Studium des fachmännisch Geleisteten weg strebt er in die Natur unmittelbar; die will er sehen, die will er fassen und allem Schulenkram, allem modernen „—ismus" entsagen. Mehr als die Bilder, die neuen und die alten, sprechen zu ihm die holländische Landschaft, das Nordmeer und die Wolken; und gegen alles enge Spezialistentum, gegen die stets im Kreise herum sich drehenden geschickten Kleinigkeitskrämer der Malerei findet er jetzt, in der Bewegung seines ganzen inneren Menschen, schlagende, große und freie Worte.

Stauffer zog die Konsequenz aus den Eindrücken dieser Reise, indem er, nach kurzem Aufenthalt in Berlin, nach der Schweiz aufbrach, um sich dort als Landschaftsmaler zu versuchen; die Heimat sollte ihm geben, dem Menschen wie dem Künstler, was ihm fehlte und was er so heiß ersehnte: inneren Frieden und das seelische Gleichgewicht. Je mehr er sich der Malerei, wie er sie bisher geübt, entfremdet fühlt, desto mehr auch entfremdet er sich der Stadt, die seinem Schaffen Beifall zugerufen; ihn fröstelt es in Berlin, und er wünscht sich fort nach München, wo die Aussicht auf eine Professur sich anzeigt, und wo er fern allem Luxus, in bescheidener Lebenshaltung, einzig seinen künstlerischen Zielen leben will. Als er auf der Reise in die Schweizer Berge zunächst bei Frau Lydia einsprach und seine Kümmernis, wie er sie schriftlich entwickelt, nun mündlich wiederholte, als er von seinen Plänen als Landschafter und als Bildhauer sprach, machte ihm die Freundin den Vorschlag: auf längere Zeit nach Italien zu gehen und dort in völliger Unabhängigkeit seiner Kunst zu leben; und um ihn vor jeder äußeren Sorge in dieser Zeit zu bergen, stellten Lydia und ihr Gatte ihm ein festes Gehalt zur Verfügung, für fünf Jahre; dafür sollte alles, was er arbeitete, ins Belvoir wandern, als Eigentum der Freunde. (Auch zwei Familienporträts, welche er angefertigt, Frau Lydias Bilder und das Gemälde von Gottfried Keller wurden in diese Rechnung eingeschlossen.) Stauffer nahm freudig und unbe-

denklich an, was mit so vornehmer Gesinnung geboten wurde: zwar von der Ersprießlichkeit einer Italienfahrt war er noch nicht überzeugt; aber die goldene Freiheit, die ihm winkte, hatte Frau Lydia ganz aus seinem Sinne heraus erwirkt. Das Schaffen um Lohn, je tiefer sein künstlerisches Bedürfnis sich entwickelt hatte, je gebieterischer es ihn drängte, alle Gattungen im Kreise herum sich zu gewinnen, war ihm verleidet; aber doch blieb er besonnen genug, er blieb Schweizer genug, um gute Ordnung im Ökonomischen als die Basis für sein Leben zu empfinden. Gefesselt fühlt er sich so, im Künstlerkampf ums Dasein, wo er hätte frei sein müssen; und, wie in jenen strebenden Jugendtagen zu München, mußte „Geld" das Leitmotiv seines Schaffens sein. Wohl war es ihm besser geglückt als Unzähligen um ihn herum, seine Existenz zu gründen; aber auf Bestellung Bankiers und Salondamen zu malen, war ihm zur Qual geworden, und nun ihm so unerwartet, im kritischsten Moment, Erlösung kam, griff er mit beiden Händen zu: was ihm mit freiem Sinn entgegengebracht ward, empfing er frei und glücklich. Muße hatte er sich gewünscht und hatte er erhalten; aber die Muße des Künstlers, Muße zur Arbeit.

In der Einsamkeit des Jura versuchte nun Stauffer, in vielen Anläufen und Skizzen, des Landschaftlichen Herr zu werden; nicht das Zufällige in der Natur wollte er fassen, sondern das Wesentliche im Wechsel der Erscheinungen, das Typische: und auch hierin zeigte

sich der Wandel in seiner Kunstanschauung an, die Abkehr von dem Modernen, Impressionistischen, an dem er selber doch teilgenommen und dem er seit jenen Pariser Tagen abgesagt. Aber sein Streben mißglückte; zu lang war er der Übung, die er als Akademiker in der Münchener Gegend einst gepflegt, ferngeblieben, und zwischen seinem hohen Wollen und seinem Können, seinem geübten Sehen und seiner mangelhaften Technik war der Abstand unendlich. Sehr entmutigt verließ er die Berge, und nach einem neuen Aufenthalt im Belvoir ging er noch einmal, zum letztenmal, nach Berlin. Seine Übersiedelung nach Italien wollte er vorbereiten und mit Beginn 1888 in Rom einziehen.

Und nun ergriff ihn, während er in Gedanken schon jenseits der Alpen weilte, mit Allgewalt die Plastik: daß sie eine herrliche Kunst und daß sie seine Kunst ist, empfand er beglückt. Der erst nur zögernd gefaßte Plan der Italienfahrt erscheint ihm als die rettende Eingebung jetzt, als die lösende Tat, und der Boden brennt ihm unter den Füßen: nicht nur einen zeitweiligen italienischen Aufenthalt will er wählen — eine völlige Auswanderung soll erfolgen. Der ganze, mit Sorgfalt Stück um Stück erworbene Hausrat soll auf den Lagerhof reisen; und als wären keine Gaben von ihrer Hand darunter, erzählt er der Freundin unbefangen von diesem nutzlosen Ballast, der ihn nicht hemmen darf, und der verfaulen mag. Aus allen Verhüllungen der Kultur bricht in solchen Augenblicken die ursprüngliche Derbheit in Stauffer,

die Rücksichtslosigkeit des Künstlers hervor: die Zähmung durch Sitte und durch Neigung endet, wo eine unmittelbare Nötigung seiner Produktion aufsteht; und daß er in Wahrheit dem Geschlecht der Hölderlin entstammt, bezeugt er, dessen dämonischer Rastlosigkeit das Wort zu Recht geziemte: „Uns ist gegeben, an keiner Stätte zu ruhn!“

Wieder fand es sich, daß Stauffer auf dem neuen Wege seinen verehrtesten Freund zur Seite hatte: auch Max Klinger begann damals als Bildhauer zu arbeiten, auch er war geneigt, nach Italien zu wandern. Ein erstes Werk Klingers, eine Beethoven-Statue, fand Raum in Stauffers Atelier, und ich erinnere mich gut, mit wieviel Eifer sie Stauffer dem Besucher vorwies und bemüht war, über das Verfehlte der Technik hinweg, ihre echt Klingerschen Vorzüge aufzuweisen. Er bewunderte die Originalität des Freundes, wie stets — aber er selbst schlug andere Wege ein: zu den italienischen Meistern der Frührenaissance zog es ihn zurück, zum Donatello, und in den feiertäglichen Ernst der Plastik, in die edle Empfindung der lebendigen Form setzt er ihren besten Wert. Psalmen zu lesen und Hiob ist jetzt seiner Stimmung am gemäßesten. Weit hinter ihm versunken liegt der Gedanke an eine Münchener Existenz: dies Arbeiten für den Kunsthandel und Export will zu der künstlerischen Weihe nicht mehr passen, nach der er strebt. Aber wieder faßt er, aller leeren Idealität feind, mit herzhafter Energie seine Aufgabe an, in

arbeitsvoll-heißem Bemühen; und hatte er im letzten Frühling mit plastischen Skizzen nur erst experimentiert, „halb aus Neugierde, halb aus Nervosität", doch ohne bis ans Ende des Problems zu gelangen, so strebt er nun nach ganzer Durcharbeitung, nach letzter technischer Vollendung, und er rechnet aus, daß wohl zwei Arbeitsjahre draufgehen werden, ehe er das Ziel gewinnt, das ihn verlockt, vom Erreichten fort zum unbekannten Lande: das hohe Ziel, ein Bildhauer zu sein.

Blickt man von hier aus zurück auf Stauffers Schaffen als Radierer, welches jetzt seinen Abschluß fand, so sind die Züge deutlich wahrzunehmen, welche den Plastiker in ihm aufdecken. Seine Akte sind, in ihrer Greifbarkeit und Körperlichkeit, vollkommen; und wenn der letzte Schimmer der Weichheit ihnen fehlt, so hängt gerade dies mit dem plastischen Sehen aufs engste zusammen. Wie ein Medailleur, kann man sagen, modellierte Stauffer seine Stiche; die Bildnisse, insbesondere das beste: die Mutter des Künstlers, konzentrieren alle Wirkung auf die Einzelgestalt, meist ohne Hintergrund — gleichfalls dem Gefühl eines Plastikers gemäß. Und auf dem Bildnis Ludwig Kühns z. B. sind insbesondere die Augen vollkommen bildhauermäßig behandelt.

Weil Stauffer hier seine Stoffe frei auswählte, nicht auf Bestellung zahlender Gönner, sondern nach eigenem künstlerischen Empfinden, ist die Summe des Gelungenen so viel größer geworden als in seiner

Malerei; und wiederum zählt das Porträt eines Freundes, Peter Halms, zu den wahrsten und lebendigsten in der Reihe. Voller Eigenart ist das Bild eines verehrten Dichters, C. F. Meyers: wie ein Kopf aus einem italienischen Genrebild in Sonnenbeleuchtung. Und die Radierung eines nackten Frauenkörpers erstaunt, durch die feine Lebendigkeit der Linien: auf dem Leibe liegend, den sinnlich reizvollen Kopf auf die Linke gestützt, blickt er dem Beschauer voll entgegen. Nur vierundzwanzig Originalradierungen und Stiche sind das „Werk" Stauffers: sie sind in Deutschland unübertroffen, und mit Recht hat Bode an einen Meister wie Antonello erinnert, um diese Verbindung von leuchtendem, lebensfrischem Lichtton im Fleische mit voller, plastischer Erscheinung zu kennzeichnen und einzuschätzen.

Am 17. Februar 1888, nach einem neuen Besuch im Belvoir, traf Stauffer in der Stadt seiner Sehnsucht ein und verblieb dort, mit kurzer Ferienpause, bis in den September 1889. Der Plastik allein gehörte diese ganze arbeitsreiche Zeit; versunken schien, was bis jetzt er gewonnen im Leben, an Können und an Ehren; und das Gefühl ward Herr über ihn: als fange sein Leben nun erst an, als sei die Kunst, nach so vielen Jahren erfolggekrönten Schaffens, nun erst zu lernen.

Zwar sein erster Eintritt in Italien war kein

glücklicher, Unbill der Witterung und alle Schwierigkeiten der Übersiedelung, der Eingewöhnung setzten ihm hart zu. Sein erstes Atelier, in arger Vorbedeutung, schien ihm melancholisch wie das Grab; dazu die Ungewißheit seiner künstlerischen Zukunft, der ängstlich immer wieder auftauchende Zweifel: ob das Wagnis gelingen könne, mit seinen dreißig Jahren noch eine neue Kunstgattung, ganz ohne Unterweisung und Übung, sich zu gewinnen — sie schafften ihm einen „schwarzen Moralkater", dessen Stärke man zwischen den Zeilen seiner Bekenntnisse mehr noch ahnt als liest. So fieberhaft gespannt ist sein Erwarten, so aufgerüttelt sein ganzes Denken, daß es einer förmlichen Kur bald bedarf, seine zitternden Nerven zur Ruhe zu bringen.

Und dennoch, und dennoch, allen Hemmungen zum Trotz — nur hier möchte ich leben, ruft er, nur hier schaffen, so lange das Feuerlein in mir brennt. Seine Phantasie, die verrostet war, funkelt auf, römischer Frühlingszauber umfängt ihn ganz, und die Kunst, die er neu erfaßt, dünkt ihn die höchste: sono scultore io! ruft er, so stolz wie nur jeder andere ausgerufen: Anch' io son pittore! In der Liebe zur italienischen Sprache, deren er sich Meister macht, spricht er sein Heimischwerden im Lande künstlerischer Sehnsucht bewußt aus: hier wird er viel schaffen, reichlich, mühelos, in dieser einzigen Natur, dieser traumhaften Landschaft. Aber gähnte auch eine Sandwüste, wo jetzt Herrlichkeiten ohne Zahl locken — eines hielte

ihn gefaßt und gefangen: die Antike, Plastik und Architektur, die ihm jetzt aufgeht in ihrer ganzen, nicht auszuschöpfenden Schönheit. Hatte er bisher, in seinem eigenen plastischen Mühen, von der Renaissance die obersten Anregungen empfangen, so wird nun die Antike das Muster, dem er ganz erliegt; und Sehnsucht faßt ihn nach jenem alten Griechenland, so innig und so heftig, wie sie einst Hölderlins kranke Seele in sich gehegt. Und auch in seine geistigen Wirren sollten diese Träume von griechischer Wunderwelt sich noch ergreifend hinüberspinnen.

Seine erste Absicht, als er in Rom eingetreten, war, eine weibliche Figur zu schaffen, die sich die Haare bindet: ein echt antikes Motiv; doch verdrängte ein neuer Plan den früheren, und der „Adorant“ ward das Ziel seines Schaffens: ein ruhig, mit ganz wenig bewegten Armen dastehender Jüngling, der sein Gebet spricht. Ein „Speerwerfer“ folgte: wiederum hatte es den Künstler angetrieben, eine Adoleszentengestalt zu bilden, auf dem zarten Übergang vom Knaben zum Jüngling; und, ähnlich wie einst als Maler, so prägte er nun als Bildhauer seine Verherrlichung der menschlichen Gestalt, mit antikem Enthusiasmus, in nackten männlichen Figuren, nicht in weiblichen aus. Beide Werke zeigen Stauffer auf das allgemein Typische gerichtet, nicht mehr, wie seit erster Kinderzeit her, auf das charakteristisch Individuelle; beide zeigen ihn auf die ruhige Stellung gerichtet, auf die leise, unpathetische Bewegung: nicht

den Jüngling, der den Speer wirft, sondern den, der auf einen Speer gelehnt, den andern zuschaut, wollte er darstellen. Dem „Theatergeschmack“ in der bildenden Kunst, der heftigen Pose und dem auf „Neues“ gerichteten, modischen Raffinement ist er nun völlig Feind; in ihrer ganzen Reinheit will er die Plastik wiederherstellen, und als ihr einziges Ausdrucksmittel erkennt er die Bewegung der menschlichen Form, die organische Bewegung, das, was der Naturabguß nicht geben kann. Dies zu erfassen, in seiner Feinheit und Fülle, beschäftigt ihn ohne Unterlaß; und während er noch mit dem Technischen ächzend ringt, strebt er doch, über alles Handwerkliche hinaus, zum Empfindungsvollen auf, zum „Schönen“. Kunst ist Freude an der Natur, so wiederholt er, und alle besondern „Richtungen“ sind Erfindungen der Dekadenz; und seine Einsicht gipfelt in dem einfachen Wort: „künstlerische Produktion ist überzeugende, bildgewordene Naturanschauung und Empfindung“. So ward Stauffer, der Bildhauer, Klassizist — in bezug auf die Form war er es immer gewesen — und gewann jene kunstgeschichtliche Begeisterung für das im Altertum der Natur gegenüber Gearbeitete, die auch unsern Adolf Hildebrand mit den Augen eines Griechen sehen läßt. Stauffer würde ein Hildebrandianer geworden sein in der Plastik, das zeigt zumal seine Studie zum Adoranten, die fast vollendet zurückblieb. Seine Ideen in der Malerei, wie sie nach der Pariser Reise fruchtbar in ihm aufgekommen,

waren reicher und höher gewesen, als die über Plastik; doch wo dort nur Anläufe waren ohne Gewißheit, stand hier die nahe Aussicht auf volle Leistungen da, aus seiner künstlerischen Natur herausgewonnen.

Nur die Studie zum Adoranten ist uns zurückgeblieben, nicht das fertige, freie Werk. Stauffer wollte die Arbeit zweimal machen, das erstemal nach dem Modell, dann aber als Idealfigur, welche das an der Natur Beobachtete durch das Medium seiner Empfindung faßte. Beide Figuren waren in Bronze gedacht, das Postament in Marmor, mit reliefartigen, die Situation ausschmückenden Verzierungen. Alles sollte in die Idealfigur hineinfließen, was den Künstler in dieser Zeit bewegt hatte: ein schönes, stilles, ernstes Werk sollte es werden, die Herrlichkeit der Natur verkündend und des Gottes, italienischen Frühsommer, griechisches und christliches Empfinden; und in allen Mühen der Arbeit, sich wie ein Neuling plagend und irrend, erfreute sich Stauffer an dem Gedanken: das endlich Vollendete im Belvoir aufgestellt zu sehen, den Blick auf den See gerichtet und die Berge der Heimat. Das sollte sein erstes, wirklich freies Werk dann genannt werden.

Aber Stauffer war an eine Grenze jetzt gelangt, wo auch sein eiserner Wille Halt machen mußte: der römische Sommer, den er furchtlos in der Stadt verbracht, während um ihn herum alles floh, die Ar-

beit voll Erwartung und voll Zagen auf einem neuen Gebiet, wo er jeden Fußbreit sich gewinnen mußte, die unbekannte Kunst und das unbekannte Land miteinander, in denen er sich zu akklimatisieren hatte — alles das hatte an seinen Nerven gerüttelt und gezerrt: völlig verbraucht, mußte er endlich den Kampf aufgeben und ans Meer eilen, um Mitte September 1888. Als er dann leidlich wohl zurückkam, fehlte ihm doch noch der Mut, an die Ausführung des Adoranten zu gehen, und er begann, mit unverminderter Hingabe, die neue Figur des „Speerwerfers". Daß er modellieren konnte, wußte er nun; es galt das Gewonnene fester noch sich zuzueignen und das im ersten Anlauf verwegen Erstürmte zu festem Besitz zu erheben. Von allen diesen Kämpfen, Zweifeln, Siegen bleibt Frau Lydia die Vertraute; und was er ihr in alter Offenheit, doch in gewählterer Rede immerhin, gescheit und druckfähig, erzählt, kommt mit noch reicherem, fachmännischem Ausdruck in den Briefen an Peter Halm, mit unverhüllter Staufferscher Derbheit in den Briefen an Max Mosse zu Worte. Er huldigt der Freundin, zu deren gleichmäßiger Bildung, deren korrektem Stil sein Autodidaktengefühl respektvoll aufblickt; er möchte, als ein Nervenleiden sie peinigt, Frau Lydia an die Riviera ziehen zu erwünschtem Wiedersehen; und er fühlt sich herzlich und stetig ihr zu Dank verpflichtet, für die Freiheit künstlerischen Schaffens, die sie ihm geschenkt hat. Daß er sein „Geschäft" in Berlin nicht mehr fortzusetzen braucht,

in jenem Berlin, das so weit hinter ihm liegt, daß ihn keine äußere Rücksicht mehr auf seinem Wege hält und hemmt — die freudige Genugtuung darüber empfindet er ganz; und mit um so besserer Zuversicht kann er Lydias Gabe annehmen, als er in unendlicher Tätigkeit fortschreitet, sie zu verdienen, und in seiner Klause, seinem Kittel dahinlebt „wie ein Spartaner". Nur regelmäßige Ausflüge, mit Klinger in das Land, mit dem club alpino auf die Berge, unterbrechen die Arbeit, und den Zauber italienischer Natur weiß er dann voll zu empfinden und zu schildern; im Atelier aber versinkt er bald wieder so völlig in seine Kunstwelt, daß selbst die Briefe an die Freundin, um die Jahreswende 1888 zu 1889, spärlicher ausfließen: wieder beginnt das Auf und Ab von Hoffen und Fürchten, und erst als ihm das Gelingen des Werkes durch fremdes Urteil gewiß wird, wagt er zu bekennen: wie jammervoll verzweifelt es in ihm ausgesehen.

Allmählich aber, neben dem Schaffen im Plastischen, beginnt ein altes Interesse wieder wach zu werden in Stauffer und ein neues sich zu regen: der Maler meldet sich abermals an, und der Schriftsteller will entstehen. „Das Malen interessiert mich gar nicht mehr", hatte der „scultore" im Hochgefühl seines ersten italienischen Winters geschrieben; in diesem zweiten aber denkt er daran, daß die Zeit seines Malens und Stechens doch zurückkommen könne, und mit besserem Sinn, weil er den Bildhauer in sich frei gemacht hat, wird er dann Farbe und Tonwirkung

gewinnen. Einstweilen, bis er zur Tat schreitet, versenkt er sich betrachtend tief in die Werke der Vorzeit; er lernt Giotto und Raffael neu verstehen, und in der Antike, die er zuerst wahllos bewundert, scheidet er nun das frühe Echte und die späte Dekadenz. Gleichwie seine eigene Plastik auf einer kunstgeschichtlichen Basis nur erwächst, so wird ihm eine kunsthistorische Betrachtung jetzt unvermerkt die natürliche: mit seinen frischen Sinnen, kühn und unverdrossen, durchwandert er diesen dicken Wald der Tatsachen und der Hypothesen, der die Werke der Griechen, der Renaissance umzieht und umwuchert, und seinen eigenen Weg findet er auch hier, mit sicherem Instinkt. Während er noch den Kunstschriftstellern, bis zu Winckelmann und Goethe hinauf, bis zu Carriere und Lübke hinab, Übles nachsagt, regt sich schon in ihm selber ein Kunstschreiber; und wenn er auch gegen die Lobsprüche, welche die Freundin seinen Berichten entgegenbringt, sich tugendhaft sträubt — man empfindet doch, wie in allen Gliedern es ihm schriftstellert. Er wird ungläubig gegen ein „naives" Künstlertum, er fordert vom Produzierenden festes Kunstwissen, auf daß er nicht in der Gegenwart kritiklos stecken bleibe, und zu den Genossen seiner akademischen Jugend, die mit bewußter Modernität dem Gewesenen den Rücken kehren, fühlt er sich nun im vollen Gegensatz. Der Geist der Renaissance umfängt ihn enge, und Lionardos trattato della pittura wird ihm zum Schatzkästlein; und auch zum Studium

der Anatomie führt ihn dieser „genialste aller Menschen“ hin, und das geringste, was auf den Körper wirken kann, will der nimmer Lernensmüde auf dem Präpariersaal kennen lernen. So reich, wie nur nach der Pariser Reise, fließen die Berichte und die Schilderungen Stauffers jetzt aus, und seine innere Erregung, da die Arbeit an den römisch schwülen Nachmittagen ganz unmöglich wird, spricht sich frei in den Briefen an Lydia. Es ist, als ob man ihn selber reden hörte, am Feierabend in der „Villa Anna“, wo man auch zweifeln mochte, was mehr zu bewundern war: daß er so viel oder daß er so gut und geistreich reden konnte, so recht von innen heraus gescheit.

Stauffer hatte zum andern Male, die Warnung nicht achtend, die ihm der erste italienische Sommer geschickt, die heiße Zeit in Rom verbracht; vom Schirokko geplagt, von Zanzaren zernagt, schlaflose Nächte unruhig verdämmernd, hielt er dennoch in der verödeten Stadt aus. Klinger, sein fleißiger Freund, von Fieber und Nervenleiden gepeinigt, floh nach Frascati; Stauffer blieb. Die ungeheure Hitze dauerte „mit konstanter Bosheit“ fort; Stauffer blieb. Als seine Nerven den Dienst endlich ganz versagen, geht er auf zwei Tage nur ans Meer, und gleich ist er wieder zurück; denn seine Arbeit läßt ihn nicht, und da gar technische Hindernisse aller Art sich ihm entgegenstemmen, wird sein Eifer immer trotziger, immer verbissener. Es muß! ruft er abermals und weicht nicht von der Stelle. Bis zuletzt ein Ruf an ihn ergeht,

dem er nicht widerstehen darf: dringend bat Frau Lydia um seinen Besuch. Ihr Gatte, durch Unglück in seiner Familie tiefbekümmert, war in Melancholie tatenlos versunken; und Stauffers Munterkeit sollte helfen, ihn aufzurichten und zur Teilnahme am Leben zurückzuführen. Stauffer reiste ab, im September 1889; aber statt der Ruhe, die seine heiße Erregung suchte und brauchte, statt des Friedens, den er bringen sollte, verstrickte er sich und ward verstrickt in Schuld und tödliches Leiden. Alles Menschliche, so hatte er in Rom empfunden, verglimmt wie Zunder, wenn erst den Künstler sein Werk recht gefaßt hat; aber das Menschlichste nun erfaßte ihn selbst, und die Tragödie seines Lebens hob an.

Stauffers Briefe

Die nachfolgenden Briefe geben Stauffers Wortlaut getreu wieder, auch in der Orthographie und Interpunktion; nur zuweilen wurden zur Erleichterung für den Leser Absätze angebracht und Satzzeichen eingeschaltet. Kürzungen sind, aus äußeren und inneren Gründen, aus Rücksicht auf lebende Personen, und um Ermüdung zu vermeiden, vielfach vorgenommen worden.

München

An Eduard Stauffer

München, den 7. Sept. 74

Lieber Eduard!

Gefreut hat es mich nicht wenig, daß Du mir geschrieben hast; diesen Morgen habe ich den Brief erhalten und schon schreibe ich die Antwort. Weißt, ich hätte Dir schon lange geschrieben, aber der Teufel hat's gesehen, entweder hatte ich gerade kein Geld, um den Brief zu frankiren, den ich erst schreiben wollte, oder ich war so hundemüde, daß alle Knochen in mir krachten, also tröste Dich, jetzt kriegst Du einen. Wie es mir gehe, möchtest Du wissen, und wie es mir gefällt? — Schlecht! und doch bin ich froh, in München zu sein, das, beiläufig gesagt, die langweiligste Gegend ist, die man sich denken kann: eben wie ein Topf, so weit Du sehen kannst Matten und Tannenwälder. Du wirst wahrscheinlich den Brief, den ich Papa schicke, nicht zu lesen bekommen, drum will ich Dir ausführlich berichten, wie, woher, wohin, zu welchem Zweck rc., nachher will ich von Dir reden.

Wir wohnen am äußersten Ende von München, in einem ziemlich schmutzigen Quartier. Der Wenzel ist ein geschickter Dekorationsmaler; die Arbeit gefällt mir durchschnittlich schon, wenn man nur einen Dank hätte, wenn man sich umsonst abgeschunden hat. Manch=

mal langweile ich mich so fürchterlich, denn in der ganzen Haushaltung, die übrigens nur in zwei Zimmern besteht, wovon das eine noch zugleich als Küche dient, ist kein einziges Buch, und Geld habe ich selten, daß ich meinen Durst löschen könnte. Doch habe ich bis dahin jetzt soviel gelernt, daß ich ganz gut als Arbeiter mit 2 Gulden 12 Kr. im Tag figuriren kann. Das ist nun nicht meine Meinung, da $2^1/_2$ Jahr für den Profit des Wenzel, der überhaupt schon jetzt wenigstens 2 Gulden an mir verdient, zu arbeiten, ich habe jetzt bei ihm gelernt, was ich lernen kann, das andere kann ich für mich selber besser lernen. Diesen Winter also will ich auf die Akademie, womöglich gerade mit dem Anfang des akademischen Jahres. Jetzt wird es sich halt zeigen, wie wir Geld auftreiben, um grad im Anfang existiren zu können, da wird's hapern, aber sollte ich drauf gehen, ich gehe so gewiß auf die Akademie, so gewiß ich übers Jahr den ersten Preis kriege.

Im Winter, glaube ich, werde ich schön Geld verdienen können, da kriegst Du dann auch, aber vor Neujahr giebt's nichts, aber am Neujahr und nachher dann immer; weißt, wenn mich halt der Papa nicht unterstützen will, wie ich auf die Akademie gehe, so muß ich ein Anleihen machen, und da heißt es schauen, bis es zurückgezahlt ist. Von jetzt an wollen wir fleißig korrespondiren, das Porto, das Du auslegst, das zahle ich Dir mit Gelegenheit wieder. Weiteres über mich später.

Jetzt wollen wir von Dir sprechen. Vor allem schaff wie der helle Teufel in den Hauptfächern, ich liege auch nicht mehr auf der faulen Haut, das werdet ihr den Winter dann sehen, schau, wenn man schafft, daß die Funken stieben, so kann man so viel mehr auf sich selbst halten, es dünkt einem man habe viel mehr Recht zu existiren, kurz es ist einem viel wöhler, schau ich merke das an mir am besten. Ich will Dir keine Moralpredigt halten nicht von fern aber ich sage Dir nur was ich an mir erfahren habe und noch immer erfahren muß, daß man arbeiten muß, und zwar schwer, wenn man es zu etwas bringen will, und besonders wenn man sich ein wenig über den großen Haufen erheben will, und ich hoffe, Du werdest doch nicht als ein so miserabler Alltagsmensch leben und sterben wollen? sondern in Deinem Fache Ausgezeichnetes leisten, da kann man nicht früh genug anfangen, zu arbeiten, denn: Die Kunst ist lang! und kurz das Leben! Wer hält den künftigen Augenblick, doch nur das edle kühne Streben giebt uns der Erde schönstes Glück! In diesen paar Zeilen liegt mehr Wahrheit, als Du glaubst, denke genau darüber nach, es gilt das nicht nur von der Kunst, sondern ebensogut von der Naturwissenschaft, da kommt mir noch ein Vers in den Sinn, der von Schiller ist, und es ist wohl der Mühe werth, ihn im Herz zu behalten: Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born. Es kommt dies alles auf das eine heraus,

daß Du gerade wie ich einfach eines im Auge behalten mußt, Dir einen Willen anzueignen, daß Du immer zu Dir sagen kannst, ich will! also thue und kann ich, schau, das ist der schwerste Kampf, den jeder, der ein großer Mann werden will, sei's nun auf diesem oder jenem Gebiet, machen muß, einen Willen haben, von dem hängt alles ab.

Also zum Beispiel, wenn eine Pflanze schwer zu bestimmen ist, oder es in der Chemie eine Rechnung giebt, so mache sie eben, weil Du allem auf den Zahn fühlen mußt, wenn Du ein Naturforscher werden willst. Allem auf den Zahn fühlen! Oder wenn ein Satz im Cäsar langweilig zu konstruieren ist, expreß konstruiere ihn, um Deinen Willen zu stärken. Schau, ich habe jetzt auch in den sauren Apfel gebissen, und beiße noch immer, aber am Ende muß es doch gelingen, sich in die Reihe derjenigen Männer zu schwingen, von denen der Dichter sagt, daß sie auf der Menschheit Höhen wandeln. Willst Du, so kannst Du auch, es steht Dir nichts im Wege, als Du selbst, hast Du Dich, das heißt die Schlaffheit in Dir überwunden, so kannst Du alles. Und gerade im Herbst, wenn Du Deinen Ausflug machst in die Stockhornkette, wo Du den Staub der Alltäglichkeit von Dir abschütteln kannst, da ziehe ein in vollen Zügen den Odem und den Duft, der von den bethauten Gipfeln und neblichten Schluchten aufsteigt. Da fühle Dich größer und besser werden mit der wundervollen Landschaft, und hörst Du am Abend

aus der Sennhütte die zerstreuten Glocken so melancholisch über die Weiden tönen und sie widerhallen an den Flühen, da fasse die Vorsätze, da denke der Lieder, die da tönen von den Alpen her, liebe Heimat seh ich dich wohl nimmer mehr, kurz freue Dich in den Herbstferien, brate die Aepfel am Herdenfeuer, ziehe am Thaumorgen in vollen Zügen die frische Luft ein; dann wirst Du Dich erst des Lebens freuen können, wenn Du den Hauch der Gottheit und der Schönheit spürst, die ins Herz dringt wie die Herbstsonne durch die Nebel und farbigen Bäume. Schieße auch Eichhörnchen, mache Feuer und brate Kartoffeln, fang Schmetterlinge; mir ist ganz, wie ich da so schreibe, als höre ich Thomechklauses Kühe unten am Pfarrhaus und wenn ich zum Fenster heraussehe, so sehe ich sechs hohe Fabrikkamine und lange Häuserreihen.

Wenn Du an die Stockhornkette gehst, merke auf alles, sowohl auf die Pflanzen, als auf die wunderbare Pracht der Alpenwelt, die sich vor Dir ausbreitet, wenn ich Geld hätte, ich thäte Dir schicken, daß Du noch einige Tage länger bleiben könntest, jetzt kann ich nicht, aber das nächste Jahr, da wollen wir dann zusammen gehn, da verdiene ich dann fein Geld, das ist gewiß, jetzt muß ich es leider bei dem guten Willen bewenden lassen. Wenn ich Dir vorhin so ideal gesprochen, so darfst Du nicht darüber lachen, sondern denke darüber nach, ob es nicht etwas nötig hat, um sich aus dem Sumpf der Alltäglichkeit in die

Welt der Ideale zu erheben. Hoffentlich ist es nicht an die Wand gesprochen, sondern zu meinem Bruder, der hoffentlich auch einen Funken von dem Geist hat, der mich jetzt ganz durchdringt, mach daß, wenn ich in ein oder zwei Jahren Dich wiedersehe, daß ich den Eduard sehe, wie ich ihn sehen möchte, ich werde Dir mit gutem Beispiel vorangehen, denn man hat immer mehr Mut, wenn zwei miteinander den gleichen Weg gehen.

Du könntest im Herbst ein feines Ding anfangen, nämlich eine Baumschule, besonders von Steinobst und Birnen, auch Aepfeln, suche dir alle Kernen und Zwetschgensteine zusammen, auch alle Pfirsichsteine. Hast Du Schmetterlinge gefangen, kannst Du eine Pflanze bestimmen, weißt Du, was Fruchtknoten ist, hast Du botanisiert? Ich schicke, so bald ich kann, ein Botanikbuch, schon zum Neujahr, dann kannst Du das Bestimmen schon lernen. Wie viel Muskateller sind gekommen? wie viel blaue? sind die Schoosse von den rothen gekommen? Ich möchte ganz genauen Bericht über alles das, wie lange Ruthen haben die an der Reblaube, und die mitten im Garten, und die in den Gartenbeeten, das interessirt mich aufs lebhafteste.

Also merke noch einmal, was ich Dir gesagt habe, freue Dich Deines Lebens im Herbst, und lebe in den Ferien einfach der Natur und Deinen Lieblingssachen, aber in der Schule schaffe, daß es kracht, und merke, früh übt sich, was ein Meister werden will! Den

Herren im Waisenhaus sage, daß ich sie auch grüßen lasse. Wie geht's im Griechisch, Latein, Mathematik, kurz in der Schule? Viele Grüße an Aenneli und alle, die sich um mich bekümmern.

Dich aber grüßt und küßt

Dein Bruder aus der Ferne

Karl Stauffer

Berlin

An Peter Halm

Berlin, den 14. November 1881

Mein lieber Peter!

Deine Gratulation zur Medaille hat mich sehr erfreut; aber wenn Du Dir etwa denkst, daß ich hier jetzt mit dem Lorbeerkranz herumlaufe und mich als Preistier fühle, so bist Du auf dem Holzweg, ich kann zwar nicht leugnen, daß der Erfolg angesichts der andern ausgestellten Sachen, wie Du in einigen Wochen Dich selber überzeugen kannst, ein durchaus gerechter war, und ich kann nicht umhin zu sagen, daß wenn ich Senat wäre, ich hätte mir die Medaille auch gegeben, denn es war auf der ganzen Ausstellung, Alma Tadema ausgenommen, nichts da, was mit derselben Solidität wäre studirt gewesen wie mein Klein. Damit will ich nicht etwa mich mit Alma Tadema in eine Linie stellen, ferne sei es von mir, aber ich fühle, daß ich strebe und etwas Nobleres will als die Menge, es ist ein feiner Beruf zu porträtiren, wenn die Leute wirklich bedeutend veranlagt sind. Aber, und das macht mich schier krank, daß ich immer sehe, wie sehr es mir an allen, allen Orten fehlt, Zeichnung, Charakterdiagnose und Farbe, überall nur noch Dilettant, es bringt mich schier um, jetzt besonders bei den Porträten, die ich infolgedessen bestellt bekomme, ich gehe von

dem Grundsatz aus, wenn das Publikum nicht paff ist von der Aehnlichkeit, so ist das Porträt nicht ganz gut, alles andre kommt in zweiter Linie.

Ich produziere aber so schwerfällig, daß auf dem langen Weg vom Auge auf die Leinwand die Frische immer wieder verloren geht. Sollte ich noch 30 Jahre gesund und frisch bleiben, so hoffe ich noch einmal dazu zu kommen, etwas zu malen, was das Prädikat gut verdient, das hat aber noch gute Weile, jetzt wo ich durch die Umstände genötigt bin, das Hauptgewicht auf den geistigen Ausdruck zu legen, muß ich die Technik vernachlässigen, d. h. ich bin froh, wenn ich einen Kopf ordentlich modelliert habe, sei es auch noch so langweilig. Eines macht mich hauptsächlich verstimmt bei der Sache, das ist folgender Umstand. Durch das ewige Unterhalten mit den Modellen und sich den Anschein geben, als machte einem die Sache keine Mühe, glaube ich, wird man demoralisirt künstlerisch, indem man am Ende wirklich nicht mehr studirt und lernt, sondern eben einen solchen angelernten Stiefel malt und stille stehen bleibt; aber lasse noch dieses halbe Jahr oder ganze Jahr vergehen, und mich auf der nächsten Ausstellung wieder einiges Glück machen, so daß dann meine Existenz flott gesichert ist, wenn ich auch bloß einen halben Tag für Geldporträt verwende, dann will ich wieder Studien und Akte malen, daß die Sache Façon kriegt. Ich hätte Dir so viel zu schreiben, ach massenhaft, aber ein Maler, der sechs angefangene Porträts, die sich noch in

embryonenhaftem Zustande befinden, auf dem Halse sitzen hat, von deren Gelingen seine Zukunft abhängt, der ist nicht aufgelegt zu langen und ruhigen Auseinandersetzungen. Ich habe etwa 30 Recensionen über Klein. Aber wer da stehet, der sehe zu, daß er nicht falle. Also Peter sei herzlich tausendmal gegrüßt

von Deinem alten Freund
Stauffer

Vielleicht sehen wir uns das nächste Jahr in München oder Wien, ich will hin zur Ausstellung, denn ich muß wieder sehen, was meine Freunde von Frankreich machen.

Für meine Eltern freut es mich riesig, daß ich die goldene bekommen, Du kannst Dir ja garnicht vorstellen, was die alten Leute sich freuen nach einem Leben voll Entbehrung, wenigstens meine Mutter, jetzt für ihre konsequente Aufopferung solchen Erfolg zu haben, denn das ist ja noch nie einem Berner passirt.

Berlin, Potsdamer Straße 134

Mein allerliebster Peter!

Motto: Es ging ein Mann im Syrerland 2c. 2c.

Also einen Brief willst Du haben von mir, ich hätte Dir schon lange geschrieben, wenn ich Dir hätte etwas berichten können, was einem künstlerischen oder moralischen Fortschritt gliche, aber leider bin ich immer in einem Zustand, in dem weder von dem einen noch von dem andern was zu merken ist. Alle

Welt hier macht mir den Kopf groß; weil unter den Blinden der Einäugige König ist, habe ich halt einen solchen bedeutenden Erfolg gehabt. Ich möchte immer fleißig sein und kann nicht, meine Arbeit widert mich beinahe an, ich bummle ganze Tage und bin immer in einer Laune, wo ich mich mit der ganzen Welt prügeln möchte, ich glaube, meine ganze Stimmung kommt daher, weil in ganz Berlin mit 1 1/2 Millionen Einwohnern keine Seele existirt in meinem Alter, die mit mir so recht harmonirte in künstlerischer Beziehung, da stehe ich nun, habe niemand, an den ich mich anschließen kann, es ist zum Teufelholen auf deutsch. Alle Welt kümmert sich um mich, ich bin ein sogenanntes Wunderkind und unter der ganzen Blase ist nicht einer, der auch nur eine Ahnung von verwandter Richtung hätte; ich gebe es jetzt sehr nobel, soupire immer für einen Thaler, und trotzdem sehne ich mich so zurück nach dem alten Kunstwinkel an der Isar, wo ich für 10 Pfg. Wurst und Käse zu Abend aß. Alles kann man halt nie zusammen haben. Ich sehe mit Resignation einer unfehlbaren Verflachung entgegen, Du kannst Dir denken, ich gehe schon im Cylinder, der Ernst und die naive Begeisterung, das ehrliche Wollen und Streben geht zum Kuckuck. Ich denke mir manchmal, wie schön es wäre, wenn ich Schweinehirt auf einer Böcklinschen Landschaft wäre, z. B. auf dem Gefilde der Seeligen, weils aber nit kann sein, so bleibe ich Porträtist, ich habe jetzt ein Bild vor, d. h. will es anfangen

Kinderbild, nackte Putten, aber was daraus wird, das wissen die Götter, bestellt ist es, ich habe ein paar hübsche Kinderstudien dazu gemacht, überhaupt im Zeichnen mache ich ganz kleine Fortschritte, aber der Ernst für eine große Arbeit will und will nicht kommen, ich bin ein solcher Kerl, den nur ein Charakterzug interessiert, dem z. B. eine Cravatte ganz egal ist, auch die Gesetze der Perspektive und was drum und dran hängt, und doch muß ich es noch lernen. Ich bin eigentlich zu bedauern, weil ich weder Dich, noch . . . . da habe. Aber ich lerne doch ab und zu was, ich verstehe seit vier Wochen den alten Hans Holbein wieder um ein Numero besser, es ist komisch, seit fünf Jahren bilde ich mir ein, diesen Meister zu verstehen, und immer wieder entdecke ich was Neues, was sind wir doch für winzige Pygmäen gegen diesen Titan, es ist doch fatal, daß man nicht etwas Rechtes sein kann, bloß etwa dritte und vierte Größe, ich möchte manchmal das Blaue vom Himmel fluchen, denn Leute zu malen, die kein Interesse an der Sache haben, es ist zum verzweifeln, jemand, der wirklich Interesse hat, von mir gemalt zu sein, den male ich nicht schlecht, da konzentrire ich mich und arbeite was Flottes, aber so Professions-Porträtist, es ist ein harter Beruf. 1000mal lieber Kupferstecher. Meine zwei Bilder sind in Paris und haben . . . nicht schlecht gefallen, er sagt, sie seien zu schwarz. Mein Gott, der eine malt hell, der andere dunkel, es ist Geschmacksache, die Hauptsache

ist, daß es gut gezeichnet und modellirt ist, und etwas wie Auffassung drin. Hast Du das Porträt von Klein gesehen, was ich in München ausstellte, ich wünsche Deine Ansicht zu hören. Lieber Peter, ich möchte Dich mal malen, ich habe letzthin eine Handzeichnung gesehen von H. H., die Dir ähnlich sah, weiß der Teufel, ich wollte Dich so gut malen wie irgend einer, ob er so oder anders heißt. Dem Professor habe ich immer noch keinen Brief geschrieben, er soll es mir nicht übel nehmen, ich schreibe ihm dann gleich zwei. Also adieu und bemitleide ab und zu Deinen alten Freund

Stauffer

Grüße alle meine Bekannten und Freunde.

Herr, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest?

Berlin, den 7. Juli 1882
Viktoriastraße 18

Mein Lieber!

Soeben kam Dein Brief, der mich sehr vergnügte, nicht sowohl deshalb, weil ich daraus ersah, daß Du Dich meines Vaters in liebenswürdigster Weise annehmen willst, als hauptsächlich, daß Du noch lebst. (Eine schöne Periode, was?) Vor allem meinen herzlichsten Dank für Deine Aufopferung und habe Nachsicht mit den etwas kanadischen Ansichten meines alten Herrn. Also einige spezielle Randglossen zu meinem Pariser Aufenthalt willst Du haben. Ich sende da voraus, daß es für jemand von meinem Naturell verdammt schwer ist, vollständig objektiv

zu bleiben, notabene bei einer solchen Fülle neuer Eindrücke, die von allen Seiten auf einen einstürmen. Zuerst einige Bemerkungen im allgemeinen über Paris, resp. Frankreich (denn Paris ist Frankreich) im Vergleich zu Deutschland, was den Reichtum der alten Kunstschätze und Bauten anbetrifft. Der Unterschied ist kurz der: Frankreich ist durchaus nicht reicher an Gemälden von Wert, im Gegenteil, ich glaube, daß in Deutschland wenigstens doppelt so viel oder dreifach so viel gute Bilder sind als in Frankreich, denn der Louvre giebt noch lange nicht Ersatz für die Dresdener und Münchener Galerie, von der Berliner, Casseler, Frankfurter &c. gar nicht zu reden. Also in dem Punkte können wir ganz ruhig sein, ebenso ist es mit den neueren Bildern, nehmen wir die Nationalgalerie, neue Pinakothek und Galerie des Grafen Schack, so wie was Gutes in der neuen Abteilung von der Dresdener Galerie ist, so haben wir das Palais du Luxembourg, aber reichlich. Nur eines fehlt, das sind die neuen Säle des Louvre, Delacroix &c. Wir haben nichts aus dieser Zeit, und an diesem Krebsschaden hinken wir immer noch, keine Tradition, keine Schule, wir haben in Deutschland lauter verschiedene Akademien, Kunststädte, die einander mehr oder weniger in den Haaren liegen, nichts gemeinsam Großes schaffen, lauter Flickwerk, der einzige Ort, wo man was erzielt hat, ist München, denn die vereinzelten Figurenmaler von Weimar und Berlin sind weder Weimaraner noch Berliner, Düssel-

dorf kommt außer Gebhardt und Crola Bockelmann, was Figuristen anbetrifft, nicht in Betracht. Was uns fehlt in Deutschland, ist eine Stadt wie Paris, eine Metropole mit so unbändig viel Konkurrenz wie dort, daß sich das Mittelmäßige und Schlechte ganz von selbst ausscheidet. Wer in Paris nicht etwas Gutes leistet, geht unter, krepiert vor Hunger, weil, kommt er nicht in Paris auf, so giebt es eben nichts mehr, denn in Provinzialstädten ist nichts, höchstens Zeichnungslehrer. Wie ist es aber damit bei uns, jedes Fürstchen hat sein Akademiechen und ist bestrebt, diese Lichtchen, die sich dazu hergeben, ihre Kunstanstältchen zu leiten, auf möglichste Weise zu heben, daß aber nur dii minorum gentium in irgend solche Provinzialakademie gehen als Professoren, ist doch selbstredend, da machen nun solche Unglückswürmer ihre ersten Studien an einer solchen Akademie zu Karlsruhe oder Leipzig oder Weimar, bilden sich ein, die Kunst löffelweise gefressen zu haben, resp. es fehlt ihnen der Horizont, der in Gottesnamen dazu nötig, etwas Gediegenes zu leisten, und kommen womöglich nicht aus dem Nest heraus, als bis sie zu alt sind und es vorbei ist mit dem Lernen, alle diese Leute haben ganz so viel Talent wie die Franzosen, vielleicht in manchen Fällen mehr, aber der Franzose studiert in Paris, dem Haupt der Welt (Viktor Hugo) und der Deutsche in einer Provinzialstadt. Der Franzose sieht um sich herum die furchtbare Konkurrenz von tausend guten Malern, er setzt alles daran diese zu erreichen, der

Deutsche sieht in den meisten Fällen nur die paar zweifelhaften Kunstonkel seiner nächsten Umgebung, spannt infolgedessen seine Kräfte selten so an, wie er könnte.

Aus diesem Gegensatz ergiebt sich von selber die Folgerung. Der Franzose erzielt auch von dem minder groß angelegten ein geschultes fleißiges Werk, dem man die Korrektheit in vielen Fällen nicht absprechen kann, und auch der minder begabte hat Sachen, auf die wir erst unsere Köpfe später anrennen, schon als Akademiker überwunden, lernt eben mehr, weil er einen fast vollständigen Überblick über die gesamte gegenwärtige Kunstthätigkeit hat, das fehlt dem Deutschen. Und dann vor allem die Tradition, der Franzose hat bis jetzt noch nie so im Gegensatz zum Stil und zur Zeichnung gearbeitet wie der Deutsche im Gegensatz zu Cornelius und Schnorr. Weil die Leute wie David rc. eben immer noch famos malten, Ingres z. B. es ist ja ein Staat, auch Fladrin; dem Deutschen sind eine zeitlang die Steuer aus der Hand gefallen, er kriegt sie wieder, da ist nichts zu fürchten, aber bis dahin können wir noch nicht konkurriren. Du sprichst von Max, Lenbach, Gebhardt, Dietz, Loefftz, Feuerbach, Knaus, Menzel, Makart, Leibl, Defregger, Kaulbach, es mögen ja immer noch etwa zehn hervorragende Meister sein, dann hat es aber ein jähes Ende, es ist fast nichts mehr da, was mit diesen konkurriren könnte, das ist bei den Franzosen anders, die haben für jeden großen deutschen Meister (die ich hier aufgezählt, sind mir sämtlich sympathischer

als das meiste, was ich dort gesehen), haben die ein bis zwei Dutzend Leute, die, was Können anbetrifft, ich rede nicht vom Geist, ebenso hoch stehen, oder in einzelnen Fällen noch höher, ich nenne bloß Paul Baudry, Gerome, Meissonier, Bonnat, J. P. Laurens, Dagnan, Giron, P. Courtois, L'Hermitte, Dubois, Cabanel, Lefebvre, Bouguereau, Goupil u. s. w., es hört eben gar nicht auf.

Neben diesen großen Lichtern giebt es noch eine unabsehbare Reihe Leute ohne Namen, die man in Deutschland anstaunen würde als große Herren, da ist z. B. einer, Maurin, der zwei Studienköpfe ausgestellt hat, man sollte es nicht glauben, aber ich möchte einen Leibl daneben nicht sehen, er würde flach wirken, dieser Maurin führt ebenso aus wie Leibl, malt jedes Haar, bei einer Gesamtwirkung, daß einem selber die eigenen bolzgrad gen Himmel stehen. Kurz der Salon ist eben voll vorzüglich gemalter Sachen, ohne daß etwas da wäre, wo man, wie vor Gebhardts Abendmahl sagen könnte, es ist ein Kulminationspunkt, es ist nicht möglich, größeren Eindruck hervorzubringen, vor allem fällt einem, nachdem wir nun die Lichtseiten betrachtet, am meisten eine durchgehende so unglaubliche Geistesarmut auf auch bei Sachen, die der Begeisterung sehr bedürfen.

Die Hauptsache, das Schwergewicht, scheinen die meisten Franzosen darauf zu legen, daß z. B. eine Handlung, die sich im Freien abspielt, auch im Freien gemalt sei, etwas unbedingt richtiges; also hauptsächlich noch vor der geistreichen Vollendung der Form der allge-

meine richtige Tonwerth, darin sind sie uns um zehn Meilen voraus, weder Lenbach noch Max noch irgend einer der Deutschen hat jemals so richtig realistisch gemalt (in der großen Wirkung nicht im Detail) wie diese Jungfranzosen, Impressionisten, Duez 2c. Aber ich sage mir so, eine gewisse Zeit hat man zum Leben, was ist nun das, womit man sie am besten ausfüllt, daß ich mich einen ganzen Sommer abquäle, um einen lebensgroßen Brunnen und den Dreck und die Pflanzen davor lebensgroß abzumalen, und hundertmal abkratze, weil mir der Ton des alten fauligen Holzes noch nicht ganz getroffen scheint, dann ein x-beliebiges Mädel bloß hineinzumalen, um den Tonwerth zu studiren, oder giebt es Dinge, die höher stehen. Ich lasse mir solche Experimente gefallen, einmal zum Studium, aber damit mein Leben auszufüllen, wäre ich mir doch zu schade. Diese Sachen sind manchmal, in den meisten Fällen sogar, so allen poetischen Reizes baar, ohne aber auf der andern Seite entfernt zu entschädigen durch liebevolle Durchführung auch der Form, die ja eigentlich nur der Sache den Zauber giebt. Das Resümé ist das. Die meisten Bilder, leider gilt das auch von den meisten Porträts, sind gemalt, um per Distance auf zwanzig Schritt zu wirken und das thun sie auch vortrefflich, aber nur nicht eingehen muß man auf die Details, sonst erschrickt man vor der Leere in den meisten Fällen. Ausnahmen giebt es ja auch da, und sie sind nicht selten, aber der Eindruck des Panoramahaften bleibt.

z. B. Bastien Lepage, man sprach von Courbet als dem Maler, der die poetische Seite der Malerei so unglaublich vernachlässigt, ich fühle mich gedrungen, das auf das entschiedenste zurückzuweisen, es ist in den Landschaften und Thierbildern des Courbet eine solche naive Wahrheit des Tones, wodurch Stimmungen erzielt werden, wie ich sie selten nur auf guten alten Bildern sah, ich sah z. B. die zwei Steinklopfer, und staunte wie man da von Brutalität sprechen kann. Ueberhaupt ist es eine so feine Beobachtung und ein Stück Poesie drin, auch die Figurenbilder, allerdings nur zum Teil, wirken auf mich wie alte Spanier, sie sind vielleicht nicht so vollendet, aber man hat das Gefühl, dieser Mensch müßte eigentlich vor 250 Jahren gelebt haben und Schüler von Velasquez gewesen sein. So mutet mich das Begräbnis von Ornans an, es hat eine Stimmung direkt nur mit Velasquez zu vergleichen. Du wirst es aus Holzschnitt kennen, die Figuren sind teilweise etwas über lebensgroß. Er war ein Titane, dieser Courbet, auch seine Fehler waren der Art; aber Schwind sagte einmal von einem Bilde, es wäre so langweilig, daß es nicht einmal einen Fehler hätte. Die meiste Aehnlichkeit im Naturell scheint mir Courbet mit Böcklin zu haben, trotzdem sie Punkt Malerei einander wenig ähneln, aber dieselbe originelle Auffassung, dieselbe Nichtachtung unwesentlicher Details und dieselbe fabelhafte Begabung. Die Franzosen malen jetzt korrektere Bilder, zwanzigmal so realistisch wie Courbet, aber sie

tanzen doch noch immer nach seiner Pfeife; aber ohne seinen Genius. (Ich spreche von dem Gros.)

Um von den Porträts zu sprechen, war vor allem ein Porträt einer Dame von Morot (Cimbernschlacht), was mir imponirte, vollendet in Farbe und Form, wie der beste alte Spanier, und dabei realistisch viel mehr wie diese, wenn das Ding wirklich nach dem Leben (nicht nach Photographie, Gliederpuppe und Modell), so auf einen Guß auf die Leinwand kam und die Natur so wiedergiebt wie es scheint, dann Hut ab, ich möchte ihn dann für einen der ersten Porträtisten überhaupt halten, aber die Natur resp. Original möchte ich sehn, es war eines der überzeugendsten Bildnisse. Dann die Madame Judic von Giron von Genf, dieser Künstler muß den Van der Meer von Delft (Figurenmaler) riesig studirt haben, ich dachte erst es wäre einer, zwei Arbeiten waren von dem da, vollendet schön, neben der Wahrheit des Tons auch noch ein riesig feiner koloristischer Geschmack, was dort nicht gerade starke Seite ist. Dann kommt Bonnat mit dem Porträt von Puvis de Chavannes, knallt wie eine Bombe, aber die obengenannten gefallen mir noch besser, Lenbach ist mir eigentlich lieber wie Bonnat, er scheint mir die Physiognomie besser zu studieren, wenn er auch Bonnat in der malerischen Erscheinung nicht entfernt Stange hält. Eines der ansprechendsten feinsten Bilder im ganzen Salon ist Verenskiölds „Lieblingsplätzchen“, ein kleines Bild im Freien, ein Stück Fels, ein paar Bäume, ein paar

weiß angestrichene Stühle und Frl. Thommsen (meine frühere Schülerin), es ist ein Zauber in dieser kleinen Leinwand, wo man wieder recht sieht, daß die Kunst nicht nach der Elle mißt, einen solchen Realismus à la bonheur! (wie Max). Zum Schluß noch ein paar Worte über meine Sachen, es waren keine Porträts da, die besser hätten (abgesehen von Wirkung) die Physiognomie des gemalten ergründet, aber die Wirkung war ganz verfehlt, lieber ist es mir aber, daß es so ist als wenn das Gegenteil wäre, denn das kann ich noch lernen, während das andre, wenn ich es bis dahin nicht hätte, so würde ich es niemals bekommen. Es waren beide Porträte mit mehr oder weniger Geschmack kolorirte gute Zeichnungen. Aber ich bin durchaus nicht decouragirt, sie haben auch dort vielseitige Anerkennung, sowohl von Malern als auch Rezensenten gefunden, ich kann mit meinem Debüt zufrieden sein.

Was ich Dir hier schreibe, sind lauter abgerissene Gedankenspäne, die Du Dir selber zusammenreimen mußt, denn ein geordnetes Ganzes zu schreiben, dazu habe ich weder Talent noch Lust. 100000 Grüße und Wünsche für Dein Wohlergehn und für das unsrer Freunde von Deinem treuen Freund Stauffer

Berlin W, Victoriastraße 18

Mein Lieber!

Du bist wieder einmal verdammt schweigsam, doch das bin ich gewöhnt und lasse mich deshalb nicht an=

fechten, du bist ein Mensch, der seinen Tag mit seltener Genauigkeit eintheilt und immer etwas Nützliches thut, auf diese Weise wenig Zeit zum Briefeschreiben findet. Ich bin etwas anders und habe heute z. B. wieder einen Tag nichts gethan, wenigstens nichts was einen meiner Aufträge gefördert hätte, so fühle ich denn Abends das lebhafte Bedürfnis, nachdem ich etwas in Goethes manchmal für mich etwas fremdartigen Ansichten über bildende Kunst herumgeschnuppert, wenigstens eine vernünftige That zu thun und schreibe Dir. Ich wollte Dir erzählen, daß ich absolut nicht zufrieden bin mit mir und mir vorkomme, als würde ich nie das, wenn auch noch so bescheiden vorgesteckte Ziel eines flotten Porträt erreichen, es kommt mir vor, als arbeite ich mit immer weniger Kunst und Schnelligkeit der Auffassung, doch kann das eigentlich nicht wohl der Fall sein, denn ich arbeite ja doch immer etwas und komme nicht aus der Uebung. Aber ich weiß nicht woran es liegt, wenn ich nach der Natur arbeite, habe ich absolut keine Courage, ich getraue mich nicht einen ordentlichen Pinsel voll Farbe hinzustreichen, aus Furcht es könnte der Aehnlichkeit schaden, oder man könnte sich an dem Pinselstrich aufhalten. Kurz, kurz ich komme mir vor als traurige Figur, immer weiter rückt einem das, was man erreichen will, immer älter wird man und hol's der Teufel man kommt nicht vorwärts, ich weiß es liegt viel an meiner Faulheit, aber ich bin eigentlich lange nicht mehr so faul wie in München, sondern fülle meinen Tag verhältnismäßig

nützlich aus, aber man sieht daraus, daß es noch viel mehr braucht, bloß einen simpeln Kopf zu malen, als man gewöhnlich glaubt, geschweige denn gute Bilder.

Es ist mir jetzt zur Gewißheit geworden, daß lange nicht das aus mir wird, was ich mir gedacht habe früher, noch letztes Jahr, dieser Umstand vergnügt mich wie Du Dir denken kannst wenig.

Berlin, 2. Mai 1883
Victoriastr. 18

Mein lieber Peter!

Motto: Evangelium St. Lucä 1, 1. 3. 4.

Der Länge nach ausgestreckt auf meinem Ruhebett und durchdrungen von einem gewissen bien-être ähnlich dem, welches ich als Kind Bittersüß kauend (Solanum dulcamara L.) empfand, treibt mich der Geist Dir zu schreiben, wieder durch die vermittelnde Hand meines aimablen Secretärs [1]). Ich habe heute wider meine Gewohnheit eine lange Dämmerstunde gehalten und meine Gedanken gingen spazieren und verloren sich in Abschnitte meines Daseins, die sonst im Lärmen der Weltstadt und im Kampf ums Dasein oder besser gesagt im Streben nach dem bekannten Ziele beinahe vergessen sind. Die Gedanken verloren sich in den Tagen meiner unmündigen Kindheit (Reformirte Konfirmationsformel). Wieder dachte

[1]) Der Brief ist von weiblicher Hand geschrieben und von Stauffer nur unterzeichnet.

ich daran, wie ich mir meine Kunst so ganz anders vorgestellt hatte, als sie geworden ist oder zu werden verspricht. Als Knabe dachte ich mich befähigt, das Größte zu leisten, und ersann mir die kühnsten Titel für meine zukünftigen Bilder. Ich war ein sensibles poetisch angelegtes Naturell und empfand allerhand unklare poetische Regungen, z. B., nimm mir nicht übel, daß ich so weit aushole, küßten ich und mein Schatz, als wir 5 Jahre alt waren, ich fühlte mich schon dazumal lebhaft zum schönen Geschlechte hingezogen, die Bäume, die der Frühling neu belaubte, einen nach dem andern herzhaft ab. Der Eintritt des Frühlings machte auf mich einen solchen Eindruck, ich roch ihn ordentlich und ich glaube nicht, daß ein anderer Mensch im Stande ist, intensiver die Poesie der Natur zu empfinden wie ich als Kind.

Mais tout celà a bien changé. Dazumal war ich in der glücklichen Lage diese Schönheit zu genießen und zu empfinden, ohne die klare Absicht zu haben, sie künstlerisch zu verarbeiten. Vom Empfinden der Schönheit bis zur eignen Produktion, die dem Ideal nur entfernt entspräche, ist ein langer Weg, den wenige zurückzulegen vermögen. Auf diesem Wege, der durch die nüchterne Alltäglichkeit führt, durch Gemeinheit u. s. w., welkt nach und nach der Strauß, den man gepflückt in dem Gärtlein der unmittelbaren Eindrücke der Kindheit, die Farben werden blässer und die Blätter fallen eines nach dem andern ab. Schwamm drüber! (Neueste Berliner Redensart.)

Begnügen wir uns mit dem was uns bleibt. Von was ich Dir eigentlich reden wollte, betrifft weniger mich, als den Maler Emile Wauters, der hier auf der Ausstellung die zwei schönsten Porträte hat, die ich je gesehen, ich muß ihn für den größten gegenwärtig lebenden Maler halten.

Was ich mir Großes vorgestellt, das finde ich hier in diesen zwei Bildern in jeder Beziehung. Ich möchte sagen er hat das Talent von Velasquez und beherrscht das Ensemble besser als dieser. Das eine Bild stellt seinen Jungen dar, lebengroßes Reiterporträt am Meeresstrand, das andere seine Frau als Pendant in seinem Atelier; ich kann es Dir weiter nicht beschreiben, denn so etwas muß man sehen. Ich bin nicht genug Herr des Worts, um die passenden Ausdrücke zu finden, nur das sei gesagt, daß ich in ganz Paris, das Reiterporträt von General Prim nicht ausgenommen, keine so vollkommene Arbeit sah. Es wäre schade, wenn Du diese zwei Bilder nicht mehr sehen würdest, sie sind instruktiver als ganze Galerien zusammen. Meine Bilder sind sehr schwach und hängen überdies schlecht, so daß ich auf einen vollkommenen Mißerfolg rechnen kann; sie sind eben schlecht gemalt.

Nimm mir meine poetischen Anwandlungen weiter nicht übel, man hat manchmal seine unbewachten Momente. Vielmals grüßt

K. Stauffer

An Lydia Escher

Wir hatten zierlich correspondirt
Ich hatte von Kunst Dich unterhalten
Und viele hundert Seiten verschmiert
Doch Du Du lasest zwischen den Spalten.

Denn unter den fleißigen braven Phrasen
Blühte der Liebe duftiger Rasen
Und Du gehst lieber im Mai spazieren
Als zwischen Streusand und Papieren.

Stauffer

Berlin, 21. Oktober 1885
Klopstockstraße 52

Verehrteste Frau!

Ihr liebenswürdiger Brief und das Wohlwollen, welches ich für meine malerische Wenigkeit und deren Meinungen und Thätchen herauslesen kann, encouragirt mich, meinen Bericht fortzusetzen respektive ordentlich anzufangen (Stilübung wird's keine).

Ich habe das lebhafte Bedürfnis mit Ihnen verehrte Frau, und mit meinem alten Schulkameraden Ihrem Gatten in Connex zu bleiben, denn wenn ich jemand gefunden, dessen Wesen und Denken mich anmuten (es geschieht nicht sehr oft), so suche ich ihn nach Kräften festzuhalten und werbe um seine Gunst indem ich mich bestrebe, so angenehm und liebenswürdig zu erscheinen, als es einem Bernburger etwa möglich ist. Sie werden die Spuren dieser Bemühungen leicht verfolgen können.

Egoistisch wie ich bin, suche ich auf Ihr Urteil zu meinen Gunsten zu wirken, falls Sie etwa später Arbeiten von mir zu Gesicht bekommen sollten. Man bedarf für sich und seine Thaten ja so sehr der Nachsicht, ich wenigstens. — — Ich glaube, daß ich schon einmal die Ehre hatte, Ihnen vorzutragen, daß ich den für den feinsten Künstler halte, dessen Werke mich am meisten über mich selbst hinausheben und mir die größte Stimmung hinterlassen. Ich bleibe unter allen Umständen dabei. Dieser Satz ist aber nicht umgekehrt gültig, denn ich möchte nicht sagen, daß es nicht eine Menge herrlicher Kunstwerke gäbe, z. B. in der Musik, die ich vermöge meiner mangelhaften Naturanlage und musikalischen Unkultur nicht verstehen kann. Verstehen, ich fasse den Ausdruck nochmal, er ist hier gesetzt anstatt „genießen", denn um ein Kunstwerk „zu verstehen" gehört ein dem Produzenten ebenbürtiger Geist, der andere genießt nur nach dem Maße seiner geistigen und künstlerischen Begabung. Ich bin auf meine eigenen Arbeiten keineswegs stolz, denn verglichen mit Werken großer Meister nehmen sie sich zwar nicht ridikül, aber doch sehr bescheiden aus. Was mich aber öfter innerlich vergnügt, das ist meine stetig sich steigernde Genußfähigkeit für Kunstwerke. Auch das ist schon etwas.

Wie oft denke ich nicht in meiner Werkstatt an Sie beide und Ihr verzaubertes Schloß. Es ist doch etwas Stimmungsvolles um ein liebes Heim, manchmal vermisse ich es lebhaft z. B. heute indem ich

dieses schreibe. Doch „Uns ist gegeben an keiner Stätte zu ruhn“, sagt der alte Hölderlin, es ist entschieden wahr.

Zum Schluß bitte ich Sie noch um Entschuldigung für die Embarras die ich Ihnen durch das projektierte Kellerporträt verursacht habe. Das nächste Jahr, wenn wir das Leben haben, wird es sich hoffentlich realisieren nebst anderem. Indem ich Sie verehrteste Frau bestens grüße, verbleibe ich in Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebener

Stauffer

Beim Durchlesen fällt mir die „Zusammenhanglosigkeit“ der einzelnen Abschnitte auf, es ist eigentlich gar keine Antwort auf Ihren Brief, aber es ist ja gleichgültig, nicht wahr? es ändert an der Sache nichts, und ich habe geschrieben, was mir gerade durch die Sinne fuhr.

Profit Neujahr!

Berlin NW, Klopstock-Str. 52

Meine hochverehrten Herrschaften!

Vor allem Verzeihung, daß ich auf die liebenswürdige Sendung der Photographien bis dato nicht geantwortet und mich, wie es artigen Knaben geziemt, bedankt habe. Es geschieht hiermit. Die zwei Blätter, deren eines das größere zierlich eingerahmt

bei mir hängt, sind ziemlich gut und recht geschmackvoll arrangirt. Ich habe nichts von mir hören lassen, weil ich einfach keine Zeit habe zum Schreiben, ich arbeite unausgesetzt Werktag, Sonntag, Feiertag in einem fort und habe keine Unterbrechung als den Schlaf, die Geschäftsgänge in die Druckerei und was dazu gehört und meine Korrektur in dem Damenatelier, was ja ebenso sehr anstrengt, als die eigene Produktion, leider nimmt sie mir zu viel Zeit, verhältnismäßig, denn Damen (die, für welche der Brief bestimmt, natürlich ausgenommen) lernen selten oder nie gute Figuren malen, und die Zeit, die ich darauf verwende, das unmögliche möglich zu machen, würde mich unendlich reuen, wenn ich nicht selber dabei mehr gelernt hätte, als mir sonst möglich gewesen. Diese Schule respektive Korrektur, die ich zwei Jahre ausübte, hat mir über eine weite Strecke meiner Entwicklung hinweg geholfen. Aber mit diesem Frühjahr mache ich Schluß, denn die Zeit der eigenen Produktion scheint mir gekommen. Meine Zeit verwende ich gegenwärtig darauf, die Technik der Radirung, dieses herrlichsten und künstlerischsten aller malerischen (einfarbigen) Ausdrucksmittel, aus dem Grunde zu lernen, damit, sobald ich jetzt anfange, meine eigenen Kompositionen zu verarbeiten oder besser gesagt meiner Phantasie (die ich bis dato, um mich immer mehr technisch zu schulen, gezügelt) freien Lauf zu lassen, ich auch diese Ausdrucksweise zur Hand habe. — Ich mache eben die Bemerkung, daß mein Perioden-

bau einige Aehnlichkeit hat mit dem gordischen Knoten, schadet aber weiter nichts, sollte Ihnen etwas rätselhaft bleiben, so bitte ich lassen Sie mich es wissen.

Vor allem die Toilettenfrage. (Ich werde noch verschiedene Punkte erörtern für nächstes Frühjahr.) Also das Kleid, eine Hauptsache. Sie haben, was ich in der kurzen Zeit Gelegenheit genug hatte zu bemerken, einen so feinen Geschmack in Toilettenangelegenheiten, daß ich glaube, mich vollständig darauf verlassen zu können, Frau Doktor. Ich kann höchstens die Direktive dahin geben, ruhig in der Wirkung, Spitzen allein wirken nicht im Bilde, sie sind höchstens zur Höhung des Seidenglanzes oder des Atlas; gepreßter Sammt kann gut sein, aber ich vermute, daß Spitzen und Perlen immer am besten wirken. Ich überlasse diese Angelegenheit aber wirklich Ihnen, verehrte Frau, Sie werden vielleicht einen Spaziergang durch das Louvre oder andere Galerien schon gemacht haben, und sich dabei angesehen, wie die betreffenden Damenkostüme auf Bildern großer Meister arrangirt sind. Was die Haartracht anbetrifft, so glaube ich wird das offene Haar am besten sein mit einer Belvoirrose. Ich bitte Sie in der Zeit bis zum 1. Juni oder 15. Mai oder wann ich komme, gefälligst Ihre werthe Person zum Gegenstand des eifrigsten Studiums zu machen und sich mit Hilfe von zwei Spiegeln, auch im Freien in verschiedenen Toiletten und Stellungen „aufzufassen“; dann werden Sie mir auf halbem Wege ent-

gegenkommen. Man, d. h. eine Dame wie Sie kennt sich selbst am besten und die vorteilhafteste Art, sich zu präsentiren; der Künstler wird also nur der Dolmetscher Ihrer Wünsche sein. (Punkto Auffassung der Persönlichkeit heißt das.) Eine weitere Sache von größter Wichtigkeit ist das Lokal zum Malen. Ich denke dabei an das Gewächshaus, resp. einen Teil davon, der im Sommer ja doch nicht benützt wird. Ein großes Bild, und wir wollen doch eine lebensgroße ganze Figur machen, ist nur in einem sehr gut beleuchteten Raume zur Zufriedenheit herzustellen. In dem Gewächshaus könnte man, um die Sonne abzuhalten, die Scheiben mit Weiß etwas undurchsichtiger machen, ich meine das müßte ein sehr gutes Atelier werden.

Ich werde mir erlauben, verehrteste Frau, für Ihre Liebenswürdigkeit mir in dieser Sache behilflich zu sein, „Stauffer-Bern, Radierungen 1. Opus" in schönen épreuves d'artiste zu dediciren, es soll freilich zum größten Teil erst entstehen, aber es wird entstehen. — Ein feierliches Gelübde nehme ich Ihnen hiermit ab, daß Sie mich nie, unter keinen Umständen, auch nicht zur Schonung der Gesundheit vom Arbeiten abhalten wollen, nicht wahr, das ist abgemacht, man bummelt noch immer viel zu viel für die kurze Zeit, die einem zur Thätigkeit gegönnt ist. — Ich werde wahrscheinlich von hier im Frühjahr nach Bern gehen auf einige Tage, um meine Mutter und Angehörigen zu sehen und auch einige Skizzen zu machen für ein

Porträt von meinem Vater. Ich fange immer verschiedene Arbeiten zu gleicher Zeit an, man nützt die Zeit viel besser und bleibt frischer, ist man an dem einen müde, so arbeitet man am andern. Ich habe in letzter Zeit viel Erfolg gehabt hier, sowohl mit meiner Radirung, der ersten und einzigen, die ich bisher publizirt, ich wurde in allen bedeutenden Blättern in Berlin, München, Düsseldorf und Wien nach Kräften gelobt (wie man mir sagt, ich habe das wenigste zu Gesicht bekommen), als auch mit dem Bilde meiner Schwester, was ich hier ausstellte. Ich habe einige Aufträge, welche ich auf dieses Bild hin bekam, aber mit wahrhaft stoischer Ruhe abgewiesen, weil ich, meinem Entschluß getreu, erst das, was ich jetzt angefangen, fertig und erschöpfend lernen will, bevor ich wieder zur Bildnismalerei zurückkehre. Ich thue mir dabei Zwang an, denn es ist verlockender, große Bestellungen zu malen, als mit Studien, die niemand sieht, weil sie immer wieder vernichtet werden (zum großen Teil wenigstens) sich platonisch abzuquälen. Ich würde es vielleicht auch nicht in dieser strengen Weise thun, wenn ich nicht alle Tage die abschreckenden Beispiele der berühmtesten Leute vor mir hätte, die man bei gesundestem Leibe schon lange zu Grabe getragen hat oder fortwährend noch begräbt. — Ich bin diesen Winter noch in keine Gesellschaft gegangen, gehe auch in keine, verkehre mit niemand, übrigens schon das zweite Jahr, und freue mich unendlich, wenn ich mal so recht vaterländisch drauf los arbeiten

kann, denn schließlich muß was dabei herauskommen. Nur die angestrengteste Thätigkeit bewahrt mich vor Grübeleien, z. B. über den Anfang und das Ende der Dinge und vor Reflexionen über das, was man will, und das, was in Wirklichkeit herauskommt. Die Süßigkeit der Produktion täuscht über ihren absoluten Wert hinweg. Heute war ich im Kupferstichkabinet und sah mir wieder Rembrandt-Radirungen an, gute Kunstwerke, Bilder und Statuen wirken auf mich wie ernste Musik oder wie ein Kapitel aus einem der Evangelien, es ist ja auch dasselbe. Es ist Zeit, aufzuhören, sonst stelle ich am Ende noch alle möglichen Betrachtungen an. Ach ja.

Also, meine hochverehrten Herrschaften, ich wünsche herzlich, daß der Aufenthalt in Paris Ihnen viel Vergnügen bringe, und grüße Sie bestens als Ihr ergebener

15. 1. 86 Stauffer

Verehrteste Frau!

Roth Seidenplüsch oder Sammt mit Hut und Schleppe — sehr schneidig! Würde ich jedenfalls machen lassen von der Farbe, die Sie (mit unfehlbarer Sicherheit) herausgegriffen. Wenn auch weißer Atlas mich im Moment präoccupirt, so ist es nur deshalb, weil ich Sie im Saskiakostüm noch nicht zu sehen die Ehre hatte. Punkto zersetzendem Charaktereinfluß des Spiegels, wollen Sie doch bitte dem Gatten mittheilen, daß Sie „der Noth gehorchend nicht dem

eigenen Triebe", Ihre angeborne Bescheidenheit hohen künstlerischen Zwecken unterordnen, und daß der Kunst in jeder Beziehung kein Opfer zu groß wäre gerade wie der Kirche. — Sie vermuten falsch, Gnädige, daß meine Schwester hier, ich hatte es stark im Sinn, man kann sie aber zu Hause nicht entbehren, wenigstens nicht gut, und ich habe diesen Winter mit dem endgültigen Erlernen der Radirung selbst so viel zu thun, daß wir noch nicht dazu gekommen, uns gemeinschaftlich einzurichten. Im Gegenteil ich lebe als unverfälschtester Junggeselle und bin doch so wohler, als wenn ich noch jemand, und sei es meine Schwester, um mich habe. Es ist sonst nichts von Wichtigkeit im Moment zu berichten, wenn es Sie nicht etwa interessirt, daß ich gestern zwei große Kupferplatten, an denen ich zwei Wochen gearbeitet, in Grund und Boden verätzt habe.

Das nebenbei. Hier ist Schlittschuhbahn. Der Thiergarten prachtvoll, kurz es geht bis auf die Kunst alles famos.

Herzlichen Gruß an Sie und Ihren Gatten von dem Maler

Stauffer Bern

Berlin N.W., Klopstockstr. 52

Verehrteste Frau!

Besten Dank für Ihre Zusendung, die mich beinahe vollkommen orientirt, der mittlere Raum scheint mir

wohl geeignet als Atelier mit Oberlicht dienen zu können. Es freut mich, daß Sie so eifrige Studien machen zum Porträt und bin überzeugt, daß dieselben äußerst zweckmäßig sind. Etwas Definitives kann ich aus der Ferne natürlich nicht sagen über die Pose, aber so weit ich es bis jetzt beurteilen kann, glaube ich, daß das Motiv ganz gut ist. — Ueber die Zeit meines Aufenthalts kann ich nach menschlicher Berechnung den Juli und August feststellen, es wird aber eher etwas länger gehen. Am ersten Juli bin ich hier fertig mit meinen Arbeiten, vielleicht auch etwas vorher, dann bedarf ich eine Zeit absoluter Ruhe, wo ich keine Konversation machen darf. Hernach stehe ich zu Ihrer Disposition. Damit Sie absolut nicht genirt sind in Ihren Räumen und Gästen und so weiter, werde ich mir sehr wahrscheinlich in Ihrer Nähe Privatlogis nehmen und nur das Atelier bei Ihnen aufschlagen. Es scheint mir dieser Modus vivendi der geeignetste, denn ich bin ein bischen Nachtvogel, wenigstens hier in Berlin, und Sie sind es nicht.

Ihre Ansicht, daß der Karneval auf den Künstler begeisternd zu wirken vermöchte, gestatte ich mir nicht zu theilen, da ich Gelegenheit habe, seit circa zehn Jahren das gerade Gegenteil zu erfahren. Ja, ein schneidiges Künstlerfest mit prachtvollen Kostümen und herrlicher Decoration, wie wir sie in München gefeiert haben, wo man glaubte wirklich in eine andere Welt versetzt zu sein. Aber hier in Berlin,

wo der Geschmack noch eine so junge Pflanze, besonders der gute, wo auf Künstlerfesten die eine Hälfte im Frack herumläuft und die andere Hälfte in Kostümen aus den Maskengarderoben, wenn es besonders großartig sein soll aus den königlichen Theatern, da soll hingehen wer mag, ich war einmal an einem solchen Fest, einstweilen habe ich genug. Und nun gar die Bälle, ich habe immer ein geheimes Grauen, wenn ich die Reihe mehr oder weniger junger Damen meiner Bekanntschaft treffe, mit denen man wenigstens eine Tour tanzen soll, um nicht als suffisant zu gelten, ja wenn sie ein bißchen besser tanzten! Nachgerade erlaube ich mir blasiert zu werden. Ich habe mir meine gesellschaftlichen Verpflichtungen ziemlich leicht gemacht und nur meine offiziellen Besuche abgestattet, im übrigen abgesagt und fahre so besser, denn ich werde vom sogenannten Konversationmachen viel nervöser als vom angestrengtesten Arbeiten, entweder das eine oder das andere. Ich habe diesen Winter ganz außerordentlich streng gearbeitet und bedürfte eigentlich eine Zeit der Ruhe, um mich wieder ein bischen aufzufrischen. „Aber uns ist gegeben an keiner Stätte zu ruhn." Wer nicht vorwärts geht, sinkt unter, respektive lernt nichts.

Ich nehme an, daß der Gatte wohlauf und munter und grüße Sie glückliches Ehepaar herzlich als Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Stauffer

27. März 1886

Verehrteste Frau!

Nachdem der Brief cachirt war, habe ich bemerkt, daß ich erstens den Plan nicht beigelegt und zweitens keinen Brief, sondern einen Geschäftsbericht an Sie abgesandt. Wollen Sie diese Thatsache gütigst entschuldigen mit der großen Last von Arbeit, die gegenwärtig auf mir ruht. Bis der Termin für die Ausstellung vorüber, habe ich jede Schublade meines „Köpfchens“ so voll, daß gar nichts mehr hinein will.

Mit bestem Gruß Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Stauffer

Verehrteste Frau!

Als gewissenhafter Mann und Künstler sende ich Ihnen meinem gegebenen Versprechen gemäß, zwar nicht ein komplett radirtes Werk, aber einige Blätter daraus, einige Platten habe ich gleich nach der Herstellung wieder vernichtet, dummerweise, so daß ich selbst nur ein paar Probedrucke habe, deren ich mich nicht entäußern kann. Es scheint mir mehr als zweifelhaft, ob Sie sich für derartige Sachen interessiren, und Sie sind weder zu Dank noch Komplimenten dadurch verpflichtet. Radirungen bieten eigentlich nur für den Interesse, welcher dieser Kunst nahe steht.

Mit bestem Gruß an Sie und Gemahl verbleibe ich Ihr freundschaftlich ergebener

Stauffer Bern

Berlin NW Klopstockstraße 52

Sehr geehrte Frau!

Ihr liebenswürdiger Brief, worin Sie mir den Empfang meiner Radirung anzeigten und so unverdientes Lob auf die immerhin noch recht schwachen Arbeiten verschwendeten, ist zwar schon längere Zeit in meinem Besitz, es ist mir aber erst heute möglich, ihn zu beantworten. Ad rem ist zu bemerken, daß ich mich sehr unvorsichtig oder unklar ausgedrückt haben muß, die Stelle, welche Sie falsch deuten, muß etwa so lauten: Zu loben ist nur, daß die Dinger überhaupt gemacht sind, respektive, daß jemand sich dazu entschließen konnte, die Malerradirung in diesem Sinne anzupacken und ins Leben zu rufen, unbekümmert darum, ob der Erfolg die Mühe lohne oder nicht. Es giebt außer Hubert Herkomer, dem Engländer, niemand, der ähnliche Arbeiten in diesem Maßstabe gemacht und in dieser Tendenz. Da es also nur diesen Präcedenzfall giebt und auch dieser Meister die Radirung doch wieder in seiner eigenen Weise nicht ganz konform mit meinen Absichten behandelt hat, so galt es für mich den Weg erst zu finden, den noch keiner gegangen. Wie Sie wissen, geht man leichter sogar auf dem schlechtesten Fußweg als direkt durch das Dickicht. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gewinnt meine graphische Thätigkeit allerdings an Interesse, und dieses Interesse war es, erinnere ich mich recht, was ich Ihnen nicht zumuten

konnte, da für den Beschauer nur die absolute Leistung Werth hat, zumal wenn er der Entwicklung der graphischen Kunst fern steht. Das muß etwa der Sinn dessen gewesen sein, was ich am Schlusse meines Briefes bemerkt, und worauf Sie anzuspielen belieben in dem Passus vom laienhaften Verständnis. — In Betreff des brünetten Frauenkopfes haben Sie recht, ich bitte, ihn aber nur als technische Studie aufzufassen, es ist eine „Grabstichelarbeit" und die Absicht, etwas anderes damit zu wollen, als die Technik des Grabstichels zu lernen, hat mir durchaus fern gelegen. — Ich habe eine gewisse Aversion dagegen, meine Stimmungen zu Papier zu bringen nota bene in einem Brief, den man schreibt, flüchtig überliest und abschickt; geschrieben nimmt sich vieles anders aus wie im Gespräch und Unbedeutendes erhält zu leicht einen zu positiven Anstrich. Das kann ich aber doch sagen, daß es sehr schwer ist, zusammen ein guter Maler, ein anständiger Mensch und ein pflichtgetreuer Sohn zu sein, und daß es mir manchmal Kopfweh macht, allen Anforderungen gerecht zu werden, die diese drei Attribute von mir fordern. Ich wollte dem Brief das bekannte Wort aus dem Hyperion vorsetzen: Uns ist gegeben, an keiner Stätte zu ruhen! Sie empfinden, verehrteste Frau, den Sinn dieses Spruches nicht ganz, das ist dem Künstler vorbehalten. — Die Freundlichkeit, mit der Sie mich einladen, bei Ihnen zu logiren, verpflichtet mich zu größtem Danke. Sie werden sehen, ich bin ein stiller Gast.

Heute ist der Tag meines Bildes sechs Tage vor den Ostern ging Jesus nach Bethanien und so weiter. Ich glaube, daß ich die Lösung jetzt gefunden. Ich hoffe, daß die Vollendung in zwei Jahren erfolgen wird, gegenwärtig bin ich noch an der Skizze und es lohnt sich eigentlich nicht schon darüber zu sprechen. — Letzthin habe ich ein famoses Volkslied gehört und erlaube mir Ihnen dasselbe mitzutheilen.

„Es war einmal ein Gardhusar
Der liebt sein Schatz ein ganzes Jahr,
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
Es nahm die Lieb kein Ende mehr;

Und als er zog ins fremde Land
Da ward ihm sein feins Liebchen krank,
Es schrie nach ihm ihr Mund so roth
Bis er verstummt in Todesnoth.

Als der Husar die Kunde kriegt,
Daß sein feins Liebchen krank daliegt,
Verkauft er all sein Hab und Gut
Und siehet was sein Liebchen thut.

Er nahm sie sanft in seinen Arm,
Bald war sie kalt, bald war sie warm;
Ach Mutter, bring geschwind ein Licht,
Mein Liebchen stirbt, man sieht es nicht.

Wo kriegen wir die Träger her,
Mein Liebchen ist doch gar zu schwer,
Zwölf Gardhusaren müssen's sein,
Die mein feins Liebchen senken ein."

Es ist jedenfalls preußisch. Man muß so was immer aufschreiben, wenn man's hört. — Unsere Ausstellung soll am 18. Mai eröffnet werden, oder Anfangs Juni. Ich glaube sie wird recht interessant. Sobald ich etwas näheres darüber weiß, so werde ich dem Gatten darüber berichten. Bis dahin empfehle ich mich Ihnen auf das beste und verbleibe mit den besten Grüßen Ihr hochachtungsvoll ergebener

Stauffer

Berlin, den 21. September 1886

Verehrteste Frau und Freundin!

Endlich! Eigentlich sollte ich arbeiten, da aber doch mal eine Pause gemacht werden muß, so halte ich den heutigen Tag dazu für geeignet und reservire ihn zu einer langen Epistel, die Sie wohl oder übel von vorn bis hinten durchzulesen gezwungen werden. Erst ein curriculum vitae, d. h. eine kurze Beschreibung meiner Meinungen, Leiden und Thaten seit unserer Trennung.

Prachtvolle Fahrt über den Bodensee ins Bayerland, Wiedersehen aller möglichen Freunde in München, Ankauf einiger reizender alter Möbel für meine neuen Räume, Büffet von Eichenholz, Stühle und schöne Tische, Kommoden, kurz lauter schöne Sachen, die mir heute und immerfort mehr Freude machen werden und mein Atelier wirklich zu einem schönen und behaglichen Raum umgeschaffen haben. — Nach thränenreichem Abschied von der alten lieben Musenstadt eine entsetzliche

Fahrt in tropischer Hitze mit sieben Herren im Coupé, von denen drei noch doppelt so umfangreich waren als der Schreiber dieser Zeilen, die alle rauchten und aus Angst vor Zug (Erkältung) die Fenster geschlossen ließen. Ich zähle diese Nacht zu der schrecklichsten meines Lebens und werde sie nie vergessen. Ich fuhr über Dresden und besuchte dort meine verehrten Genossen vom Handwerk, Raffael oder (richtiger?) Rafael, Rubens und Konsorten auch der Kollege Holbein und seine Arbeiten waren zum so und so vielsten (oder vieltsten?) Male der Gegenstand meiner unbegrenzten staunenden Bewunderung. Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß ich in München beim Besuch der Pinakothek meine alten Lieblinge wiedersah und einen Eindruck mitgenommen, wie er schöner nicht zu denken ist. Die Werke, welche diese Sammlung besitzt von Rubens und Van Dyk, aber besonders von ersterem, gehören wohl zum Schönsten, was es giebt, und es wird mir schwer zu denken, daß Rubens auch ein Exemplar der Gattung homo sapiens (Linné) gewesen sein soll wie unsereiner.

Auch die Galerie des Grafen Schack sah ich wieder, und es kommt mir auch vor, als würden die guten Bilder drin von Böcklin und Feuerbach immer besser. Es giebt heutzutage auch Leute, die malen können. Von Dresden nach Berlin alles verdorrt, kein grüner Fleck, alles dürr und trocken. Seit drei Wochen hatte es nicht geregnet, und was das hier in Norddeutschland sagen will, wo kein Thau fällt, können Sie sich denken. Zwei Stunden von Berlin sah man

schon die Staubwolke schweben, in welche die Stadt bei solchem Wetter wie in einen dicken Nebel eingehüllt ist.

In meinem Atelier angekommen, nahm ich zu meinem Schrecken wahr, daß die Arbeiter noch fröhlich bei der Arbeit waren. Ich schimpfte nach Kräften, war aber doch froh, daß sie überhaupt wenigstens da waren. Ich habe jetzt wirklich ein angenehmes, behagliches und hübsch ausgestattetes Logis, wo ich mich außerordentlich wohl fühle, ich gehe beinahe gar nicht mehr heraus. Damit Sie aber diesen Laut des Wohlbehagens recht verstehen, muß ich erst erklären, daß ich mich in meinem Junggesellenstand etwas verändert habe.

Als ich aus Ihrem Musterhaushalt, wo selbst mit der Loupe kein Stäubchen zu entdecken wäre, hier in meine verstaubte, vernachlässigte Junggesellen-Malerbude kam, die so nett in Stand zu halten wäre, wenn es jemand verstände, ergriff mich die Sehnsucht nach einer Haushälterin, die ich auch nach vorsichtiger Erkundigung und Rath endlich stillte. Das Kleinod, welches ich nun besitze in Form der Witwe ..., einer bescheidenen, ordentlichen und kinderlosen Witwe ohne Anhang im kanonischen Alter von 35 Jahren, stumm und tugendhaft und so weiter, ist das Licht, welches mir gegenwärtig meinen Tag erhellt. Wenn ich nun abends zu Hause esse, wird reizend servirt, kurz, ich bin gegen meinen früheren Zustand, wo ich immer alles selber besorgen, anordnen und beaufsichtigen

mußte, wie im Himmel. Da ich nun das Bedürfnis nach einem mir zugethanen treuen Geschöpf in meinem behaglichen Heim lebhaft empfand, so wollte ich auch diese empfindliche Lücke in meinem irdischen Dasein nach meiner schwachen Kraft ausfüllen und bewerkstelligte dies, indem ich den reizendsten kleinen weißen Pudel um meine Person versammelte, schneeweiß, mit einem schwarzen Fleck auf der Nase. Er ist das niedlichste Tier, was man sehen kann, und macht mich glücklich.

Heute hat mich der preußische Staat mit einem Auftrag beehrt; ich soll den Gustav Freytag malen für die Nationalgalerie, ein Auftrag, der mir schier bange macht, aber aufrichtig freut, weil G. Freytag der populärste deutsche Dichter ist. Sie können sich vorstellen, wie ich jede Fiber meines mangelhaften Naturells anspannen werde, um etwas Gutes resp. Ehrliches zu Stande zu bringen. Eigentlich kommt mir das Glück, oder die Ehre, in der Nationalgalerie mit einer Arbeit zu paradiren, etwas früh; es wäre mir beinahe lieber gewesen, noch ein paar Jahre ruhig zu studiren und dann einen Staatsauftrag zu kriegen; da der liebe Gott es aber so gewollt hat, so soll es mir auch auf diese Weise recht sein.

Der Konkurrenz-Kupferstich, den ich bereits begonnen, wird natürlich auf diese Weise einstweilen weggestellt, da ich schon die nächste Woche abreisen muß, um meine Studien zu dem Bildnis zu machen. — Der Direktor der Nationalgalerie Geh. Jordan sagte

mir, als ich ihm bemerkte, daß ich lieber noch gewartet hätte, er möchte Freytag nur von mir gemalt haben, denn es gälte den Mann absolut getreu festzunageln, und da scheine ich die meiste Garantie zu bieten. Es freut mich, daß man hier in diesen Kreisen an mich denkt, und ist mir ein Zeichen, daß mein Studium mit der Zeit auch Anerkennung finden wird. Es beginnt der dritte Bogen. Entschuldigen Sie, bitte!

Nächstens muß Ihr Bildnis mit dem meiner Mutter zusammen hier aus Basel ankommen, ich bin sehr begierig, es wieder zu sehen, eine blühende Oleanderstaude geht mir im Kopf herum, ich werde mal das Experiment machen, ein schönes Exemplar vor das Bild zu stellen, und mit Pastell vorläufig auf den Hintergrund zu malen, es kann leicht abgewaschen werden, ich meine, es müßte der zierliche Oleander reizend wirken mit seiner feinen Konstruktion. Er blüht hier gegenwärtig.

Ich habe jetzt bald den ganzen deutschen Parnaß, Keller, Meyer, Freytag, in meinem Atelier versammelt. Eine entschieden gute Gesellschaft! —

Da wurde mir letzthin aus München ein Buch zugesandt, das Hans Hopfen geschrieben hat. Sie wissen (ich glaube wenigstens, daß ich es Ihnen erzählt), daß Hans Hopfen mich einmal bat, ihn zu porträtiren und dann durch seine Unpünktlichkeit mich so nervös machte, daß ich die fertige Arbeit wieder abkratzte von der Leinwand und mich so an ihm rächte. Während dieser Sitzungen nun erzählte ich

ihm auch dies und das aus meinem Leben, was der Mann nun zum Teil verwehrtet (oder verwerthet? das letztere scheint mir richtiger), hat mit meinem mehr oder minder getreuen Porträt in „mein erstes Abenteuer“, etwas indiskret zwar sogar bis auf meinen Namen, den ich dazumal hatte, der „Schweizerkarl“. Es ist in der Engelhornschen Romanbibliothek erschienen und nicht ganz ohne Witz.

Sobald ich aus Gotha oder Eisenach, wo Freytag wohnen soll, zurück bin, werde ich probiren, Ihr Bildnis zu stechen oder zu radiren und dies und das an der Hand einiger recht getreuen Photographien und meines guten Gedächtnisses (in dieser Beziehung) zu probiren. Auch mein Selbstporträt werden Sie im Laufe der Zeit erhalten, mit Stülpnase und aufgeblasenem Gesicht, wie Hopfen sagt. — Für Ihre freundliche Spende, den famosen Bratspieß, der ungefährdet wohlverpackt hier angekommen ist, nochmal meinen herzlichsten Dank, er steht seiner Bestimmung bewußt in der Küche bei anderem sauberen Küchengerät und nächstens wird die erste Gans daran gebraten, ein Ereignis, zu dem ich der Wichtigkeit halber natürlich einige gute Freunde einlade. In München habe ich mir noch eine entzückende Rokoko-Uhr gekauft für ein Spottgeld, die mit ihrem prächtigen Gestell und lieben Tiktak zu meiner Glückseligkeit nicht wenig beiträgt. Modellierstühle und andere Bildhauerinstrumente sind schon bestellt, so daß bald mein Haushalt ganz in der Ordnung ist.

Und nun leben Sie wohl, verehrteste Frau, und seien Sie mit Ihrem Gatten, meinem Freunde, herzlich und viele mal gegrüßt

von Ihrem dankbaren ergebenen

Stauffer

Berlin, den 29. Oktober 1886

Verehrteste Frau und Freundin!

Ihr Bild ist wohlbehalten hier angekommen. Die Geschichte mit dem rothen Gesicht hat insofern Berechtigung, als eben alles andere sehr hell und nur der Kopf tonig ist; sowie die erste Oleanderblüte darauf ist, wird männiglich klar werden, daß das Gesicht einen hellen feinen Teint hat. Ich werde jetzt mit äußerstem Bedacht den Rahmen darum wählen; wir wollen noch darüber korrespondiren.

Freytag, bei dem ich mich noch 14 Tage aufhalten werde (ich bin nur Geschäfte halber auf ein paar Tage nach Berlin gekommen), ist ein Prachtmensch in des Wortes verwegenster Bedeutung, ein rüstiger hoher Greis von 70 Jahren mit der Geistesklarheit eines Weisen und der Seele eines guten Kindes; das ist wieder einer, an dem der liebe Gott Freude haben muß, daß er so geraten ist, und ich freue mich, daß ich ihn malen kann. Ich werde mich nicht blamiren, soviel steht fest. Er sitzt brav, alle Tage drei Stunden Morgens (oder morgens?). Seine Wohnung ist ein altes Häuschen mit einem netten

Garten, pfarrhausartig von altväterischer, heimeliger Einfachheit; dort haust er in behaglicher Einsamkeit als einer, der seine Pflicht gethan und sein Pfund gehörig hat wuchern lassen. In Beziehung auf bildende Kunst ist er außer Keller der einzige Schriftsteller, welcher ein so sicheres Urteil hat, als es der nicht selbst ausübende Maler haben kann. Es ist ein wahrer Staat, ihm zuzuhören. Die Anlage zum Porträt, Brustbild, ist schon fertig; ich beiße die Zähne aufeinander, es muß gut werden. — Die Eingabe für die Konkurrenz habe ich gemacht; der Christus ist zwar nicht ganz fertig geworden, mit dem Kopf bin ich in die Brüche geraten, das kann man nicht so übers Knie brechen, ich habe ihn dann ohne Kopf abgeliefert, wenn sie mir auf den Torso den Preis nicht geben, so werde ich ihn, wenn der Kopf daran ist, auch nicht kriegen. Ich war nicht unfleißig. — Es scheint, daß der Kronprinz (natürlich auf Empfehlung von Jordan) mich designirt hat für Freytag. Derselbe hatte sich verbeten, sowohl von A. v. Werner, Gussow als Angeli gemalt zu werden, da scheint man auf mich gekommen zu sein.

Der Ofenschirm, welchen Sie so liebenswürdig sind, mir machen zu wollen, liegt mir wie ein Alp auf der Seele, ich bitte Sie inständig, sich doch nicht die Mühe für mich zu machen, Sie haben schon so viel Güte an mich verschwendet, daß ich immer noch nicht weiß, wie ich die Schuld je tilgen kann, nun noch gar den Ofenschirm, es ist zu viel!

Meine Modellierstühle sind da im neuen kleinen Atelier und diesen Winter soll es losgehen.

Herzlichen Gruß an Sie, verehrteste Frau, und an meinen Freund, Ihren Gatten, von Ihrem treu ergebenen

Stauffer

Der Pudel „Schnugg" freut sich sehr über Ihre Güte, findet aber, daß er noch viel zu wenig gebildet ist für ein so kostbares Geschenk wie ein Halsband von Ihrer Hand, er will erst auf den Hinterbeinen gehen lernen und noch viel ähnliche Scherze, dann hoffe ich, wird er einer solchen Dedikation würdig werden. Er ist ein gutes Thierchen.

Montag, den 8. Nov. 86

Siebleben b. Gotha, per Adr.: H. Geh. Rat Dr. G. Freytag.

Verehrteste Frau und Freundin!

Wie versprochen, folgt jetzt aus meinem Exil eine längere Epistel. Der alte Herr, resp. sein Porträt, rückt der Vollendung entgegen; er sitzt brav, ich habe mir die erdenklichste Mühe gegeben und bin herzlich froh, daß die Sache glatt vorwärts geht, denn solche Staatsaufträge sind sehr heikle Geschichten, hat man irgend ein Malheur, will der Betreffende nicht gehörig sitzen, oder redet er einem viel hinein, so kommt es gar zu leicht, daß bei aller Anstrengung es dem Künstler nicht möglich ist, das Beste zu leisten. In diesem Falle habe ich Glück. Freytag ist vernünftig

genug einzusehen, daß zu einer guten Arbeit zwei gehören, einer der malt und einer der gut sitzt. Er hat zwar viel zu thun (er soll seine Memoiren fertig schreiben für den Verleger) und machte viele Komplimente, da ich aber kategorisch erklärte, in diesem Falle müßte ich die Sache halt so lange verschieben, bis er die nötige Zeit fände zur Sitzung, so biß er lieber gleich in den sauren Apfel. Freitags hoffe ich wenn nicht den letzten, so doch den vorletzten Pinselstrich zu machen. Ich reise dann unverzüglich zurück nach Berlin in mein liebes Atelier, ich bekomme oft hier Heimweh nach der gemütlichen Bude, die ich mir eingerichtet, wo mich von den Wänden alle möglichen schönen Sachen anblicken, hübsche Kopieen, gute Stiche und Radirungen, kurz wo alles so ist wie ich es mir wünschen kann. Es ist eine eigene Sache mit einem solchen Atelier, das man sich nach eigenstem Belieben und Geschmack zurecht gerichtet. Eine Stätte stiller fröhlicher Arbeit und manchen bescheidenen Vergnügens, denn allmählich weicht der Katzenjammer von mir, seit ich weiß wo ich hinaus will mit meinem Schaffen. Was auch recht viel zu meiner guten Stimmung beiträgt, sind die Genossen, welche der Zufall in meine Nähe gebracht hat und die alle in ihrer Weise und nach ihrem individuellen Talent das Beste zu leisten suchen. Wir essen mittags immer in derselben Kneipe, einem hübschen Lokal mit leidlicher Küche, und sind etwa 4—6 Tischgenossen. Wir haben es so schön jetzt als wir es wünschen können.

Der eine ist Prell, ein feines Talent mit gutem Urteil über Kunst und Litteratur. Er hat auf meine Entwicklung einen entschiedenen Einfluß gehabt, dadurch, daß er von ganz anderen Gesichtspunkten aus in die Kunst guckt als ich. Er hat sich an Böcklin hauptsächlich gebildet. Das ist so zu verstehn, Böcklin war nie sein Lehrer, es sind die Lehren und die Anschauung, welche aus seinen Bildern sprechen, welche da den Schulmeister gemacht haben. Der andre ist Klinger, der zwar in Paris ist, der aber immer mit uns zu Tische sitzt im Geiste. Der Dritte ist mein aus Italien zurückgekehrter Freund, der Baumeister Paul Lissel. Er war schwindsüchtig und ist jetzt auf dem Wege der Besserung, die er durch spartanische Diät in des Wortes verwegenster Bedeutung sich erzwingt, er nährt sich fast nur von Wasser und Brot und ganz leichten Gemüsen, trinkt weder Wein noch Bier, noch irgend was einem geistigen Getränk ähnlich sieht, keinen Kaffee, keinen Thee und fast gar keine Milch, raucht nicht, kurz wenn ich eine solche Diät nicht als heilsam täglich vor Augen hätte, ich würde glauben, der Mensch müßte dabei verhungern. Er ist aber frisch und munter und befindet sich dabei besser, als vor Jahren, als er noch ein Mensch war wie wir, der rauchte und Wein und Bier trank und Fleisch aß. — Lissel ist beinahe täglich Abends bei mir und will jetzt auch radiren. Er hat prachtvolle Studien und architektonische Aufnahmen aus Italien mitgebracht, wie ich sie schöner noch nicht gesehen

habe. Ich freue mich schon jetzt auf die Arbeiten, welche er unter meiner Anleitung machen wird. (Er will bei mir das Radiren lernen.) Er hat eine harte Laufbahn hinter sich, ich sagte Ihnen glaube ich schon, daß er als Maurer angefangen und sich so ohne jede Hilfe von zu Hause oder anders woher bis auf seine jetzige Stufe gehoben hat. Was ich aber an ihm am meisten schätze, ist der Mann selbst, ein so goldiger Bursche ist mir nicht leicht vorgekommen, kein Falsch und kein Fehler, ein Charakter. Man kann das wirklich nicht von vielen Leuten sagen, besonders nicht in einer Stadt wie Berlin, die zum Streberthum förmlich verführt. Männerfreundschaft ist eine schöne Sache und gibt viel Halt im Leben.

Ich sprach Ihnen auch schon von dem Bildhauer Ernst Wägener, der auch in meiner Nähe sein Handwerk treibt. Er macht nach Rh. Begas, seinem Meister, in Berlin die besten Büsten und ist auch ein Mann, dem ich viel Anregung verdanke; er ist mit schuld, daß ich jetzt zu modellieren anfange, eine feine Künstlerseele und einer, der viel und ernst gearbeitet hat bei karger Rast, bis er sein Handwerk los hatte. Der letztere unserer Tafelrunde ist Müller-Breslau, von dem Sie mit den Jahren ebenfalls noch hören werden, bis dahin haben ihm auch noch nicht viele Rosen geblüht, es ist auch ein Talent, welches sich unter Böcklinschem Einfluß aber wie Prell ganz selbständig entwickelt hat, er malt hauptsächlich Landschaften, ohne Spezialist zu sein.

Wenn ich hier meine Freunde nacheinander vorstelle und rühme, so meine ich nicht, daß wir eine Gesellschaft bilden von lauter Kirchenlichtern, oder daß uns wie den Herren bei Zola die Welt einmal gehören müsse, nein. Ich möchte uns angesehen wissen als ein kleines Häuflein bewußt und ehrlich schaffender und strebender Künstler, wie weit wir's bringen werden, können wir nicht wissen, ist auch gleichgültig, denn nicht sowohl der äußere Erfolg als die Freude am Schaffen ist das Glück des Künstlers, wenn ja er immer so viel hat, um nicht Not zu leiden.

Ich habe hier prächtige Kränze gewunden aus Disteln und trockenen Wald- und Feldblumen für mein Atelier, es giebt hier eine Art (ich weiß nicht, ob sie identisch ist mit der cardinis acaulis der Alpen), die große (drei Zoll Durchmesser) Blüten trägt, welche sich gut halten, sobald sie verblüht sind. 25 Meter Kränze! um die Wand des Ateliers gegen die Decke abzuschließen. — Jetzt geht meine Weisheit zu Ende. Halten Sie sich, bitte, nicht auf über meinen Stil, ich bin kein so vorsichtiger Mann, um die Epistel zu konzipiren, und ich schreibe halt, was mir in die Feder kommt, der Sinn bleibt ja derselbe und das ist die Hauptsache.

Ihr aufrichtig ergebener

Stauffer

Sonnabend, den 13. Nov. 1886

Verehrte Frau und Freundin!

Der Brief blieb mit Fleiß liegen bis zum Abschluß meiner hiesigen Thätigkeit, er kam mir ein bischen zu siegesgewiß und sanguinisch vor, deshalb habe ich ihn noch hier behalten. Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen, es wäre mir soweit erwünscht, wenn das Wetter die letzten Tage besser gewesen wäre, aber es war so dunkel, daß man fast nichts sah und mir meine Aufgabe, die ohnedies eine sehr schwierige ist, doppelt erschwert wurde. Ich kann bei dem Stande, den ich inne habe, am Fenster keinen Schritt zurücktreten und bei der herrschenden Dunkelheit kann ich also nicht gewiß sagen, was ich geleistet. Soviel steht aber fest, daß der Mensch getroffen ist, nur fertig bin ich nicht ganz geworden. Es fehlen noch etwa zehn Sitzungen, um so weit zu kommen, daß die malerische Aufgabe ganz gelöst wäre. Ich bin ein Bekenner des kategorischen Imperativs und es muß. Ich habe mich in das Problem dieser Physiognomie so festgebissen, daß ich wohl noch verschiedene Lösungen anstreben werde. Es ist eine harte Nuß, denn er sieht sehr verschieden aus, je nachdem er aufgelegt ist, und bis ich das ganz heraus habe, was ich im Kopfe trage, wird noch geraume Zeit vergehen.

Beste Grüße von Ihrem aufrichtig ergebenen

Stauffer

Berlin NW 1. Januar 1887
Klopstockstraße 52

Verehrteste Frau und Freundin!

„Und sieh, das Jahr tritt seinen Zauberreihn!“ — Adolf Frey in Aarau, Gedichte, die ich Ihnen hiermit bestens empfehle. Doch das gehört eigentlich gar nicht zur Epistel, der Vers kugelt mir bloß die ganze Zeit heute im Kopfe herum.

Vor allem herzlichsten Dank für die süße Weihnachtssendung! ich genieße sie mit Verstand und habe noch mehr als die Hälfte. Sollten die Kätzchen auf dem reizenden Umschlag eine leise Anspielung auf physischen oder psychischen Katzenjammer sein? Also ich wünsche Ihnen und dem Emil es guets glückhaftigs neus Jahr, e gueti Xundheit und laengs Laebe, hoffentlich trifft's ein!

Beim Jahreswechsel hat man das Bedürfnis, sich ein wenig inwendig zu begucken, das habe ich heute in der feiertäglichen Stille meines Ateliers gethan, auch daran gedacht, daß das verflossene Jahr mir Ihre Freundschaft gebracht, einen Halt im Leben. Es kommt mir vor als ein unverdientes Glück und ich bin besorgt, die Götter zu versöhnen, indem ich so lange und intensiv an meinem Kunstfünklein puste, bis es brennt. Das würde ich nun wohl so wie so thun, vielleicht aber nicht so fidel wie jetzt. Ich bin so schaffenslustig und fleißig, daß es mir selber Vergnügen macht und fühle mich im Stande, noch eine

ganze Menge zu lernen. Wenn ich zurückblicke zur Zeit meiner ersten Kunstgehversuche, so denke ich, daß es noch viel viel langsamer hätte gehen können, denn als ich heute vor elf Jahren nach München auf die Akademie reiste, war ich noch ein Kunstbarbar, wie er im Buche steht, ohne jedes Urteil und Geschmack. Nun, seitdem habe ich mich bedeutend gebessert und dieses und jenes verstehen und beurteilen gelernt, was mit Pinsel und Modellierholz u. s. w. gemacht wird. Mir diese Gebiete, bildende Kunst und gewissermaßen auch Poesie, immer mehr zu erschließen und meine künstlerische Empfindung und Genußkraft zu steigern, ist eigentlich meine Moral. Das eigene Können nimmt auch in dem Grade zu, als das Verständnis für die Werke anderer sich vervollkommnet. Ich habe noch viel vor, aber es wird sich auch bei guter Gesundheit noch viel lernen lassen. Ich höre oft den Vorwurf, ich zersplittere meine Kraft, indem ich radire und kupfersteche und nun gar modelliren wolle, ich sollte jetzt große Bilder malen, denn es wäre Zeit; dieser Vorwurf ist nicht gerechtfertigt, ich weiß genau was ich thue, indem ich diese Sachen noch lernen will, es geschieht, was den Gang meiner künstlerischen Entwickelung anbetrifft, das meiste dabei instinktiv, ich muß es eben thun, es wird schon recht sein. Wenn ich noch dreißig Jahre zu leben habe und ich verwende noch vier oder fünf zum Lernen des technischen Apparats, so bleiben mir 25 Mannesjahre, das ist entschieden Zeit genug sich auszusprechen,

notabene, wenn man was zu sagen hat. Ich empfinde das Bedürfnis einstweilen nichts zu thun, als das Handwerk zu lernen.

Einige Daten über meine Thätigkeit. Bei den kurzen Tagen kann man nicht malen, oder nur schlecht, so radire ich denn und steche fleißig an neuen Kupferplatten, um meine graphische Thätigkeit nunmehr zum Abschluß zu bringen (wenigstens vorläufig), indem ich ein paar Arbeiten mit möglichst vollkommener Technik liefere. Letzthin habe ich abends zwei Freunde skizziert, den Mosse und den Bildhauer Wägener, die mit der nächsten Sendung in die bekannte Mappe wandern. Es sind nur Skizzen, aber ich halte sie für möglichst ähnlich, wenigstens machen sie mir Vergnügen. Da fällt mir eben ein, denken Sie ja nicht, verehrteste Frau, daß ich jeden von mir bekritzelten Fetzen würdig halte, aufbewahrt zu werden oder daß er Ihnen gefallen soll, nein. Ich sende Ihnen resp. dem Emil solche Blätter nicht als „Geschenk", wenigstens nicht in dem Sinn, daß es nötig wäre, sich dafür zu bedanken, sondern als lose Blätter, die Sie die Güte haben wollen, von mir anzunehmen, ohne Sang und Klang auf die Seite in eine große Mappe zu legen, bis sie später in ihrer Gesamtheit Ihnen vielleicht einiges Interesse bieten. Also erst in zehn Jahren dürfen Sie sich bedanken!

Am Freytag habe ich weiter nichts gemalt einstweilen, ich möchte ihn am liebsten im Frühjahr im Freien malen, denn es ist mir zuwider, ein obligates

Galeriekniestück zu liefern, wie es üblich ist. Den alten Herrn im Mai, es wäre mal was Anderes.

Nun weiß ich nicht, sind Sie noch in Zürich oder schon in Babylon, in beiden Fällen grüße ich Sie und Emil herzlich und verbleibe Ihr

treuergebener

Stauffer

P. S. Entschuldigungen wegen meinem schlechten Stil brauche ich wohl nicht mehr zu machen, Sie dürften sich jetzt schon nachgerade daran gewöhnt haben.

2. Januar abends.

Eben wollte ich heute morgen meine Epistel zur Post bringen, als mir der Briefträger Ihren Brief brachte. Herzlichen Dank! — Ich träume wieder von dem Ofenschirm, noch einmal, so großes und intensives Vergnügen mir dieses Besitzthum auch bereiten wird, ich finde es unverantwortlich von Ihnen, die kostbare Zeit für ein Geschenk zu verwenden — für mich, dem Sie weiß Gott schon mehr gethan haben, als ich Ihnen je vergelten kann.

So recht werde ich Ihren Brief erst das nächste Mal beantworten, ich muß ihn erst noch ein paarmal lesen.

Für heute also adieu.

Ihr aufrichtig ergebener

Stauffer

NW., Klopstockstraße 52
Sonntag 7. Febr. 1887

Verehrteste Frau und Freundin!

Schon lange hätte ich Ihnen auf Ihren liebenswürdigen Brief geantwortet, wenn nicht alles sich gegen mich verschworen hätte, um mir die Muße dazu zu rauben. Um etwaige Konfusionen in dem Brief von vorherein zu entschuldigen, schicke ich voraus, daß ich etwas müde bin.

Ich stecke wieder bis über die Ohren in Problemen. Um auf der diesjährigen Sommerausstellung hier einmal endgültig Farbe zu bekennen, habe ich einen lebensgroßen Gekreuzigten angefangen und male mich halb todt dran. Wenn nicht alle Stricke reißen, so ist er in 4—5 Wochen fertig. Mit dieser Arbeit, wenn sie gelingt (wozu einige Aussicht vorhanden), möchte ich meine Bestrebungen den Kollegen und einem p. t. Publikum klar legen, nämlich das Handwerk so gründlich als möglich zu lernen. An dem Gang der Arbeit sehe ich, daß ich wohl seit drei Jahren, wo ich die letzte nackte lebensgroße Figur gemalt, vieles, recht vieles gelernt, aber noch lange nicht genug, um sagen zu können, daß ich wie bei der Zeichnung wirklich Herr des Materials wäre. Es ist doch recht schwer, ein Meister ersten Ranges zu werden. — Ich male dieses quasi B i l d auch (eigentlich mehr Studie), um ganz genau zu wissen, wie weit ich bin und meine weiteren Studien danach einzurichten und ich glaube

schon jetzt zu wissen, was mir hauptsächlich fehlt, nämlich zwei Jahre konsequenten Studienmalens (Figuren, Akte &c.). Wenn ich das durchführen kann, so soll es nachher nicht manchen geben, der gewandter malt. (Nehmen Sie mir meine Unbescheidenheit nicht übel, ich habe wieder eine schwache Stunde.) So wie der crucifixus fertig ist, kommen die Variationen Ihres Bildes, die ich noch vorhabe, um dieses Thema zu erschöpfen. Wenn meine Arbeitskraft nur etwas größer wäre, oder die Fortschritte etwas rascher kämen, ich sehe kein Ende!

Außer dem hatte ich oder bin ich im Begriff einen Anfall von Sentimentalität zu überwinden; es ist dies eine latente Krankheit, die bei gewissem Umgang seit Jahren immer wiederkommt und durch sehr viel Arbeiten zurückgedrängt wird, bis sie, so hoffe ich, einmal ganz verschwindet, auch Luftveränderung ist gut dafür. Da aber ein Pech selten allein kommt, so habe ich weiter zu melden, daß meine Wirthschafterin am 1. März ausgezogen ist, weil das zwar nicht mehr sehr junge Herz ihr einen Streich gespielt hat. Sie wird sich im Laufe dieses Monats wieder verheirathen, zu meinem größten Leidwesen.

Um aber das Maß voll zu machen, hat sie meinen lieben Schnuggel mitgenommen, so daß mein Zustand ein wirklich beklagenswerter ist, denn dieses äußerst possierliche Thier hat mir manche vergnügte Stunde bereitet; Frau . . . . . hing aber so an ihm, daß ich glaube, sie hätte ohne den Hund keine rechte Freude

mehr im Leben gehabt, so gab ich ihren Bitten nach und überließ ihr das Thier.

Gestern war Première im Ostend-Theater, „Der Volksfeind“ von Ibsen, ein ganz eigentümliches Drama, modern bis zur Poesielosigkeit; aber nach meinem Dafürhalten trotzdem, oder gar deswegen eine hervorragende Arbeit. Das Publikum dieser Première war ein wirklich eigenartiges, von dem sogenannten gebildeten Berlin der Gesellschaft keine Seele, überhaupt wenig Leute, die aber da waren, wußten warum und es waren lauter Schriftsteller und Künstler, Musiker natürlich nur Wagnerianer.

Ich habe wohl noch einige Sachen die ich Ihnen berichten könnte, sie fallen mir aber momentan nicht ein. Ja: Keller, ich traue mich nicht ihm die Radirung zu zeigen, ich bin überzeugt, daß ers übel nimmt. Mit herzlichstem Gruß an Sie und Emil schließe ich als Ihr aufrichtig ergebener

Maler Stauffer

26. März 1887

Verehrteste Frau und Freundin!

Werden Sie bitte nicht ungeduldig, wenn ich Ihnen Ihr Bildnis immer noch vorenthalte, ich möchte noch mit Hilfe des Bildes verschiedenes versuchen, was mich interessirt, also bitte noch ein wenig Geduld. — Mein Gekreuzigter geht seiner Vollendung entgegen; wenn mir der Kopf noch gelingt, so glaube ich eine brave

Arbeit gemacht zu haben. Es ist mit der Kunst oder mit der Gabe des Talents zu ihrer Ausübung eine eigene Sache, besonders wenn der Begabte einen weiten Blick von der Natur dazu bekommen hat. Ich sage mir zwar immer und es ist ja auch so, die Kunst ist ein Metier wie ein anderes; man übt es aus, weil man keine geeignetere Beschäftigung weiß oder zu sonst nichts ordentlichem taugt. Wer Scheuklappen hat, für den mag es zutreffen, daß er Vergnügen und Befriedigung findet in dem Werk seiner Hände, für den andern, der instinktiv seine Arbeit immer in Vergleich bringt mit dem was zu leisten wäre, oder was ausgezeichnete Leute geleistet haben, ist nicht mancher Moment erfreulich. Immer arbeiten, immer spekuliren wie man sich weiter bringt, ohne Ruhe und ohne Rast immer den Berg auf, macht müde und verzagt. Manchmal ist es mir als sehe ich genau, wie ich fortschreite und mich entwickle und wo es endlich hinaus will, aber eben so oft faßt mich der grimmigste Kater über meine Bemühungen und meine ganze Arbeit kommt mir vor wie das Wasserschöpfen in das leere Faß. Da stehe ich und habe mich aus den erbärmlichsten Anfängen hinaufgearbeitet zu einer Stufe, wo ich zwar jedes Kunstwerk zu schätzen im Stande bin, nicht aber selber ähnliches vollbringen kann. Ich habe das Gefühl und es wird mir zur Gewißheit, thue, was Du kannst nach bestem Vermögen und mit ernstestem Wollen, so hast Du doch nichts gethan, es ist wie ein Tropfen im See, hörst Du heute auf zu arbeiten, so ist es ganz gleich=

gültig, kein Hahn kräht danach; denn alles was Du anstrebst, haben andere vor Dir schon viel besser und genialer gelöst und Dein Schaffen ist ganz überflüssig, es hat nur den Zweck, Dich zu beschäftigen und die Misere des Daseins während der Arbeit wenigstens zu vergessen. Dies ist allerdings schon Grund genug, so fleißig als möglich zu sein.

So arbeite ich denn auch viel, aber mit wenig Freude, mehr wie ein Karrengaul, den die Peitsche des Fuhrmanns immer wieder antreibt wenn er nicht mehr will. Die Peitsche ist bei mir die Gewißheit, daß wenn ich einen Moment stehen bleibe, mir andere, denn es giebt sehr viel tüchtige Künstler, über den Kopf wegsteigen und mir den Rang ablaufen. Ich denke die Hetze wird wohl nicht aufhören so lange ich lebe. Es wird immer dasselbe friedlose Rennen sein, bis einem einmal die Puste ausgeht. Viele Leute arbeiten ohne große Mühe, sie malen oder sind sonst thätig, produziren ohne Kampf und nutzen sich dabei nicht ab. Mir geht es anders, ich lasse Haare dabei, doch das würde mich nicht alteriren, wenn ich die Gewißheit hätte, daß wirklich irgendwem etwas damit genützt wäre; die fehlt mir aber. O, es ist ein Elend. Ich lamentiere sonst nicht gern jemand was vor; heute aber kann ich nicht wohl anders. Es liegt nicht an der Arbeit, denn sie geräth mir so gut oder so schlecht wie immer, ich habe ehrenvolle Aufträge, man kümmert sich mehr denn je um mich, es ist auch nicht unglückliche Liebe, denn ich habe den chronischen Anfall von Senti-

mentalität tapfer untergekriegt, weiß der Kuckuck, es ist eben der Kater, der einem im Nacken sitzt ohne zu fragen warum, ob er ein Recht oder Grund dazu hat, er ist eben da und glotzt.

Für meine Haushälterin habe ich immer noch keinen Ersatz, ich entschließe mich sehr schwer jemand von dem ich nicht ganz genau weiß, daß er was taugt in meine Umgebung aufzunehmen und bei mir wohnen zu lassen. Am liebsten hätte ich eine Frau, aber wo nehmen und nicht stehlen? Und ich werde es schwerlich über mich bringen jemand in mein ungewisses Schicksal hineinzuziehen, nur um eine geordnete Häuslichkeit zu haben.

Von Lissel habe ich schlechte Nachrichten, er ist immer noch sehr krank und wer weiß, wie lange er es noch machen wird, der arme Kerl. Er war mein guter Geist, mein alter ego, mit dem ich alles besprechen konnte, aber auch alles, meine andere hiesige Umgebung steht mir nicht so nah, es ist mehr der Beruf und zum Teil auch der Zufall, der einen zusammenführt und von einer eigentlichen innigen Freundschaft ist nicht die Rede streng genommen. Der Mensch fehlt mir überall ich hänge an ihm wie an einem Bruder. — Nun der Herr bewahre mich vor jeder Dummheit und Verzagtheit und gebe mir seinen Frieden!

Mit herzlichen Grüßen an Ihren Gatten und an Sie verehrteste Freundin verbleibe ich Ihr treuergebener

Stauffer Bern

Berlin NW., Klopstockstraße
19. April 1887

Verehrteste Frau und Freundin!

Also haben meine Bitten doch nicht geholfen und Sie beabsichtigen wirklich, mich durch Ihre Liebenswürdigkeit in solch prächtiger Weise zu beglücken. Das Bild, welches Sie mir entwerfen von dem werdenden Kunstwerk wirkt förmlich berauschend. So viel Güte und alle für mich, ich muß mich erst daran gewöhnen. In ihrem Briefe fragen Sie auch nach dem Befinden meiner lieben Mutter. Außerordentlich scheint es ihr nicht zu gehen. „Das Leben ist Müh und viel Arbeit" kann sie auch sagen. Durch das jahrelange Ringen mit dem Leben und seinen Schwierigkeiten, durch die ewige Sorge und den Kampf ums Dasein, ist ihr heiteres Gesicht etwas gefurcht, sie nimmt das Leben etwas zu gründlich und schwer und kümmert mehr als gerade nöthig. Hoffentlich bleibt sie so lange gesund, daß sie noch erleben kann, wie ihr Söhnlein gute Bilder malt und in der Welt etwas vorstellt.

Ich habe Ihnen ein paar Andeutungen gemacht über meinen eigenen Herzensangelegenheiten. Wie ich Ihnen mittheilte, sind diese Anfälle von Sentimentalität oder Liebe oder wie Sie es nennen wollen schon seit Jahren chronisch bei mir, da aber einem fetten Menschen die Sentimentalität nicht zu Gesicht steht, suche ich sie immer wieder bald los zu werden,

was mir manchmal leichter und manchmal schwerer gelingt. Immer bleibt es mir aber ziemlich lange in den Gliedern. Diese Krankheitserscheinungen sind durchaus nicht ans Frühjahr gebunden. Es ist ein Contagium, welches durch persönlichem Umgang sich verpflanzt und gegen das der Körper resp. der Geist nie die Empfänglichkeit verliert. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, so werde ich Ihnen ein bischen erzählen. Ich spiele eigentlich keine lächerlichere oder bemitleidenswerthere Figur als jeder andre in dieser Situation. Die Geschichte geht nach dem Leitmotiv: „Sie war liebenswürdig und er liebte sie, er war aber nicht liebenswürdig und sie liebte ihn nicht" und ist äußerst einfach. Ich lernte das Mädel kennen als ein kleines Backfischchen von 14 Jahren, vor 6 Jahren, und so weiter und so weiter, ich hatte sie gern und sie mich nicht und im übrigen sind wir gute Freunde. Sie hat hervorragende Qualitäten und Capricen, unter anderen auch die, nicht zu heiraten, interessiert sich sonst für niemand als für mich wie sie sagt, oder besser interessirt sich für niemand, am meisten vielleicht noch für mich, ist eine beauté du diable wie sie im Buche steht.

Ich sagte Ihnen letzten Sommer, daß ich seit meiner Kindheit nicht mehr geliebt hätte, dieses Faktum ist ein scheinbarer Widerspruch, nur ein scheinbarer, denn Feuer habe ich nicht gefangen, was man so sagt (trotzdem Fett gut brennt), das Gefühl ist mehr zu vergleichen der Wärme eines

behaglichen Kaminfeuers auf der einen Seite und dem Brummen eines hohlen Zahns auf der andern; unter der einen Seite verstehe ich den angenehmen geistvollen Verkehr, unter der andern das Bewußtsein, dieses Kräutlein sei nicht für mich gewachsen. Einen Korb habe ich mir freilich nicht geholt, die Sache ist aber nichtsdestoweniger hoffnungslos und ich werde nicht wieder darauf zurückkommen. Aergerlich ist mir nur der verdammte Einfluß solcher Schwächezustände auf meine sonst äußerst gesunde Schaffenslust. Es steckt mir in den Gliedern wie eine Vergiftung. O, wenn doch nur das Donnerwetter — na, Schluß von dieser Sache.

Aus Cairo erhielt ich vor einer Woche die Nachricht, daß mein lieber Freund Lissel am Sonnabend vor Palmsonntag an einem Lungenschlag gestorben. — Wir haben keinerlei Verdienst daran, daß wir sind und leben, auch nicht an unsern Fähigkeiten und Talenten, unsere Pflicht ist nur das Leben und das geistige Kapital, welches wir dazu erhalten, mit möglichster Weisheit und Ehrlichkeit zu verwalten. Wie lange das dauert darf uns nichts kümmern, wichtig ist nur es so einzurichten, daß man jeden Augenblick bereit ist zu gehen und seine Bücher vorzuzeigen. Es ist kein Individuum, auch nicht das feinst angelegte, so bedeutend und für die Allgemeinheit von solch zwingender Notwendigkeit, daß sich nicht die Lücke seines Verlustes gleich oder bald schließe und andere seine Stelle einnehmen. — Trotz all dieser

Wahrheiten schmerzt der Verlust eines treuen Freundes nicht minder tief und mit aller Klugheit oder Ergebung in das, was wir nicht verstehen, kommen wir nicht über die Brutalität des Todes hinweg. Für den zurückgebliebenen giebt es in der Welt nichts Trostloserers als der Tod einer lieben Person.

Für heute genug. Herzliche Grüße an Sie und Emil von Ihrem treu ergebenen

Stauffer

Klopstockstraße 52. 10. Mai 87

Verehrteste Frau und Freundin!

Ja, wenn es nur schon Sommer wäre, Gott, ich habe so wenig animus noch lange hier zu bleiben, aber der Bien muß! Eben bin ich mit Freytags Porträt bis auf das Kostüm fertig, ich habe es so gut gemacht als möglich und wohl einen hohen Grad von Aehnlichkeit erreicht, daß mir aber die Arbeit ein übergroßes Vergnügen noch machte, kann ich nicht gerade sagen. Freude macht nur was glatt und flott weg gearbeitet ist, diese Art war hier nicht möglich, erstens hat der Mann in Siebleben Lokalverhältnisse, die einen Maler zur Verzweiflung bringen können, und macht außerdem beim Malen einen solch fürchterlichen „Trümel", daß er unmöglich so gemalt werden kann für eine Nationalgallerie.

Und wieder kommt gegangen der Lenz durch alles Land, ich kann Ihnen sagen auch in Berlin ist der

Frühling schön und ich wohne prachtvoll, den herrlichen Tiergarten gerade vor der Thür, was gäbe ich drum wenn ich jetzt mal wieder Landschaften malen könnte, blühende Wiesen und Bäume und schöne Menschen hineinsetzen, so ganz nach meinem Gutdünken und Gefallen. Seit 74, also 14 Jahre laure ich darauf im Frühjahr auf das Land zu können und die Porträt-, strenge Form- und akademische Studiererei ein bischen im Atelier zu lassen, und noch bin ich nicht dazu gekommen; früher mußte man als fleißiger Akademiker hübsch in die Akademie und Köpfe und Akte, Ohrläppchen und Augenwinkel und ähnliche unerläßliche für einen soliden Maler einstweilen wichtigere Dinge zeichnen und malen, und jetzt wo man dies schließlich leidlich gelernt hat, müssen Staats- und andere Aufträge erledigt werden und zwar gut, sonst fällt der Meister vom Stuhl.

So unterhalte ich denn bis jetzt immer noch ein platonisches Verhältnis zum Frühling und zur Landschaft. Es soll aber bald anders werden, denn nachgerade habe ich doch das Nöthige gelernt, um ein braves Bild oder mehrere zu malen. Von meiner Häuslichkeit ist gegenwärtig nichts zu berichten, es ist der alte Schlendrian, die Portierfrau unseres Hauses besorgt mir meine Sachen, daß ich vor Staub und ähnlichem beinahe umkomme und keinen Abend mehr zu Hause bin, aus Grausen vor meinem bedauernswerthen Junggesellenthum. Nach und nach wandle ich mich zum Märtyrer um, ich habe nicht

mehr die Courage, mir eine fremde Person, sei sie woher auch und mit den besten Empfehlungen ins Haus zu nehmen, denn in jedem Falle ist man angeschmiert, das Kleinod, welches ich diesen Winter hatte, hat .... Wenn die Ehe ein Himmel ist, so werden die Junggesellen vorher gehörig mürbe und knusperig geröstet in dem Fegefeuer ihres Standes.

Leben Sie wohl, verehrteste Frau, und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem treu ergebenen

Stauffer Bern

Eine Stylübung ist diese Epistel gerade nicht!

Paris, Sonnabend 19. Juni 1887

Verehrteste Frau und Freundin!

Morgen früh reise ich fort aus Babylon und schüttle den Staub von meinen Füßen. Das Gefühl, was ich von hier mitnehme, ist kein gerade erhebendes. 1. Der Deutschenhaß, der auf alles was deutsch aussieht sich ausdehnt, läßt einem nicht los, es ist so toll, daß ich es nicht geglaubt hätte, wenn ein anderer es mir gesagt. 2. Macht sowohl das gesammte Paris als besonders die Kunst mit einigen wenigen allerdings sehr lobenswerten Ausnahmen den Eindruck der Decadence, der Zerfahrenheit, sie kommen über das Theater nicht hinaus, die Herren. Wenn das weiter so geht, so werden sie bald abgewirthschaftet haben. Alles ist Pose, weiß Gott wenn auf dem ganzen Salon ein halbes Dutzend Kunstwerke, Malerei,

Plastik zusammengenommen da sind, die nicht posiren, so will ich Hans heißen. Die einen posiren als Idealisten, andere als Realisten, jeder will um jeden Preis was anderes als der andre, Aufsehen machen — die Leute können einem wirklich leid thun, denn es ist schließlich der Kampf ums Dasein, die riesige Konkurrenz und der überbildete blasirte Geschmack des Publikums, der sie zwingt solche Mätzchen zu machen. Jetzt bin ich ganz sicher. Der Franzose ist nicht aus dem Material, aus dem die Könige der Kunst geschaffen sind. Sie haben aber auch keinen Meister allerersten Ranges wie Holbein, Tizian, Rembrandt oder Velasquez. Nein, ich gehe ganz ruhig und ohne Katzenjammer nach Hause, was ich will und anstrebe ist gut, wie weit ich es erreiche ist eine andere Frage. Ich bin nach Paris gegangen um ganz genau zu wissen was hier geleistet wird, zu vergleichen mit den guten Bestrebungen in Deutschland. Es giebt auch dort Künstler.

Ausstellen werde ich in Berlin: Gekreuzigter, Oelbild; meine Mutter, Oelbild; Frau Lydia, Pastell und Gravüren. Sie werden hoffentlich nichts dawider haben, wenn ich ein Pastell, ähnlich wie das Oelbild, ausstelle. Auch eine Gravüre von Ihnen möchte ich ausstellen. Erst müssen Sie dieselbe aber sehen.

Leben Sie herzlich wohl, verehrteste Frau und Freundin, grüßen Sie den Emil. Wie immer Ihr treu ergebener

Stauffer Bern

Berlin, den 29. Juni 1887

Hochverehrte Frau und Freundin!

Heute nehme ich große Bogen, weil mir ahnt daß die Epistel ziemlich lang wird, denn Sie wissen: wenn jemand eine Reise thut ꝛc. Wohl oder übel müssen Sie heute alles mögliche hören resp. lesen, Raisonnement über Malerei, Skulptur, Radirung, Kupferstich, landschaftliche Eindrücke, Kleidung der Menschen und so weiter, sogar vielleicht Politik. Ich will versuchen, die Eindrücke und das Resultat meiner Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten der Kunst früherer Jahrhunderte und den weniger heiligen dieses Jahrhunderts so gut oder so schlecht als möglich Ihnen mitzuteilen. Vorher aber noch: die Sache mit den Hochzeitsgeschenken habe ich besorgt. Es sind wunderbare Sachen, so schön, daß es mir ordentlich leid that, dieselben nicht für Sie gekauft zu haben. Alle drei Stück sind japanesisches Cloisonnée (das wird wohl richtig geschrieben sein).

Ja wie soll ich nun anfangen, eigentlich wohl mit einem Motto, z. B. Etliches fiel auf ein gut Land und trug Frucht manches 100fältig, anderes 60fältig, anderes 30fältig, oder: Sie aßen alle und wurden satt und hoben auf die Brocken zwölf Körbe voll. Ob ich Frucht bringen werde in dieser splendiden Weise, lasse ich dahingestellt, jedenfalls aber bin ich ein guter Acker, gegessen habe ich auch und von den übriggebliebenen Brocken werde ich noch lange zehren.

Ich habe sie sorgfältig aufgehoben reichlich zwölf Körbe voll.

Ich machte die Reise, weil ich es für nöthig hielt, in dem gegenwärtigen Stadium meiner Entwicklung möglichst alles zu sehen, was gemacht worden ist und gemacht wird, um danach mich, resp. meine Wenigkeit und mein Streben, so viel an mir ist, zu kontrolliren und zu taxiren. Ich hatte das lebhafte Bedürfnis, vor allem wieder den Salon zu sehen und die großen Werke der alten Niederländer, weil ich mir bewußt war ganz andere reifere Anschauung zu besitzen wie anno 83, als ich zum letztenmal in Paris den Salon besuchte. Ich schrieb Ihnen von Paris aus einen vielleicht zu aufgeregten und zu absprechenden Brief (so habe ich ihn wenigstens in der Erinnerung). Wenn man in sieben Tagen circa 7000 Kunstwerke alte, neue Gemälde, plastische und graphische Arbeiten aufmerksam behufs Belehrung ansieht und zu registriren sucht in seinem kleinen Köpfchen, so ist es natürlich, daß man im Moment kein gerechtes Urteil hat und der Maßstab ein wenig verloren geht. Im wesentlichen ist aber wohl meine Meinung dieselbe geblieben. — Ich faßte hier von einem Tag auf den andern den Entschluß nach Paris und den Niederlanden zu reisen, weil ich wenig Initiative hatte oder Drang zur Arbeit. (Der Freytag war zu hoher Befriedigung vom Minister ꝛc. abgenommen worden und ich hatte 4000 Mark in der Tasche, von denen ich 10 % zur Reise bestimmte.) Ich habe diesmal den

Weg über Brüssel genommen, kam an einem Sonntagmorgen in Paris an, ging unverzüglich in den Louvre und von da in den Salon und kam die ganze Woche nicht mehr heraus, ging nirgends hin, nicht einmal ins Bois, in kein Theater, nur einmal frühmorgens nach Ville d'Avray. Eine solche Reise, wie ich sie hinter mir habe, ist kein Vergnügen, aber eine große Anstrengung.

Ich betrat den Salon im Palais de l'Industrie mit dem Gefühl wie früher: ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land, aber ich muß gestehen, daß ich nicht mehr in die Stimmung kam wie die vorigen Male, was ich sah fand ich zum großen Theil nicht so, wie ich mir dachte, und das Bild, was ich von der französischen Kunst mit mir herumtrug, war grundverschieden von dem, welches sich hier zeigte. — Sie halten mir zugute, wenn in diesem Brief immer nur von mir und meinen Meinungen die Rede ist, Sie wissen wohl, daß ich meine Person und Ansicht weder für wichtig noch für unfehlbar halte, und mein Schaffen oder mein Streben einfach als eine Folge meiner Beanlagung tarire. Es kann, was ich thue, von keinem Belang sein oder Nutzen für die Gesammtheit, es ist etwas rein Persönliches ohne Verdienst und ohne Nutzen, man übt seinen Beruf aus, weil man ihn gelernt hat und weil man nicht anders kann, der Unterschied zwischen einem andern, z. B. Schuster oder Schneider und einem Künstler, ist nur der, daß das eine leichter zu lernen

als das andere, und daß zur Fertigstellung eines guten Kunstwerkes mehr moralische Kraft und Konsequenz gehört als zum schönsten Stiefel. Ich wollte aber eigentlich sagen, daß wenn ich Ihnen überhaupt berichten will über das, was ich gesehen, ich keine bessere Ansicht mitteilen kann als die meine, ohne Gewähr für deren Werth, und im voraus um Verzeihung bitte, sollte mir hier und da ein Wort entschlüpfen, was zu sehr nach Selbstbewußtsein oder Unbescheidenheit aussähe. Der Herr, der ins Verborgene siehet, weiß wohl, daß ich mich für keinen Kronleuchter halte. Also zur Sache.

Es sind wie immer auf dem Salon sechsthalbtausend sogenannte Kunstwerke, von denen viele besser weggeblieben wären, man könnte sich dann die furchtbare Anstrengung der Orientirung sparen. Auf einer deutschen Ausstellung weiß ich ganz genau, von den und den Leuten ist etwas Gutes oder Interessantes zu erwarten und sehe mir nur diese Sachen an, jedenfalls spare ich mir die Mühe, alle Winkel auszuspähen. Dort ist es anders, auch der Durchschnittsmensch oder Künstler macht dort etwas, das sich mitunter nicht übel präsentirt, er hat mehr gelernt, bedeutend mehr als der Deutsche im allgemeinen; malt der Deutsche mediocre etwas, so ist es einfach so schlecht, daß das gebildete Auge gar nicht recht hinzusehen braucht, ein Blick und die Sache ist abgethan, das Ding stellt sich von vornherein als etwas Erbärmliches dar. Das kann man von den mittelmäßigen französischen

Bildern nicht sagen. Alle französischen Maler leben in Paris, malt nun ein tüchtiger Mensch etwas Gutes, so gucken ihm die andern schlechteren oder minderbegabten so gut als möglich die Aeußerlichkeiten der Erscheinung ab, Lichtwirkung, farbige Effekte, sogar die Motive stehlen sie, sogar die Gruppirungen auf den Bildern. Auf diese Weise geschieht es, daß man erst tagelang herumgehen muß, um zu sehen, wo die guten Bilder hängen. Es ist kein Genuß, den Salon anzusehen als Fremder. Der Eindruck, den ich hatte, war der, daß auch in Frankreich wenig Gutes, und noch viel weniger sehr Gutes gemacht wird, und daß auch die Franzosen mit Wasser kochen. Früher machte auf mich das Streben nach möglichst wahrer und einfacher Darstellung der Natur Eindruck, ich sah, daß die Leute mehr gelernt hatten als ich, daß die Lehrer ihren Schülern weitere Gesichtspunkte zeigen, daß die Tradition eine größere und ältere ist wie bei uns, ich sah mir die Bilder auf die korrekte Zeichnung, hauptsächlich auf das an, was ich nicht besaß, naturalistische Farbe und so weiter, ging dann wieder nach Berlin und suchte mit aller Kraft das nachzuholen, mich von aller Altmeistermalerei und Kleinlichkeiten los zu machen. Jetzt komme ich wieder hin nach vier Jahren und habe mir das auch zu eigen gemacht, was ich bei den Franzosen so hoch schätzte, nun ist eine gesunde Naturanschauung, oder besser gesagt Technik, nicht mehr eine Sache, die ich an einem Künstler als das Höchste schätze, sondern ich

halte es einfach für selbstverständlich, daß jemand, der das Prädikat eines guten Malers für sich in Anspruch nimmt, das Handwerk los hat, daß er mit andern Worten auf eine gesunde Weise ein Stück Natur abmalen kann, es ist das eine conditio sine qua non, aber da fängt die Kunst erst an, dann kommt das Stadium, wo man mit dem was man gelernt hat, was anfangen soll, das ist die zweite und größere Aufgabe des Künstlers. Immer wieder kam mir Dürer in den Sinn: „Gehe nicht von der Natur in deinem Gutdünken, daß du wollest meinen, das besser von dir selbst zu wissen“, d. h. mach daß du was Tüchtiges lernst, — „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur und wer sie heraus kann reißen, der hat sie.“ Das ist das punctum saliens: wer sie heraus kann reißen, der hat sie. — Ich verlange von einem Kunstwerk, daß es zum Beschauer spricht, es muß irgend etwas sagen. Sagt es, sieh der mich gemacht hat, ist durch Fleiß und Anstrengung dazu gekommen ein Stück Natur das ihn interessirt mit Pietät und Empfindung wieder zu geben, so ist das schon etwas Gutes, Respektables. Nicht alle Leute werden sechs Fuß hoch, ein solches Kunstwerk versetzt mich auch schon in Stimmung. Einem stärkeren Naturell ist die Natur resp. das Zufällige der Erscheinung nur das zu verarbeitende Material, wie soll ich sagen, das Alphabet das er zur Sprache braucht nach seinem künstlerischen Willen zu seiner und anderer Leute Freude. Ein Kunstwerk ist unter allen Um-

ständen eine Sache, die Vergnügen machen, Genuß bereiten, in irgend einer Weise den Beschauer über die Misere des Alltäglichen weg und in Stimmung versetzen soll. Was ich da sage ist nun allerdings weder etwas Geistreiches noch etwas Neues, und trotzdem ist es nöthig dies wieder zu betonen, denn die heutigen sogenannten Realisten oder Naturalisten und bald auch alle andern Leute scheinen das vergessen zu haben. Wozu malt man eigentlich? Um den Leuten zu zeigen: Seht, was bin ich für ein Kerl, (das kann ja meinetwegen nebenbei auch sein, obschon man das auch ohne besondere Mätzchen merkt) oder malt man deswegen, weil man sich freut, daß der liebe Gott die Welt so schön gemacht hat und man das den anderen Leuten auch zeigen will, da man von der Vorsehung das Talent zur Malerei bekommen hat.

Das ist so ungefähr wie ich mir meine zukünftige Thätigkeit denke, resp. was ich mir als das Ideal einer Malerexistenz vorstelle. Diese Art Künstlerthum schließt jegliche Pose aus, wie man sie bei so vielen, fast allen französischen Bildern sieht. Die Leute haben dieses Ziel nicht im Auge, sondern (wenigstens was man auf dem Salon sieht) grübeln und spintisiren nur darauf, wie sie in die Augen fallen können, sei es nun durch ein geistreiches Motiv, oder durch das Gegentheil, möglichste Nüchternheit und Plattheit, die einen posiren auf geschickte Behandlung, die andern wieder auf das Gegenteil. Das sind die Bedeutenden, der ganze andere Troß sind lediglich Nachahmer, die

im Gefolge irgend eines solchen Herren sich befinden und auf die Richtigkeit ihres Prinzips schwören, Prinzip ist nicht das richtige Wort, besser Absonder lichkeit. — Nun werden Sie denken, habe ich geschimpft genug. Es ist wahr, wenn ich so recht losziehe über etwas, so fällt mir dabei ein woher ich das Recht dazu nehme, ich denke aber zu meiner Rechtfertigung, daß es meine Pflicht ist und die Bedingung, ohne welche Fortschritte nicht denkbar sind, daß ich mir alles was ich sehe zurechtlege und verarbeite. — Uebrigens habe ich auch auf dem Salon ganz ausgezeichnete Arbeiten gesehn, gute, gediegene Waare, aber nicht so viel als ich zu sehen geglaubt hatte, einige gute Porträts, Genrebilder und Landschaften, wie die Maler heißen weiß ich zum kleinsten Teil, weil ich ohne Katalog herumging und die Leute nicht kenne. Als einer der bedeutendsten fiel mir Dagnan-Bouveret auf, ein Gesinnungsgenosse Bastien-Lepages.

Auch in der Plastik war sehr viel Pose, da ist sie nun doch wahrhaftig nicht angebracht. Es giebt auch da nur wenige wirklich tüchtige Künstler, die guten aber hatten ein paar herrliche Sachen da. Carliet heißt glaube ich einer, der einen toten Knaben (Abel) in Marmor da hatte, allerersten Ranges; vorzügliche Arbeiten von Fremiet, ein verwundeter Gorilla, der ein Weib raubt. Die graphische Abtheilung war gut, aber nicht so, daß ich für das eine oder andere Werk zu schwärmen Veranlassung gehabt hätte. Chauvel

hatte eine brillante Radirung nach Corot, auch Braquemont hatte eine gute, sogar vorzügliche Arbeit, aber ich mache mir aus der reproducirenden Radirung überhaupt wenig, mich interessirt diese Technik nur als selbständige künstlerische Sprache, Rembrandt, Dürer, Klinger, Herkomer, Van Dyck. — Das ist was mir etwa bei Betrachtung der 5318 Nummern Salon durch den Kopf ging.

Nun weiß ich wahrhaftig nicht soll ich fortfahren mit meinen Raisonnements. Ich werde es mal riskiren, trotzdem der Brief schon über das Maaß hinaus geht, was man sich an Weitläufigkeit sogar Freunden gegenüber erlauben darf. — Eben bemerke ich beim Durchlesen des Skriptums das entsetzliche Deutsch und die schlechte Pfote, setzen Sie sich bitte darüber hinweg, ich schreibe wie es mir in die Feder kommt. Der Louvre macht den Eindruck einer Sammlung, die durchaus nicht gut im Stande gehalten wird, die Bilder sehen alle aus als ob sie im Rauchfang gehangen hätten und das Gebäude ist das denkbar ungeeignetste. Auch die Millet-Ausstellung habe ich gesehen in der école des beaux arts. Es sind famose Arbeiten dabei, aber eine halbe Million für ein solches Bild wie den „Angelus" zu zahlen, halte ich für Wahnsinn. Da wir gerade bei Bilderpreisen angelangt sind, so will ich doch bemerken, daß in Paris alles mit Reklame „gegründet" wird (wie im L'oeuvre). Immer wird wieder ein neuer Mensch gegründet, Sedelmeyer hat Munkacsy gegründet, der

jetzt nach Amerika verduftet ist auf eine Zeitlang. Er war gezwungen zu leben wie ein Fürst. Das ist jedenfalls das Dümmste was ein Künstler thun kann, wenn er sich sein Leben nicht so einfach als überhaupt möglich einrichtet. Wo soll bei einem solch üppigen Leben (auch die Berliner kranken daran) die Concentration und Schaffenslust herkommen? Von einem Künstler verlangt niemand etwas anderes als gute Arbeiten, was er sonst treibt, geht niemand was an, sobald er sich anständig aufführt. Wie viele unter den modernen Größen sind solche Aktienunternehmen, mir wird ganz flau, wenn ich daran denke. Eine Hauptweisheit ist jedenfalls, wenig brauchen, dann muß man nicht immer verdienen und kann einen großen Teil seiner Zeit der Kunst ohne Nebenzwecke leben. Das wäre mein Ideal.

Fortsetzung folgt. Für heute will ich doch Schluß machen, es ist schon spät. Leben Sie wohl verehrteste Frau und Freundin und erhalten Sie Ihr Wohlwollen Ihrem treu ergebenen

Stauffer Bern

Viele Grüße an Emil.

Berlin 8. Juli 1887

Verehrteste Frau und Freundin!

Als ich das letzte Mal mit der Reisebeschreibung, wenn man eine Anhäufung von Reflexionen und Ansichten so nennen kann, aufhörte, so war, wenn ich

mich recht erinnere von der Hauptsache: Dem was mich vorzüglich auf der Reise interessirte und wenn Sie wollen begeisterte (ich kann das Wort und die Stimmung, welche darunter verstanden wird, eigentlich nicht goutiren, der Begriff hat etwas vorübergehendes und mädchenhaftes, sagen wir also besser: durchwärmte, ich vergleiche mich mit einem guten, großen alten Kachelofen, der die Wärme lange hält und ausstrahlt), so war von dem nicht die Rede. Ich habe überhaupt nur von Paris gesprochen. Es sind nicht, wie Sie vielleicht denken, die alten Meister und ihre unsterblichen Werke, diese bewunderte ich wohl und grüßte, je nach dem, mit viel, sehr viel, oder etwas weniger Respekt das Handwerk, wie es vor 200 Jahren oder 300 in den Niederlanden geübt ward; nein ich empfand noch nie so, wie auf dieser Reise, daß mich, je älter ich werde und je reifer, immer mehr das Ungemalte in der Natur interessirt, resp. diese selber, sie ist die direkte und billigste und immer neue Bezugsquelle für jeden der nicht durch die Brille anderer sieht, was allerdings unter 100 sogenannten Künstlern $99^{8}/_{9}$ thun. Ich habe mich 12 Jahr lang abgemüht, alles was geleistet worden ist und geleistet wird, zu studiren und zu kontrolliren, auf Technik, Auffassung, Empfindung hin und wie die schönen Sachen alle heißen, und kann nun wohl sagen, daß es keinen Meister giebt, dessen Werke ich nicht zu studiren Gelegenheit gehabt hätte. So muß es sein, denn man bildet sich nicht nur direkt an der

Natur, sondern indem man die verschiedenen Wege und Arten kennen lernt, wie die famosen Leute aller Zeiten gegen dieselbe zu Felde gezogen sind. Aber, dann kommt eine Periode und diese stellt sich bei mir sachte ein, wo man gegen Kunstwerke gleichgültiger wird — das ist nicht recht ausgedrückt: wo man sich an der direkten Natur noch mehr erfreut, als am schönsten Rubens. Wenn ich irgend ein altes Kunstwerk sehe, so bewundere ich vor allem den Menschen, der das gemacht und wie er es gemacht, gefaßt, empfunden, gemalt hat. Gehe ich in der Natur spaziren und sehe umher, so ist es mit ganz anderm Gefühl, ich brauche da nicht erst mich durchzuarbeiten durch die Auffassung eines Anderen und den unwillkürlichen Vergleich anzustellen zwischen menschlichem Stückwerk und der Schöpfung, der, wie groß auch die Begabung des Malers, immer etwas Zerstreuendes hat; sondern ich sehe unmittelbar in die Natur, und sie gestaltet sich mir nach meiner Individualität und meinem Empfindungsvermögen. — Ich bin viel zu sehr Fachmann und zu wenig naiver Normalmensch, um vor einem Werk bildender Kunst mich und meinen Beruf so vergessen zu können wie es sein soll, um recht zu genießen, wenigstens bringe ich es in den seltensten Fällen dazu. Auf der Reise hat mir also hauptsächlich die Landschaft Eindruck gemacht, die fruchtbare, von Menschen bebaute, wie man sie in den Niederlanden sieht, da geht einem wirklich das Herz auf angesichts dieser Pracht, was soll ich Ihnen

da schildern, ich könnte es mit Worten doch nicht anschaulich machen, Kornfelder und Wiesen und Kanäle mit Schiffen und Wolken drüber und so weiter. — —

Hier wurde ich gestört und fahre heute Sonntag den 10. wieder fort. Ja also die Landschaft. Sie macht mir immer das größte Vergnügen, man kann sich hineindenken was man will, Viehzeug oder Menschen oder gar Götter, je nachdem man selber oder die Landschaft in heiliger oder profaner Stimmung ist. Ich komme jedenfalls wieder (nach einer Pause von 10 Jahren) dazu, wie früher als ich anfing ruhig und ohne große Skrupel ein Bild nach dem andern zu komponiren und zu malen. Daß ich es bis dato nicht gethan habe, rechne ich mir im Grund hoch an, es ist vor allem notwendig (wir haben ja schon davon gesprochen) die Ausdrucksmittel zu beherrschen, um dieselben nach seinem Willen benutzen zu können. So dachte ich schon wie ich 17 Jahre alt, habe strikte danach gehandelt, und denke heute noch so, im Gegensatz zu den meisten deutschen Malern, die, weil sie nicht genug erst gelernt haben, kein genügendes Fundament besitzen, um ihre Werke mit der nötigen Freiheit zu hantiren und ihr Können resp. ihre Fähigkeiten stetig so lange sie gesund bleiben auszubauen. „Reif sein ist alles", heißt es im Hamlet.

Genau genommen habe ich kein Recht, so zu reden, denn schließlich zeigte ich bis jetzt weiter nichts, als daß ich das Handwerk respektabel exercire. Nicht viel und doch etwas, nämlich das Wichtigste. Ich werde

es aber auch noch weiterbringen, denn es kommt mir vor, als würde ich noch einige stimmungsvolle Bilder malen. Sie müssen als gute Freundin, wenn ich so was sage, mich nehmen wie ich bin und dabei denken, daß kein Mensch ohne ziemlich große Fehler ist; daß damit immer gerechnet werden muß im Umgang, auch wenn der Betreffende noch so sehr bestrebt ist, dieselben so zu verbergen, daß sie thunlichst wenig unangenehm auffallen und den freundschaftlichen Verkehr trüben. So ist es wohl mit mir, ich rede oft und nehme das Maul voll (trotzdem ich aufpasse auf mich), ohne daß meine Leistungen eine gehörige Garantie böten für die Qualität des Gesagten. Aber schließlich, wenn es sich auch nicht immer so anhört, im Grunde bin ich doch so bescheiden oder besser gesagt von meinem geringen Wert und von dem, was ich noch zu lernen und zu überwinden habe, so überzeugt, wie es irgend jemand sein kann. Ich habe nur das gefunden, wird man gegen andere in der Beurteilung nachsichtig, so wird man es unwillkürlich auch gegen sich, das aber ist ein großes Unglück.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen über die Galerien in Haag, in Antwerpen und Amsterdam berichtet habe; im Haag sind, doch das werde ich Ihnen mündlich erzählen; aber beim Haag liegt Scheveningen und dort ist das Meer *θάλαττα, θάλαττα,* das weitaufrauschende unendliche ewige! Da habe ich es zum erstenmal gesehen, was soll ich weiter sagen. „Schweigend ging er zum Strande des weit aufrauschenden Welt-

meers.“ Am Abend nach Sonnenuntergang kam ich hin, es war kalt und windig und die Wellen am Strand gingen ziemlich hoch, da dachte ich (verzeihen Sie noch einmal meine Selbstüberschätzung, denn es war wirklich das erste Gefühl nach dem ich mich von dem unerhörten Eindruck erholt hatte), da dachte ich, o ihr miserablen Stümper von Marine- und Strandmalern, ja wirklich miserable Stümper, und o Du heiliger Böcklin, denn Du bist wirklich der einzige, der bis dahin Wasser und Meer gemalt hat; Achenbach und Konsorten, Mesdag, wie sie heißen, seit ich das Meer selber gesehen habe, kann ich mir auf keinen von der Gesellschaft mehr einen Vers machen. Es kam mir schon vorher manches in diesen Bildern verdächtig und auswendig gemalt vor, ich meine auswendig gemalt, als nicht auf unmittelbarer Beobachtung basirend; nun ich es sah, hatte ich die Ueberzeugung von der Richtigkeit meines Verdachts. Seifenschaum und Mehlsuppe und Pinselgymnastik, aber kein Meer. Nein, jedem Spezialisten komme ich mit Mißtrauen entgegen, es sind nicht Künstler im wahren, eminenten Sinne des Worts. Ich komme darauf noch zurück. Ich mußte wirklich lachen, als ich am folgenden Tag, nachdem ich die halbe Nacht am Strande gestanden hatte, in der Frühe wieder nach Scheveningen hinausging und wieder das Meer sah, an die modernen Künstler dachte, die ganze Sommer lang sich aufhalten und malen und was malen? Keiner wagt sich heran und malt das Meer, das Element, das Grandiose. Ich komme da wieder auf Böcklin, wo ich gehe und

stehe, je einfacher und größer meine Anschauung wird, desto mehr lerne ich den Wert dieses Mannes kennen. Er ist wirklich der einzige, der das Elementare in der Zufälligkeit der natürlichen Erscheinungen darzustellen vermag. Ich sehe da völlig ab von seinen barocken Phantasien u. s. w., an diesen freue ich mich nebenher als an einer besondern schönen Sache, ich meine hier die große Art, wie er in die Natur sieht. Verstehen Sie mich bitte wohl, ich werde nie ein Bild malen, was an Böcklin nur von weitem erinnert, und sehe und empfinde vieles anders, werde ganz andere Themata behandeln, ganz abgesehen davon, daß zwischen mir und Böcklin etwa ein Unterschied ist wie zwischen einem guten preußischen Ordonnanzpferd und einem Pegasus, aber etwas ähnliches strebe ich doch an, wenn auch mit kleinen Mitteln.

Warum malen wohl die Maler so selten etwas großartig Gedachtes? (oder groß gedachtes oder groß gesehenes). Immer nur Genre, genrehafte Auffassung und wenn sie Bilder malen so groß wie die Wände, sie sind doch klein. Liegt es daran, daß es wirklich so wenig starke Naturen giebt, die etwas Starkes schaffen können, oder liegt es daran, daß im Publico der Sinn dafür nicht da ist und es seine Helden, vide Feuerbach, zu Grunde gehen läßt. Ich denke, es liegt an beidem. Wir sind das Zeitalter der sorgfältig ausretouchirten Photographie, etwas stark Accentuirtes, sei es Porträt oder anderes Kunstwerk, wird nicht gewünscht, recht hübsch und süß. Es ist ein Jammer. —

Montag. Wenn ich lange Briefe schreibe, so ist das immer ein Zeichen, daß ich nicht ordentlich frisch arbeite, sondern mich inwendig begucke. Alles hat seine Zeit, auch das reflektiren. Man schafft sich über vieles Klarheit und ergreift mit Bewußtsein Besitz von dem, was man an Erkenntnis und Darstellungsvermögen unmerklich im Laufe der Monate erworben hat, indem man darüber nachdenkt und es registrirt. Es ist dies nichts Gewaltsames, wozu man sich aufraffen muß, es geschieht unwillkürlich und bildet die Abschnitte im Leben. Ich denke, das wird bei andern auch so sein, daß sie von Zeit zu Zeit wieder mit sich abrechnen müssen, um Klarheit in ihr geistiges Besitztum zu bringen. Da fährt mir nun vieles durch den Kopf, mit dem ich Sie zum größten Teil verschonen will. Ganz aber kann der Kelch nicht an Ihnen vorübergehen. Ich muß hier noch ein paar Worte über das verlieren, was man und was sich heutzutage alles Künstler nennt, und über das Spezialistentum. Ich sagte, glaube ich, auf einem vorhergehenden Bogen, daß ich einem „Spezialisten" das Prädikat Künstler nur bedingt zuerkenne. Damit wäre über eine ganze, die größte Anzahl Maler und ihre Thätigkeit der Stab gebrochen. Sei es, ich kann es begründen. Es macht auf mich fast alles, was ich sehe von diesen Spezialisten einen beinahe komischen Eindruck, so chinesenhaft, und ich frage mich oft, wie muß eine solche Gehirnmechanik aussehen und wie muß sie arbeiten, daß es ihr möglich, diese Art künst-

lerischer Produktion zu erzeugen. Vergegenwärtigen Sie sich gefälligst einmal, daß z. B. Andreas Achenbach seit dreißig Jahren beinahe nichts, gar nichts malt als immer dasselbe sogenannte sturmgepeitschte Meer, oder denselben Mühlbach mit derselben Mühle in derselben Stimmung. Ich greife den gerade heraus, weil er wirklich ein ganz hervorragendes Talent ist und seine künstlerischen Mittel es ihm gar wohl erlaubt hätten, der Sache immer auf den Grund zu kommen oder wenigstens immer das Streben danach zu bekunden. Nicht jede Arbeit ist ein Treffer, es läuft viel minder Gutes mitunter, aber das Gesammtbild einer künstlerischen Thätigkeit soll unter allen Umständen das ehrliche Streben nach der schönen Wahrheit darstellen. — Es ist selbstverständlich, daß der eine Künstler mehr für die eine oder andere der vielen Erscheinungen in der Natur inklinirt, dies ist nie anders gewesen, das verstehe ich auch eigentlich nicht unter einem Spezialisten. Ein Spezialist, das ist einer, der einmal ein bestimmtes Motiv und eine bestimmte Auffassung für dasselbe gefunden, damit sein Glück gemacht, resp. es gut verkauft und weitere Bestellungen darauf erhalten hat, und der nun, glücklich darüber, ein „cachet“ zu haben, fort und fort sein ganzes Leben dasselbe malt, für nichts mehr weiter Sinn hat, als für die z. B. $^{3}/_{4}$ 7 Stimmung abends im Sommer in einer flachen Sumpflandschaft mit einem Hirsch und einer Mondsichel. Viele sehr hoch klingende Namen sind in diesem Spital des Phi-

listeriums krank. Wenn ich mich nach den Ursachen frage, so kommt vor allem die Existenz, hat einer mal einen Wurf gethan und kennt man ihn als den, der „die“ Bilder, die „so“ aussehen, malt, daß auch der Dümmste sofort sagen kann, aha das ist der und der, und seine mehr oder minder geistreichen Glossen daran zu knüpfen in den Stand gesetzt ist, so verkauft der Künstler seine Werke, denn das Publikum resp. der Bankier, der sich so was kauft, hat dann die Genugthuung, daß das Bild in seinem Zimmer sofort erkannt wird als ein Max oder Defregger oder Achenbach oder wie die Leute heißen. So muß es sein, wenn ein Kunstwerk für den Käufer wirklichen Wert haben soll.

Heute habe ich endlich den Versuch, Ihre Physiognomie zu stechen, an Sie abgesandt (um wieder mal von etwas anderem zu sprechen), ich könnte den Hintergrund auch dunkel machen, dann würde vielleicht das Gesicht noch blonder wirken, es soll durchaus keine Arbeit sein, die Anspruch macht auf strikte Wiedergabe der Persönlichkeit, obschon das eigentlich auch auf dem Programm war und eine gewisse Porträtähnlichkeit erzielt ist. Es ist eine eigentümliche Geschichte mit diesem Stich, ich habe verschiedene Mal angesetzt auf verschiedene Weise und nie ist etwas Ordentliches dabei herausgekommen, auch die Platte ist schon ziemlich dünn, weil sie zweimal abgeschliffen ist. Ich habe das Problem Ihres Bildnisses entschieden noch nicht gelöst, und habe noch einiges vor in Pastell.

Immerhin sehen Sie sich die Arbeit auf die Art des Stiches an, ich wollte die Form nur durch ganz feine Fleischbehandlung, die wie Ton wirkt, hervorbringen, dies ist mir, denke ich, gelungen, aber das, was ich eigentlich herauszukriegen gedachte, ist es nicht. Ich werde aber schon noch einmal eine gute Stunde haben. Also zu den andern Sachen in die große Mappe! —

O wie sehne ich mich nach den blauen Bergen meiner Heimat, an mir ist jeder Zoll ein Bernburger, das Hügelland um Bern ist der Boden, worauf die Figuren meiner Bilder in spe wandeln werden. Ich muß noch einmal von mir anfangen. Man zieht mir — das teile ich Ihnen mit unter dem Siegel der Verschwiegenheit — eben den Speck durchs Maul wegen einer Professur in München resp. Fritz August Kaulbach hat mit mir, wie er hier war, darüber gesprochen, daß ich diejenige Kraft wäre, welche er brauchte. Bei Gelegenheit des Ankaufs meiner Stiche durch die Akademie war wieder davon die Rede. Es wäre zu schön, um in Erfüllung zu gehen, und ich kann mir nicht denken, daß die Münchener sich gefallen ließen, einen aus Berlin berufenen Menschen hinzubekommen. Aber immerhin, wenn ich daran denke an die Möglichkeit, durch einen fixen Gehalt und Staatsatelier in den Stand gesetzt zu sein, nur das machen zu können, wozu mich der Geist treibt, schöne stille Leute auf blumigen Wiesen und so weiter, in der Nähe der Berge zu leben, nahe der Schweiz in einer billigen Stadt, in der ich die ersten großen

Eindrücke, die für das Leben maßgebend blieben, erhalten habe, dann zieht es mir wie Frühling durch die Glieder. Ich stehe hier so isolirt, daß es mich manchmal fröstelt. Sieben Jahre bin ich in dieser Stadt, wo es die schlechtesten Maler und die besten Soldaten giebt, d. h. es giebt auch gute Maler und schlechte Soldaten, aber beidergattig wenig, und noch ist es mir nicht gelungen, Wurzel zu schlagen. Berlin ist ein Parvenü fast in jeder Beziehung, in Kunst aber ganz besonders, das Volk und die Gesellschaft hat eine viel zu junge Kultur, es weht ein ätzender rauher Geist über dieser Stadt, zur Kritik geeignet und zum Spott, nicht anregend zum heiteren fröhlichen Schaffen. Es sind hier wohl große Fortschritte zu verzeichnen, die Regierung giebt ein Riesengeld aus, theils mit, theils ohne Verstand, aber die Gegend hat ein sandiges Terrain und ist schwer zu kultiviren. Das hat Paris jedenfalls nebst vielem anderen in der Kunst vor Berlin voraus, daß man dort im Publikum wenigstens über das Wesen und den Begriff künstlerischer Tüchtigkeit einig ist und dieselbe, auch wenn man anders denkt, doch erkennt, hier ist das noch lange nicht der Fall, nicht einmal bei den Kollegen, geschweige denn beim publico. Vor allem krankt man hier an der miserablen Akademie und deren unsinniger Leitung. Aus dieser Anstalt, für die der Staat eine große Summe ausgiebt, ist, seitdem sie existirt, noch nicht ein einziger wirklich guter Künstler hervorgegangen, lauter großschnauzige Kerlchen, die keine

Ahnung haben von dem, was in der Welt gemacht wird und die so malen, wie sich die Franzosen zu thun schon vor fünfzig Jahren geschämt hätten. Es wird in Berlin erst dann merklich bessern, wenn die Akademie etwas leistet. Werner ist alles andere wie ein passender Akademiedirektor. Wichtig ist, daß dem Schüler beigebracht wird die Pietät gegen die Natur und daß ihm gezeigt wird, wie weit man es im Studium treiben kann. Sie lernen nichts hier. — Ich bin ja froh, daß ich hierher gekommen bin, ich habe auch Ursache dankbar zu sein, daß das gute Geschick mich hier gerade die Thätigkeit finden ließ, die mir meinen Unterhalt und Existenz verschaffte und zugleich das beste Mittel war, mich weiter zu bilden. Die Porträtmalerei ist ja, wenn man will, die Quintessenz und der Maßstab künstlerischen Könnens, aber nur die Porträtmalerei im idealen Sinn, nicht als Profession ausgeübt. Der heutige Porträtist bedeutet in den meisten Fällen erstens einen äußerst gewandten Gesellschaftsmenschen, zweitens einen Geschäftsmann, und drittens einen Virtuosen ohne Ueberzeugung und künstlerischen Charakter. — Ich bin ein Muß-Professions-Porträtist und habe die Sache hauptsächlich als Steigbügel betrachtet, um mich in den Sattel zu schwingen, um die Jahre des Studiums, welche mir noch fehlen, auf diese Weise aufzubringen. Ich sage damit nicht, daß ich nicht die Veranlagung fühle zum Porträt, die zu haben bin ich fest überzeugt, aber mein ganzes Leben Juda und Israel zu malen, wäre

mir doch entsetzlich. Vom künstlerischen Werth eines Bildnisses hat der Besteller wenig Ahnung in der Regel und eine starke Charakteristik wird erst recht nicht geduldet. So gehe ich fast an jedes Porträt mit der fatalen Gewißheit, daß es, wie ich es auch mache, dem Besteller nicht gefallen wird, der Zufall bringe es denn. Das ist kein fröhliches Schaffen. — Darum denke ich es mir so herrlich, Professor in München zu sein, entweder eine liebe Frau oder eine Schwester, die einfach und behaglich den Haushalt besorgt, aber ganz einfach; und arbeiten mit Lust und Freude den ganzen Tag, man würde auch Bilder etwa los werden mit der Zeit und brauchte nicht Nerven wie Schiffstaue.

Nun werden Sie aber froh sein, wenn diese Epistel bald fertig wird; hat man aber einen Maler zum Freunde, so muß man seine Briefe mit in Kauf nehmen und wenn sie noch länger wären als dieser. Ueber die Junggesellenhaftigkeit, den Ursprung alles Uebels, die mir manchmal meine ganze Existenz verleidet, schreibe ich nicht.

Ihr treu ergebener

Stauffer

Berlin, Montag 18. Juli 1887

Verehrte Frau und Freundin!

Wie thut es mir leid, daß Sie wieder diesem infamen Nervenleiden unterworfen sind. Hoffentlich

habe ich mit dem verpfuschten Stich, resp. dem Schreck, den ich Ihnen verursacht durch den Anblick Ihres sogenannten Conterfeis, nicht etwa noch zur Verschlimmerung des Leidens beigetragen. Die Gebirgsluft und die körperliche Uebung und Bewegung werden Ihnen jedenfalls ihre Hilfe nicht versagen, so daß Sie nach Ablauf ihrer Kurzeit gesund wie je zuvor nach Ihrem schönen Belvoir zurückkehren können. Das wünsche und hoffe ich und es wird jedenfalls so sein. In Betreff Ihres Stiches wollen Sie sich gefälligst keine Sorge machen. Die Drucke die ich Ihnen gesandt sind, wenn auch sonst nichts, doch wenigstens Unika. Platte und andere Drucke weilen nicht mehr unter den Lebenden. Ich habe das Blatt nicht ausgestellt, und auch das Pastell nicht, da sie beide keine Blumen in mein Kränzlein bedeuten. Was Sie sagen von der unmittelbaren Naturanschauung, war auch von jeher meine Meinung, ich dachte nur in diesem Falle mich mehr auf mein Gedächtnis verlassen zu können.

An Ihrem Oelbild habe ich den ganzen Winter spintisirt. Es ist fatal für mich, daß Ihr Bild hell auf hell ist. Trotzdem das „weiße Problem" auf Ihrem Porträt ein wesentlich verschiedenes ist von dem auf Herkomers oder Gussows Gemälden, so ist es schließlich auch eine weiße Dame und man spricht in diesem Sinne. Es ist mein Pech, daß ich um ein Jahr zu spät kam.

Sie fragen über meine unmittelbaren Zukunfts-

pläne, die sind bald exponirt. Erst muß ich sehen, daß ich durch eine gehörige Luftveränderung aus meinem gegenwärtigen nervösen Zustand herauskomme, was ich bei meiner lieben Mutter wohl bald bewerkstelligt haben werde. Ich will vierzehn Tage im Jura botanisiren und Abends mit meinem Mütterlein plaudern. (Eine Mutter ist doch das beste was es auf der Welt giebt.) Dann werde ich wieder die nötige Spannkraft haben um mit Erfolg die Studien zu einem Bilde zu machen für die nächstjährige Münchener Ausstellung. (Der Herr gebe mir seinen Segen, Sela!) Wenn mich dann die Kälte hereintreibt, und Sie bis dahin wieder solchen Menschen, wie ich bin, zu ertragen im Stande sind, so werde ich ein wenig zu Ihnen z' Visite kommen, weiter denke ich im Moment nicht.

Mit dem herzlichsten Wunsche für Ihr Wohlergehen und Ihre völlige Genesung und in der Hoffnung Sie, wenn nicht vorher, doch im Herbst in Ihrem schönen Paradiesgärtlein wieder zu sehen und zu sprechen, gesund und munter wie das letzte Jahr, grüßt Sie verehrteste Frau und Freundin

Ihr treu ergebener

Stauffer

Entschuldigen Sie die Klexe, ich will's nicht wieder thun!

Romont. — Eisenbahnstation Pieterlen
Donnerstag, den so und so vielten August 1887

Verehrteste Frau und Freundin!

Seit Dienstag bin ich hier und warte mit Verlangen auf gutes Wetter, aber es scheint, daß der Herbst nachholen will, was der Sommer zu trocken war. Wie es kommt ist es mir recht, einige Wochen werden wohl so ausfallen, daß man die Staffelei im Freien aufpflanzen kann und malen. Dieses Romont ist ein Ort wie für den Maler geschaffen, kein Mensch, wenigstens kein „Kulturmensch", kein Hotel, nichts was an Civilisation erinnert, dafür aber eine Lage, wie sie nicht günstiger gedacht werden kann, herrliche Fernsichten ins Land und die schönsten Buchen, die ich je gesehen. Auf diese Buchen habe ich es besonders abgesehen, es giebt keinen Baum den ich so gern hätte wie die Buche, im Frühling prangt er im schönsten Grün und wie herbstliche Buchenwälder die Landschaft schmücken, muß, denke ich, jedermann empfinden. — Ich bin hier einquartirt bei einer alten tauben Jungfrau, die auch die Post hält, esse in dem Cabaret, einer ganz kleinen Hütte, schlecht und recht, wie es mir zukommt. Durch die frische Bergluft duften die vielen Kuhställe, kurz, es ist so ländlich als möglich und die Zuversicht endlich einmal zwei Monate ganz allein nur Himmel, Berge, Fernen und Wälder zu studiren und zu genießen, erfüllt mich mit stiller Freude. Noch bin ich nicht völlig eingelebt hier,

weil ich noch nicht anfangen kann zu arbeiten, wenn aber das Wetter schön wird, so muß sich alles geben. Dieser Brief wird mit Bleistift geschrieben, weil Dinte einstweilen nicht zu den Requisiten meines Zimmers gehört, ich muß erst welche kommen lassen von Biel. — Ich empfinde, daß es wohl ein paar Jahre brauchen wird, bis ich in der Landschaft ebenso zu Hause bin als in Figuren und beides im Verband ist das Hauptziel meiner Thätigkeit. Es gilt nicht nur eine Reihe Studien zu machen, um an der Hand dieses Materials einige Bilder zu malen, sondern das Wesentliche in der Reihe zufälliger Erscheinungen zu kennen, das kann nur geschehen durch langes Studium. — Da ich durch das schlechte Wetter hier schon zwei Tage verloren habe, so werde ich Sonnabend nicht an den Gießbach kommen können und wollen Sie mich deshalb gütigst entschuldigen. Während ich diesen Brief schreibe, regnet es in Strömen, schon seit gestern Abend. Eine Fahrstraße giebt es nicht nach Romont, wenigstens keine, welche diesen Namen verdient, ein paar „Charrieren“ führen hinauf, so daß man auch bei schönem Wetter vor Fremden sicher ist. — Die Kritik, von der ich Ihnen gesprochen, lege ich bei, der sie geschrieben, scheint wirklich mehr zu verstehen von Malerei, als es sonst bei solchen Leuten der Fall ist. Gelobt werde ich ziemlich viel in Zeitungen mit weniger oder mehr Wärme, aber fast nie mit Verständniß und das allein macht Vergnügen. Für heute mache ich Schluß, um Ihnen nächstens, wenn ich etwas gethan, wieder be-

richten zu können. Mit den besten Wünschen für Ihr Wohlergehn und herzlichen Grüßen an Emil bin ich wie immer

Ihr ganz ergebener

Stauffer

Das Briefpapier ist hier ein rarer Artikel, deshalb muß ich den Bogen entzweireißen!

Biel, 30. August 1887

Hochverehrte Frau!

Nachdem ich mich einige Zeit tüchtig habe rösten lassen oben in Romont, bin ich rasch auf zwei Tage wieder nach Biel gekommen, um einige Angelegenheiten zu ordnen und meine Mutter wieder ein wenig zu sehen. Heute verschwinde ich wieder in meine Wildnis. Ich fand einige Kritiken über meine Aktstudie vor, ich schicke sie Ihnen ohne Kommentar, da Sie doch den Wunsch äußerten, etwas zu hören, wie über meine Malerei von Scribenten geurtheilt oder besser gesagt gefaselt wird. — Ich werde etwa noch 14 Tage oben im Jura bleiben und dann Ihre Gefälligkeit noch einmal in Anspruch nehmen zu dem abgeredeten Kabinettstück, wenn Sie in der Lage sind mir sitzen zu können. Es soll diesmal dann kaum von Imitation gesprochen werden können.

Die Nationalgalerie resp. der preußische Staat hat mir, wie ich vor einigen Tagen erfuhr, die beiden Platten von Gustav Freytag (Kopf und im Garten) abgekauft mit allen Rechten und so ist der Staat

Preußen mein erster Verleger. Das ist hübsch, nicht wahr? Neben dem finanziellen Gewinn von 2500 M. (beide Platten) ist es eine Ehre, denn meines Wissens hat sich der Staat für Originalradirungen noch nicht so weit intressiert, daß er davon das Verlagsrecht erworben hätte. — Ich habe fleißig gearbeitet die letzte Woche und mich nicht mit Ruhm bedeckt. Es wird eine Zeitlang dauern, bis ich mich hineingelebt habe in die Landschafterei, um mit Erfolg zu produziren. Es muß eben alles gelernt sein und streng, von dem Himmel fällt bekanntlich kein fertiger Meister. Ich spüre, daß es gerade die rechte Zeit für mich, länger warten, um mit den mir noch fehlenden Gebieten der bildenden Kunst das Studium zu beginnen, wäre verfehlt. Ich hätte auf alle Fälle Kurs geändert, daß ich es aber kann mit Nachdruck, habe ich Ihnen zu danken. Ich bin mir dessen genau bewußt. Vielleicht werde ich noch einmal ein sehr guter Maler und Bildhauer und kann Ihnen auch Freude machen, im Sinn habe ich es. Ich glaube, daß mir in ein paar Jahren wieder ein paar Knöpfe aufgehen sollen, es ist mir wenigstens so, wir werden ja sehen. — Ob ich mich so entwickle wie Frau Minister Roth sich das dachte weiß ich nicht, aber zu entwickeln ist an mir noch was, das empfinde ich klar. In Romont gehe ich mit schweigsamer Empfindsamkeit herum und bin fleißig, Studien für ein bestimmtes Bild, wie ich zu machen gedachte, fange ich nicht an. Ich muß erst einen Gesammtüberblick haben über landschaftliche Farbverhält-

nisse und so weiter. So mache ich immer Vormittags und Nachmittags je eine Skizze, die gewöhnlich nachher der Zerstörung anheimfallen und nur den Zweck haben mich zu orientiren.

Wenn Sie mich also in 14 Tagen bis 3 Wochen haben wollen, so werde ich so um diese Zeit belvoirwärts ziehn. Italienisch habe ich noch nicht studiert. Ich bin, wenn ich am Tage acht Stunden an der Sonne gebraten habe, müde und gehe beinahe mit den Hühnern ins Bett.

Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Emil und Wünschen für Ihr bestes Wohlergehen bin ich wie immer

Ihr treu ergebener

Stauffer

Ich lege einen Brief bei von Prell, der Sie vielleicht interessirt, er enthält interessante Ansichten über Malerei von Landschaft im Freien.

Jurastraße la terasse Biel, 16. September 1887

Verehrteste Frau und Freundin!

Oben in Romont habe ich meine Zelte abgebrochen. Mit Ruhm habe ich mich aber nicht bedeckt, sondern vor mir selber die Flucht ergriffen. Es ist eine eigene Sache mit der Malerei, schließlich giebt mit der Natur verglichen, ihrer Kraft und Pracht, alles Gepinsel einen sehr, sehr verblaßten Abklatsch; und doch sind es gerade die intensiven Farb- und Stimmungs-

effekte, welche mich reizen zur Wiedergabe. Es wird noch manche Tube Farbe verschmiert werden, bis ich das herausgebracht habe, was ich mir denke. Von Romont habe ich außer meinem Gepäck nichts mitgenommen als einen gehörigen, jedenfalls äußerst heilsamen Kater. Ich bin wieder ganz klein. — Immerhin habe ich verschiedene Erfahrungen gemacht, welche mir in Italien nützlich sein werden und die ich sonst dort erst hätte machen müssen. Uebung und Gewohnheit sind die zwei Sachen, vermittelst welcher alle Schwierigkeiten überwunden werden, nach und nach zwar, aber sicher, so wird es auch bei mir sein. — Ein paar Tage war ich im Oberland, bin natürlich ein wenig heruntergefallen aus Leichtsinn, ich wollte einem Murmeltier nach, welches aber schneller war als meine Wenigkeit. Bei dieser Gelegenheit rutschte ich aus und habe mich gehörig zerschunden und zerschlagen, so daß ich heute noch nicht ganz marschfähig bin. Es geht aber viel besser. Ich bin einer von denen, welche die Bergkrankheit bekommen. Wenn ich die Berneralpen ein paar Tage lang so recht schön von weitem sehe, so zieht es mich an allen Haaren hin, bis ich meiner Lust ein wenig gefröhnt und sie gebüßt, dann bin ich wieder zufrieden. Ich bin ein guter Bergsteiger und wo ein anderer voransteigt, turne ich nach, so war es eben auch da am Grauen Stock im Gadmenthal, nur daß meinen Bergschuhen ein paar Nägel fehlten vorn, die aber jetzt wieder drin sind. — Wenn es noch ein paar schöne

Tage giebt, und meine Kniee wieder ganz in Ordnung, so möchte ich zu gerne noch ein wenig ins Oberland. Es ist eine eigentümliche Sache, dort herumzusteigen mit einem solch katzengewandten Führer und ich freue mich immer, wenn ich ohne müde zu werden mitsteigen kann. Die Welt von oben anzugucken hat auch etwas für sich. —

Der Herbst ist mächtig ins Land gezogen und heute ist hier ein Wetter, daß einem das Herz aufgeht, kühl und sonnig, wie es nur in der Schweiz möglich ist, der Jeremias Gotthelf hat solche Tage geschildert, sonst wüßte ich keinen. — Gottlob ist das Bild gut bei Ihnen angekommen, ich habe immer eine Riesenangst, daß bei dem Transport etwas passiren könnte, die Leute gehen so roh mit den Sachen um, daß einem ganz schlecht wird, wenn man es sieht. Ich freue mich außerordentlich auf unser neues Werk, es soll gewiß ein Kabinetstück werden, sofern ein Bernburger eines zu liefern im Stande ist.

Ich habe den Salander gelesen, er ist doch ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet! Ich hatte immer das Gefühl, er könnte ein wenig senil sein, aber es ist keine Spur. Was ist diese Frau Salander für eine Prachtperson und über das ganze ausgegossen dieser goldene Kellersche Lokalton. Ich bin kein Freund von Erzählungen, die überall passirt sein könnten. Um etwas Glaubwürdiges, Wahres zu schaffen, muß man auf einem bestimmten Boden abstellen und die Leute, welche man schildert, müssen irgendwo daheim

sein. Ja der Gottfried ist ein großer Meister und was er macht ist immer ein Kunstwerk. Ich bitte hier im Stillen den Verdacht, den ich gegen den Martin Salander hatte, in aller Form ab. — In meinen Mußestunden habe ich gesucht eine größere Kenntnis von den Pilzen zu bekommen, aber nach dem Buche, welches ich habe und ohne Anleitung war es mir nicht möglich, viel zu lernen; es ist ja auch nicht sehr wichtig. — Ich werde also in ganz kurzer Zeit bei Ihnen einrücken, entweder von den Bergen her in einem Aufzug, für den ich schon im voraus um Entschuldigung bitte und den ich, bevor ich Ihnen vor die Augen komme, ändern möchte, oder direkt von Biel aus in weniger vagabondenhafter Tenue.

Mit besten Grüßen und Wünschen für Ihr und Ihres Gatten Wohlergehen verbleibe ich wie immer Ihr ergebener

Stauffer

Berlin NW, Klopstockstraße 52
Dienstag Dezember 87

Hochverehrte Frau und Freundin!

Nicht, wie Sie sich denken, in Boitzenburg, sondern in Berlin NW, Klopstockstraße 52 drei Treppen sitze ich und — modellire. Arnim ist, wie Sie aus den Blättern erfahren haben werden, auf den Tod krank und seine Frau schrieb mir, daß ich nicht kommen

sollte. Falls der Graf gesund wird, es ist sehr die Frage, mache ich meine Arbeiten in Berlin, was mir wirklich sehr viel angenehmer ist, da ich dadurch im Stande bin, meine Zeit nach Möglichkeit auszunutzen. Wie ich bereits sagte, modellire ich vom Morgen sobald man sieht, bis spät am Abend. Tags über eine weibliche Büste, und Abends Akt; das soll einstweilen so bleiben. Ich will diesen Winter einholen, was ich im Sommer verbummelt, es soll mir nicht manche Stunde verloren gehn.

Das Porträt der Frau Dernburg anzufangen, konnte ich mich weiß Gott noch nicht entschließen, ich hoffe, im Januar den „Trieb" dazu besser zu besitzen als jetzt, wo sich mir wieder ein so großes Kunstgebiet zu erschließen im Begriff ist. Werde ich ein guter Bildhauer oder nicht? Ich kann es nicht wissen. Wenn ich aber modellire, so kommt es mir oft (in den bewußten unbewachten, katerfreien Momenten) vor, als müßte ich entschieden das Zeug dazu haben. Das ist die Kunst, die gemacht ist dazu, wie eine andere, eine feiertägliche Stimmung im Beschauer zu erzeugen. Aller Detailkram und alle Nebensachenkunst hört da von selber auf, der ganze Werth liegt in der edlen Empfindung der lebendigen Form. Die Beschäftigung mit dieser Kunst ist einfach prachtvoll. Was einem bei der Malerei so oft Kummer macht, die Angst um die möglichst geschickte Technik, Behandlung der Farben und so weiter, all diese Virtuosengeschichten, ohne die es bei der Malerei nun

einmal nicht abgeht — dies alles fällt da weg, die Plastik ist eine ernste Kunst, sie bewegt sich zwar in engeren Grenzen wie die Malerei, aber schaffend an einem plastischen Kunstwerk (ich rede hier nicht von meinen albernen Versuchen) muß der Meister ein ähnliches Gefühl kriegen wie unser Herrgott am sechsten Tage.

Bevor ich nach Italien gehe, muß ich, um den rechten Genuß von all' den Herrlichkeiten zu haben, mit der Bildhauerei vertraut sein. Die Maler verstehen in hundert Fällen neunundneunzig Mal von der Plastik so wenig wie die Bildhauer vom Malen, nämlich nichts. Das wahre Verständnis für eine Kunst kann nur der Ausübende haben, ich habe die Erfahrung zur Genüge an mir gemacht. O, was bin ich gespannt auf die vollendete erste Arbeit. Momentan schweben mir die italienischen Frührenaissance-Bildhauer Donatello u. s. w. vor. Ich habe an den Arbeiten dieser Herren schon lange herumstudirt. Das eine ist mir klar schon jetzt, um plastisch sehen und empfinden zu lernen, dazu gehören Jahre; vorderhand kommt es mir nur darauf an, die Handfertigkeit zu bekommen, um später weiter bauen zu können.

In München war ich sechs Tage und habe mir die Musenstadt wieder angesehen. Niemals stürmen so viele Eindrücke und liebe Erinnerungen auf mich ein, als wenn ich von Buchloe nach München fahre; es war die erste Fahrt, die ich that in die Welt hinaus, und ich bin sie seit vierzehn Jahren oft ge-

fahren. Das erstemal, als ich hinfuhr, es war an einem schönen Maitag, schien es mir bei Grafrath, wo die bayrische Hochebene anfängt und kein Berg mehr zu sehen ist, wo man also aus dem Gebirge ins flache Land hinunterfährt, daß jetzt die Erde schon eine Wölbung mache; es wurde mir ganz schwindlig bei dem Gedanken, natürlich nur einen Augenblick, denn gleich war man in der Ebene drunten. Es kam mir beinahe so vor, als müßte man, weil die Erde doch rund ist, bis nach Ungarn herunter sehen und nach Rußland; dummes Zeug natürlich, aber jedesmal, wenn ich da durchfahre, erinnere ich mich dieses ersten Eindrucks, den ich von der Ebene hatte. München, welche Fülle von Erinnerungen, und lauter fröhliche tauchen mit einem Male auf. Als ich noch dort auf die Schule ging, war ich ein anderer. Des Gedankens Blässe und der Ernst des Lebens, beide waren mir gleich fern. Ach, so ein Akademiker ist doch die glücklichste Haut, die es auf der Welt geben mag; Geld hat er nicht immer in der Tasche, dafür aber die größten Rosinen, die man sich denken kann, und eine Genußkraft und Lebensfreude, wie sie nur kräftige Jugend, gepaart mit intensiver künstlerischer Empfindung, zu erzeugen vermögen. Alles ist zwar nicht dahin von den damaligen Illusionen, aber doch einiges, denn die Kunst ist viel länger und schwerer, wie man sich als Akademiker träumen läßt; man sieht eben in die Zukunft perspektivisch, und was genau aus mir werden sollte, davon hatte ich so wenig

eine Ahnung wie ein anderer. Es ist mir immer die theuerste Stadt, aber ich passe nicht mehr hin, die Phäakenstimmung und das Arbeiten für den Export und Kunsthandel überhaupt sind nicht das, woran ich mich heute noch gewöhnen könnte. Dann sind meine lieben Freunde von damals wohl zum Theil noch da, aber auch um sieben Jahre älter; wir passen nicht mehr zusammen, ich habe Gesichtspunkte, die dort wenig oder gar keinen Anklang finden und umgekehrt. Sechs Tage in München, meinetwegen auch etwas länger; aber nicht als Junggeselle, denn an jeder Ecke stolpert man über einen Bekannten oder gleich ein halbes Dutzend. Kommt man in eine Kneipe, so sitzen an einem Tisch die, welche den „Realismus" auf ihre Fahne gemalt haben, am andern Tisch sitzen nur die, welche Sachen aus dem dreißigjährigen Kriege verfertigen, an einem dritten Tisch die, welche nur glückliche Liebespaare oder Mutterglücke malen, an einem vierten Tisch die, welche Salonscenen darstellen u. s. w., und alle beachselzucken sich gegenseitig oder hassen sich gar. Daneben giebt es natürlich Ausnahmen. Die Isolirung, wie sie in dem großen Berlin möglich ist, würde einem Junggesellen in München schwer oder gar nicht gelingen. Sie sitzen dort zu dick aufeinander, die Maler. Besuche habe ich auch gemacht bei meinen alten Bekannten, ich war bei allen möglichen Leuten, habe wenig Gutes und viel Schlechtes gesehen wie überall. —

Bis dahin bin ich Dienstag gekommen und fand

bis heute Sonntag Abend keine Gelegenheit, um fortzufahren. Theils Arbeit, theils andere geschäftliche Geschichten und Schreibereien, theils Besuch, kurz alles mögliche kam dazwischen. Ich habe mir vorgenommen, noch rasch den Philosophen Zeller, und wenn mir Zeit bleibt Mommsen zu radiren. Wir wollen mal sehen, was daraus wird. Mit meinen plastischen Arbeiten geht es langsam vorwärts. Ich plage mich damit sehr. Schon letzten Frühling machte ich Experimente, legte aber bloß die Sachen als Skizzen an, ohne wirklich etwas zu vollenden. Jetzt hingegen bestrebe ich mich bis ans Ende einer Aufgabe zu kommen und mache die Erfahrung, daß die Vollendung in jeder Art der Kunst gleich schwer ist. Wie ich bereits diesen Sommer sagte, zwei Jahre werden wohl draufgehen, bis ich ein fixer Bildhauer bin, in der Zeit hoffe ich aber auch dahinter zu kommen. Es ist wirklich merkwürdig, daß wir Maler so gar nicht gewohnt sind, Form ohne Farbe zu sehen und von dieser „absoluten" Form keine Ahnung haben. Nun, Uebung macht den Meister und wird auch hier das ihrige thun. Aller Anfang ist schwer, aber mir dämmert, daß bei der Kunst das Ende um nichts leichter ist.

Klinger modellirt Abends bei mir, und wir speisen meistens Abends zusammen in meinem „Speisezimmer". Nachher radire ich noch, und er geht zum selben Zweck nach Hause. Eine neue Radirung von Gottfried Keller habe ich auch unter den Händen, weiß aber

noch nicht, was daraus werden wird. Item habe ich heute eine neue Selbstporträtradirung angefangen und bin sehr gespannt, wie sie ausfallen wird.

Ich lese wieder Schopenhauer und empfehle diese Lektüre dem Emil aufs wärmste, es ist jedenfalls das Schneidigste was ich von neuerer Litteratur gelesen, ein wirklicher Verstandesriese. Nächstens giebt mir Klinger l'éducation sentimentale von Flaubert, er sagt es wäre das beste französische Buch.

Mit der Plastik stecke ich so drin, daß ich einen Gewaltskater nicht abwehren kann. Seiner Zeit, als ich die Malerei lernte, na, da war man sich überhaupt nicht recht bewußt, wie weit man es treiben und wo man landen wird; die Zukunft, resp. die Erkenntnis hüllte sich in einen ermuthigenden Schleier, jetzt ist es ganz anders. Ich weiß genau, wo ich hinaus will, bilde mir nicht, wie in den Tagen meiner unmündigen Akademiezeit, ein, die Meisterschaft in der Tasche zu haben, wenn zufällig mal etwas nicht so schlecht gelingt wie sonst. Das Schwierige bei meiner jetzigen Beschäftigung ist das klare Bewußtsein der Stümperhaftigkeit — allerdings das erste Moment zum Fortschritt. Wechsel des Materials für seine künstlerische Sprache bedarf man entschieden. Neue Gesichtspunkte, neue Genüsse und Kunstgebiete erschließen sich, und so lange man das Bedürfnis hat zu lernen, soll man es thun, man kann nie genug!

Wenn ich Ihre wohl stilisirten und gedanklich geordneten Briefe mir vergegenwärtige, so faßt mich

ein gelinder Schauer vor meinen Scripturen, wo die Schreibfehler mit Satzmonstren um die Wette purzeln und die meisten Wörter nicht wissen, ob ich sie groß oder klein schreiben soll. Ein für allemal pardon! Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen für Ihr Wohlergehen und Ihres Gatten verbleibe ich wie immer Ihr treu ergebener

Stauffer

Berlin NW, Klopstockstraße 52,
21. Dezember 87

Verehrteste Frau und Freundin!

Wie Sie in den Zeitungen gelesen haben werden, ist mir der Graf Arnim-Boitzenburg gestorben, bevor ich ihn habe radiren können. Dies ist mein Weihnachtsbrief, und Schluß resp. Abschluß des Jahres wird darin gemacht. Es ist sonderbar, wie wenig der Mensch weiß, wie er sich entwickelt und wozu er bestimmt ist. Dachte ich doch dieses Frühjahr und Sommer noch (ich schrieb es Ihnen auch) daß ich das spezielle Studium der Form sozusagen für abgeschlossen hielt, und nun stehe ich da bei meiner Plastik wie der erste beste A-B-C-Schütz und fange wieder von vorn an, mache gerade wieder dieselben Fehler wie seiner Zeit in den Anfängen meiner Studienzeit und kann meinem Auge so wenig trauen wie damals. — Eines aber macht mir Freude, ich habe ganz dieselbe Courage und Spannkraft wie damals und bin überzeugt, daß ich die Schwierigkeiten,

die die Plastik bietet, in ein paar Jahren wenigstens so weit überwunden haben werde, daß ich darin dasselbe werde leisten können wie in der Malerei. In seinem dreißigsten Jahre ist man zwar nicht mehr ein Jüngling (wie Sie uns liebenswürdig zu tituliren belieben), und für den Mann ist die That, jedoch wenn ich das lebhafteste Bedürfnis fühle, in dieser Weise einmal thätig zu sein, und das Nichtkönnen dieser Kunst als eine Lücke empfinde, so kann ich wohl noch zwei bis drei Jahre anwenden dafür. Ich rechne so: Jetzt bin ich dreißig, nach menschlicher Berechnung und nach meiner sehr soliden Konstruktion zu urteilen, kann ich bis zu sechzig Jahren wohl noch meine Kraft und Frische bewahren und gute Sachen produziren, zwei oder drei Jahre davon noch für dieses elementare Studium abgerechnet, giebt reichliche fünfundzwanzig männlicher Thätigkeit, das ist genug. Und dabei ist durchaus nicht gesagt, daß ich nicht in viel kürzerer Zeit meine Augen so dressirt habe, daß sie sich an das Sehen der wirklichen Form gewöhnen, und auf diese Weise das eine oder andere gute plastische Werk nicht schon früher entsteht.

Ich bin so fleißig als ich irgend kann und habe acht Stunden im Tag Modell. Es wird schon gehen. Tags über modellire ich eine lebensgroße weibliche Büste, ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, und Abends modellire ich Akt. Ich strenge mich dabei sehr an und gehe so völlig darin auf, daß, trotzdem ich mir vorgenommen, noch zu radiren und italienisch

zu lernen, ich nicht dazu komme. Das Radiren oder Stechen Abends kann ich außerdem nicht gut, da es mir die Augen doch mehr angreift, als ich verantworten kann; man hat bekanntlich nur zwei von dieser Sorte, und kann sich, wenigstens bis dato, keine anderen einsetzen lassen. Einen Entschluß habe ich jetzt fest gefaßt, nämlich den, auszuwandern und mich von meinem Ballast zu befreien. Die Möbel, die ich habe, thue ich auf den Lagerhof, verpacke meine Siebensachen dort und lasse sie ruhen, bis mein unruhiger Geist eine bleibende Stätte gefunden hat. Sie können sich nicht vorstellen, welche traumhafte Freude ich empfinde bei dem Gedanken, jahrelang in Italien zu sein, zu arbeiten, was mich freut, und schaffend die Schönheit dieser Welt so recht auszukosten. Seit ich mir darüber klar geworden, daß hier meines Bleibens nicht mehr ist (nie mehr wollen wir hoffen), ist mir wieder wohl, so ganz kannibalisch. Erst seit meinem plastischen Studium bin ich darüber im reinen, denn es giebt zu diesem Zweck hier keine Modelle, weder Männer noch Weiber, lauter plumpes, nordisches Zeug, eckig und ungracieuse. Man kann wohl, wie ich jetzt, für den Anfang danach arbeiten, sobald aber wirklich ein Werk geschaffen werden soll von Bedeutung oder überhaupt etwas schön werden soll, kann man das hiesige Volk nicht brauchen. Beim Malen ist dies nicht so fühlbar, weil schließlich auf die Form doch da nicht so viel ankommt wie bei der Plastik, die kein anderes Ausdrucksmittel kennt.

Freitag, den 23. Dezember

Es ist heute so dunkel, daß man mit dem besten Willen nichts sieht; ich benutze daher die Gelegenheit, um diese Epistel fertig zu schreiben. Die Berliner Wintertage sind wirklich entsetzlich; um zehn Uhr wird es, wenn's gut geht, Tag und um zwei Uhr Nacht; man freut sich manchmal, wenn es wirklich Nacht wird, nur um aus der Dämmerung herauszukommen. Nein, wenn ich irgend kann, hierher komme ich nicht mehr zurück! Diese paar Monate, welche ich jetzt noch da zubringe, sind gerade gut, mir den letzten Zweifel zu nehmen, was vorteilhafter und besser ist, die Mark Brandenburg oder Italien. Bin ich nur erst von dem ungeheuren Ballast von Mobiliar und Atelierrepräsentationskram befreit, dann soll es wohl keinen fideleren Menschen geben als wie meine Wenigkeit. Was man sich so in sieben Jahren alles um theures Geld, theils aus Dummheit, theils aus Nothwendigkeit zusammenkauft, das empfinde ich jetzt recht, wo ich daran denke, es zusammenzupacken. Möge es auf dem Berliner Lagerhof verfaulen, wenn ich nur nie mehr was davon hören muß. Ich bin in der wahren Weihnachtsstimmung und freue mich wahrhaftig wie ein Kind auf meinen Auszug aus Aegypten, diesem sandigen Lande, wo einem die Phantasie im Sommer verstaubt und im Winter gefriert. Der einzige dunkle Punkt, an den ich mit gelindem Entsetzen denke, ist das Porträt oder die zwei Porträte, die ich hier und in Zürich machen soll; wenn nur dieser

Kelch an mir vorüberginge. O Herr — doch nicht wie ich will. Das ruhige Schaffen stiller, schöner Werke, dem Ausdruck zu geben in Farbe oder Form, was einem den Sinn und den Geist bewegt, unbekümmert um Beifall, Anerkennung oder Ruhm und wie die Sachen alle heißen, deren man leider nicht in jeder Lebenslage ohne weiteres entrathen kann, das ist eine wahrhaft ideale Existenz. Der Natur einen schönen Spiegel vorzuhalten, daraus sie abgeklärt und stimmungsvoll zurückstrahlt, keinem anderen Triebe folgen zu dürfen als seinem instinktiven Schönheitsgefühl, das ist für den Menschen, der wirklich künstlerisch begabt ist, das Ziel seiner Wünsche. Amen. — —

Gegenwärtig ist hier eine Ausstellung von Lenbach'schen Porträts bei Schulte, etwa dreißig Stück, lauter berühmte Leute. Man staunt ob dem reichen Talent; er ist wirklich ein außerordentlich begabter, von der Natur verschwenderisch ausgestatteter Mensch, der es aber doch fertig gebracht hat, gründlich zu versimpeln. Zu viel Salontirolerei und zu wenig Selbstkritik bei dem Mann, resp. zu wenig künstlerische Weisheit. Ist es schon ein Skandal, daß er, dem doch die Menschen sitzen, wie er es verlangt, dem kein Wort gesagt werden darf, was nicht wie eine Schmeichelei klänge, — daß er nicht einen Strich macht ohne Photographie (wo man hinsieht immer Photographie und Manierirtheit), so ist es vor allem nicht zu verzeihen, daß er die Menschen immer durch die Brille

dieses oder jenes alten Meisters ansieht. Wir verstehen das heute nicht mehr. Seine Verdienste sollen ihm übrigens von mir nicht geschmälert werden; er ist eine der bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart, aber was will das heißen? Das steht fest, was nicht der Natur abgelauscht ist (ich meine nicht nur sklavisch kopirt) und mit ihr im Verhältnis steht von Ursache und Wirkung, ist Virtuosenthum, nicht Kunst im wahren Sinne, und Lenbachs letzte Werke neigen stark ins Virtuosenhafte. Nicht seine früheren Arbeiten, darunter sind solche, die wahrhaft ersten Ranges sind. Seitdem er aber nur mit Kaisern, Königen und Päpsten zu thun hat und sie immer auf den Bahnhöfen begrüßt, fehlt ihm die Zeit zu ernster Thätigkeit. Er ist eine Pagode geworden und hat seine Zukunft schon geraume Zeit hinter sich.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.“ Es sind auch ein paar Bilder von Böcklin bei Schulte, darunter „die Tragödie“: ein Weib thront auf einer Felsspitze in antikem Lehnstuhl, zu ihren Füßen die Welt, Dolch und Schwert birgt sie in dem faltigen Gewand und richtet den Blick starr auf den Beschauer oder besser gesagt ins Leere. Es wäre überflüssig, weiter etwas dazu zu sagen, als daß es eben von Böcklin ist und auf einen wirken muß wie der Anblick des Schicksals in Person.

Für heute ist die Epistel fertig, fällt mir noch etwas ein, so schreibe ich es morgen, heiligen Abend, den wir vier Junggesellen in unserer Stammkneipe

feiern mit Weihnachtsbaum, Bowle und obligatem Zubehör.

Verehrteste Frau, bleiben Sie gesund und munter! Zum neuen Jahre wünsche ich Ihnen, daß Nerven- und sonstige unangenehme Zufälle Sie verschonen mögen und Ihr Wohlergehen ein vollständiges sei.

Herzliche Grüße an Sie und Emil von Ihrem

ergebensten

Stauffer

Berlin NW, Klopstockstraße 52,
12. Januar 1888

Hochverehrte Frau!

Mein Atelier ist glücklich für ein Jahr vermiethet, damit ist mir eine große Last ab. Am 1. Februar circa werde ich flügge werden. Von der Misere des Einpackens, von meiner Rathlosigkeit, vom Staub und wie die schönen, mit einer solchen Abreise verbundenen Geschichten heißen, will ich Sie nicht unterhalten, es ist genug, wenn einer darunter leidet. Ich habe in den letzten Tagen noch ein Pastell, altes Versprechen, gefertigt, morgen komme ich damit zu Rande. Ferner muß ich noch zwei Platten radiren für die graphischen Künste in Wien, weil Bode einen Aufsatz über meine graphische Thätigkeit schreiben will. Das soll das letzte sein, was ich hier mache. Ich halte es nicht länger aus. Vor ein paar Tagen habe

ich noch einen Porträtauftrag abgelehnt, resp. auf die lange Bank geschoben, denn die italienische Krankheit hat mich mit infernaler Gewalt gepackt. Es ist beinahe Heimweh, und merkwürdig, nach einem Land, wo man nie war und es gar nicht kennt. „Wo bist du? mein geliebtes Land, gesucht, geahnt und nie gekannt?!"

Es wird gegenwärtig viel von meinen Arbeiten geschrieben und gesprochen; sie sind bei Amsler und Ruthardt ausgestellt; ein paar Recensionen, die sich nicht über das gewöhnliche Getratsche erheben, lege ich bei mit der Bitte, dieselben gefälligst an meine Mutter senden zu wollen nachher. Ganz ohne Resultat, ich meine ohne Gegenliebe blieben meine Bestrebungen doch nicht hier, ich habe manchen Beweis wirklicher Sympathie und Wertschätzung in letzter Zeit von Seiten erhalten, wo ich es eigentlich nicht gedacht und die mir deshalb doppelt lieb waren. Ich will nicht sagen, daß dadurch der Muth wächst, zu produziren und weiter zu schaffen, denn Muth ist nicht nötig zu künstlerischer Thätigkeit, weil man ja arbeitet, wie die Biene ihre Zelle baut, unwillkürlich, weil man nicht anders kann. Aber mag man von dem Gotte so voll sein als möglich, irgendwo ist doch ein Plätzchen, das ein verständiges Lob oder eine sympathische Aussprache über eine Arbeit, die man gemacht hat, gerne auffsaugt, um in trockenen Zeiten das Selbstvertrauen wieder etwas aufzufrischen. Es ist menschlich. —

Montag, 17. Januar

Seit ein paar Tagen liege ich im Korb, resp. trage meinen linken Arm im Gipsverband und den halben Kopf verbunden. Ich fasse die Sache auf als eine Versöhnung der Götter, die sonst leicht neidisch werden könnten auf mein Glück. Beim Herunternehmen einer Büste von einem meiner Schränke brach der Stuhl unter mir zusammen, und ich verletzte mir beim Fall den linken Ellbogen, gebrochen ist nichts, hingegen ziemliche Kontusion, so daß ich doch Invalide bin.

Ich sehe gut aus, etwa wie Güldenstern im Richard III. Meine etwas von Natur schon schlächterhafte Physiognomie hat einen unheimlichen Aspekt, durch die Schürfungen und Beulen. Ich bin aber Gott sei Dank mit einem blauen Auge davongekommen (buchstäblich). Es bleibt mir nun, da ich nicht arbeiten kann, wieder viel Muße für Litteratur, und ich bemerke wirklich mit Vergnügen, wie ich mit zunehmender Weisheit alles Schöne immer besser und vollkommener zu genießen im Stande bin. Ich denke hier gerade an die Goetheschen Gedichte: „Natur und Kunst" u. s. w., wo er die ganze künstlerische Erkenntniß drin niedergelegt hat. Es ist so, wie er sagt, das echte Kunstwerk bleibt für den menschlichen Verstand immer unendlich, es kann angeschaut und empfunden werden, eigentlich zu erkennen ist es nicht, daher der immer wachsende und immer neue Genuß an etwas Gutem, ob es neu oder 1000 Jahre alt

ist, es kann nie von uns ausbegriffen oder ausempfunden werden; gerade wie das Naturwerk bleibt es ein Mysterium. Ich lese wieder Psalmen, Hiob, Goethe, kurz, was mich schön dünkt, und warte die Zeit ab, wo wieder alles im Blei ist.

Ich existire hier eigentlich nur mehr wie der Mann ohne Herz, ohne Interesse für irgend eine Sache, die für hiesige Verhältnisse wichtig und mich früher ebenfalls aufgeregt hätte, und an solchen Tagen wie der heutige, wo es nicht Tag wird auch um Mittag, komme ich mir vor wie ein Opiumraucher oder Haschischraucher; in meinem Lehnstuhl sitzend träume ich mich dahin, wo ich gerne wäre. Nun, die kleine Zeit wird auch noch ein Ende nehmen, und wenn die Mandeln blühen heuer, so werde ich es hoffentlich sehen. — Für heute soll es genug sein, ich könnte zwar so tagelang fortschreiben, ob es aber des Lesens werth wäre, scheint mir zweifelhaft. Es wären immer nur Variationen des einen Themas, das ich Ihnen nun schon bis zur Langenweile immer wieder vorbringe. Aber sie haben jedenfalls Nachsicht mit mir; wer vor dem Wendepunkt seines Lebens steht, wie ich jetzt, und nicht bis zum Grund davon ergriffen würde, wäre das wohl ein Künstler?

Spätestens 3. Februar denke ich bei Ihnen einzutreffen. Mit herzlichem Gruß an Sie und Emil

Ihr ergebener

Stauffer

Rom

Rom, den   Samstag 1888, Februar

Verehrteste Frau und Freundin!

Da ich Sie und Ihren Gatten nicht mit Berichten über grausiges Wetter, noch mit Klagen über Zufälle, wie sie jedem begegnen, der zum ersten Male in ein fremdes Land kommt, dessen Sprache, Leute, Sitten und Gewohnheiten er nicht kennt, öden will, so habe ich eigentlich nicht viel zu berichten, wenn ich von dem sprechen soll, was ich wirklich gesehen; auch scheue ich mich, momentane und unreife Eindrücke auf dem Papier zu fixiren, weil es schade ist für die Zeit, die jemand mit dem Lesen derselben vergeuden muß. Aus diesem Grunde habe ich zwei Episteln, die ich an Sie geschrieben habe, von Florenz und Rom, nicht abgeschickt, sondern für mich behalten resp. zerrissen. Also mit Phrasen will ich Sie nicht plagen, eines aber vor allem: Was ich mir dachte, das Land und die Leute, die ich suchte, habe ich gefunden, so daß ich mir keinen Fall denken kann, der mich von hier wieder weglocken könnte. So habe ich mir die Sache vorgestellt, und ich verlange vom Leben nichts weiter, als daß es mir gestattet, bis mein Feuerlein ausgebrannt ist, hier zu arbeiten, und alles das, was Natur und Kunst mir Schönes bieten, bis auf die Neige auszukosten und durchzuempfinden, dann will ich mit Frieden in die Grube fahren.

Die Landschaft vor allem, die Landschaft und die schönen Leute, das ist, was mich frappirt, das ganz andere Leben. So komisch wie es klingen mag, meine Vergangenheit liegt hinter mir wie ein Traum, an den man sich am Morgen mit Mühe erinnert; ich muß irgendwo Lotos zu essen gekriegt haben — ich fange ein ganz neues Leben an, oder wenn Sie wollen: das „Leben" erst an. Es ist jedenfalls die größte Verkehrtheit, einen jungen unreifen Menschen nach Rom zu schicken, denn er muß zu Grunde gehen an der zu großen Dosis, die er hier zu schlucken kriegt; Rom ist ein Aufenthalt für Männer, die wissen, was sie wollen. Ich habe noch nichts gesehen, trotzdem ich schon acht Tage hier bin, als einmal an einem Morgen, wo es zufällig nicht regnete, die Skulpturensammlung auf dem Kapitol, die übrige Zeit habe ich verwendet, Atelier zu suchen und meine Sachen zum Modell u. s. w. zu kaufen (nicht gerade das Angenehmste, was einem passiren kann). Ich habe ein ziemlich gutes Atelier gefunden in der Villa Strohl-Fern vor der Porta del Popolo Romano zu ebener Erde mit Cypressen vor dem Fenster, melancholisch wie das Grab, aber praktisch, so viel wie ich beurtheilen kann. Die Villa hat einen schönen Garten, in dem man eventuell Modell stellen und malen dürfte. Da es ziemlich theuer ist, 130 Fr. im Monat ohne Bedienung, und ein Zimmer noch dabei, so werde ich, um die Kosten für ein möblirtes Zimmer zu sparen, auch dort wohnen, ein paar einfache Möbel kaufen, auf jeden

Komfort (das thut man hier so wie so) verzichten und leben wie ein Spartaner. Ich lasse mir zu diesem Zweck meine Bettwäsche u. s. w. aus Berlin herkommen. Weder Thüren noch Fenster schließen ordentlich, zerbrochene Scheiben u. s. w.; das scheint hier so Mode zu sein. Das erste Möbel, was ich mir hier zulegen werde, ist ein guter Ofen, denn in meinem ganzen Leben war ich noch nicht so bis auf das Mark hinein erfroren und durchkältet wie hier in Rom, so daß mir die Zähne stundenlang klapperten, aber trotzdem und trotzdem. Ich will für heute die Epistel schließen, ich bin noch zu konfus von all dem Neuen, was hier auf Schritt und Tritt einen verblüfft, so daß ich besser thue, noch etwas zu warten mit weiterem Bericht. Seien Sie herzlich gegrüßt mit Ihrem Gatten und haben Sie Dank, vielen Dank für die Freundschaft die Sie erweisen

Ihrem ergebenen

Stauffer

An Max Mosse

Rom, den 1. März 1888
Via del Babuino 48
oder besser Villa Strohl-Fern Studio 7
fuori Porta del Popolo.

Mein Lieber!

Ein Wetter war vom Gotthard an bis den neunten Tag in Rom, daß es aussah als sollte die Sündfluth noch einmal kommen und dieses verkommene, geldgierige

und miserable Geschlecht, was man Mensch nennt, mit Stumpf und Stiel vernichten. Endlich hatten wir gestern einen wahrhaften Prachtstag und siehe, was ist all die kleine Misere, wie sie der Zufall über mich verhängt hat, gegen einen solchen Tag in Rom! Lieber Freund, das läßt sich weder beschreiben noch erzählen, das muß man selber sehen. Alles was ich mir träumte, die Landschaft nach der ich mich sehnte, die Farbe, die Stimmung neu und wunderbar. Ich fühle, daß ich hier ein ganz anderer Mensch und ein viel besserer Künstler werde als im Norden und wohl mir, daß ich als reifer Mann hergekommen mit der Einsicht und vor allem der Schulung, die nöthig um all das Material in Kunst umzusetzen! Die Natur hat mir vieles versagt, aber eins hat sie mir gegeben: Das Schöne was sich dem Auge bietet zu kosten und zu genießen, so weit es einem Menschen möglich ist. Ich kann mir nicht denken, daß ich je, wenn mich nicht die Noth zwingt, von hier resp. aus Italien fortgehe. Meine Phantasie, die in Berlin verrostet war und erfroren, thaut wieder auf, wo ich gehe und stehe sehe ich Schönes, schöne Menschen, schöne Landschaft, überhaupt schöne Natur. An einem Nachmittag war ich, als ein bischen schön Wetter war, in den Gärten der Villa Borghese, ich ging umher wie besoffen, oder wenn Du willst verzaubert, ja das ist eine Pracht, die weder zu schildern noch zu erzählen, nur zu malen ist. Böcklin ich denke an Dich! Und sonderbar, all dies Schöne, Große, was den Charakter

italischer Landschaft ausmacht, existirt ohne die geringste Wirkung auf dieses degenerirte Geschlecht, was sich italienische Maler nennt. Sind die Berliner schlechte Musikanten, so kann man es schließlich begreifen, denn Berlin ist nicht Rom, aber die Italiener, speziell die Römer, sie kommen mir vor wie die berneroberländer Holzschnitzer. Industrie, lauter Industrie, keine Kunst. Jedes Wort ist zu viel, das man über sie verliert. Und eines lieber Freund, was mich und wenn Rom eine Sandwüste wäre hier behielte, ist die Antike, ja davon kriegt man erst hier einen Begriff. Was ist alle Renaissance, St. Peter nicht ausgenommen, gegen diese Zeugen einer riesenhaften Kultur, einer Kunst, ach Gott, von deren Größe und Göttlichkeit wir uns leider nur aus den mangelhaften Resten einen schwachen Begriff bilden können. Wie ein trockener Schwamm sauge ich diese herrliche Plastik und Architektur ein. — Was später ist als 1500 ist selten mehr ersten Ranges. Aber die Sammlungen des Kapitols sind für mich (die Vatikanischen Museen habe ich nun noch gar nicht gesehen) das Schönste was ich noch an Plastik gesehen habe. Ich werde, sobald ich erst etwas eingehaust bin und mein Ofen brennt, sofort anfangen eine weibliche lebensgroße Figur zu modelliren, die sich die Haare aufbindet. Du sollst dann wieder was Schönes kriegen, denn ich werde eine Menge machen.

Mit herzl. Gruß Dein alter Freund

Stauffer

An Lydia Escher

Rom, Villa Strohl-Fern fuori Porta del Popolo
Ostern 1888

Verehrteste Frau und Freundin!

Es läge nahe, diese Epistel mit einer Osterbetrachtung einzuleiten, denn der schönste italienische Frühlingstag blüht ringsumher. Da aber demjenigen, welcher aus Norden in dieses Land kommt, das Bewußtsein einer bestimmten Jahreszeit verloren geht, so ist Ostern nur einer von den vielen schönen Tagen, die es hier giebt, und die Freude daran ist mehr die bewußte Freude des Künstlers an der Landschaft Italiens überhaupt. Freitag waren es sechs Wochen, seit ich mich hier in Rom befinde, und ich wollte, es wären noch zwei Monate vorbei und mit dieser Zeit die Unannehmlichkeiten meiner Installation. In meinem Kopfe geht alles wirr durcheinander, blödsinnige Sätze aus der Grammatik, antike Skulptur und Architektur, mühsam entzifferte, gleichgültige Artikel aus italienischen Zeitungen, der Rosmarin- und Pomidorogeschmack hiesiger Küche, die Irrgänge der Dogana, Spinneweben, Mauselöcher, zerbrochene Fensterscheiben in meinem Studio, die Tierquälerei, das Gebrüll, die Carretti auf den Straßen — Herr hilf! — Oben, wo ich wohne, wird es immer schöner; ich sehe von den (zerbrochenen) Fenstern meines Wohnzimmers auf Rom, St. Peter, und kleine gelbe Kletterrosen fangen an, in mein Studio hineinzunicken.

Bis dato habe ich leider noch keinen Italiener kennen gelernt, denn ich kann niemanden zumuthen, geduldig mit mir zu radebrechen. Bin ich aber soweit, daß ich mich etwas verständlich machen kann, und vor allem verstehe, was die Leute sagen, so werde ich sehen, daß ich jemand finde, mit dem ich verkehren kann. Bis dahin habe ich nolens volens fast nur deutsch gesprochen, weil, wie ich dachte, einem hier auf Schritt und Tritt Bekannte begegnen, denen man sich nicht ganz entziehen kann. Letzten Sonntag war ich wieder mit Klinger in Frascati; es war wie heute ein schöner, leiser Frühlingstag, und wir spazirten, ohne viel zu sprechen, durch die Pracht dieser Villen und Ruinen. Draußen scheint die Sonne manchmal schon ziemlich warm, aber in meinem Studio ist es doch so, daß ich für das Modell, einen unangenehmen Giocciaren, den ganzen Tag heizen muß, ohne daß etwa die Temperatur dem Menschen zu hoch würde. Ich komme wiederum auf mein ceterum censeo: ein guter großer Cooksofen ist in Italien für einen Kulturmenschen genau so notwendig wie im Norden, besonders wenn er Modell hat.

Mittwoch, 4. April. Ich habe mich nun hier als Bildhauer installirt, immer mehr einsehend, daß es für mich eine Lebensfrage ist, diese Kunst zu lernen. Ich bin zwar schon ein alter Knabe, jedenfalls habe ich keine Zeit zu verlieren, aber es muß doch sein. Ich will nicht von meinem schwarzen Moralkater reden, nur so viel, ich suche mich seinen Krallen zu

entziehen, indem ich nicht rauche, keinen Kaffee und keine Spirituosen trinke, etwas Wein ausgenommen, um 6 Uhr aufstehe und um ½10 Uhr zu Bette gehe; wenn ich diese Lebensweise eine Zeitlang fortsetze, so werden meine Nerven sich wohl wieder beruhigen. Nächste Woche fange ich meine Figur an zu modelliren, zu welcher ich diese und die vorige Woche die Skizzen machte, was daraus wird, steht bei den Göttern. — Eines habe ich schon gemerkt, von selber machen sich hier die Kunstwerke auch nicht, sondern sie entstehen nur, wenn man daran arbeitet. Die römische Kunstbummelei mag ein paar Wochen gehen, nachher muß aber wieder die Arbeit kommen. Es kam mir eine Zeitlang vor, als wäre die Kunst leichter in Italien, sie ist aber immer gleich schwer; je mehr man lernt, je mehr man sieht, desto mehr muß man sich anstrengen, um sein Gewissen zu befriedigen. —

So schließe ich denn diese Epistel, indem ich die Grüße von Klinger und Baviers den meinigen beifüge. Ihr treu

ergebener

Stauffer

An Max Mosse

Roma. Villa Strohl-Fern. Studio 7
17. April 1888

Mein Lieber!

... Ich fange an zu merken, daß der Unterschied zwischen hier und anderswo groß, sehr groß ist und

daß ein gewisser Maler, Bildhauer und Kupferstecher wohl kaum mehr groß seine Residenz verlegen wird. Es ist märchenhaft schön: Frühling in Italien! Denke Dir mal was dabei, wenn du kannst! — Vor meinem Studio blühen die Rosen und nicken hinein, blüht der Flieder, und ich strecke meinen Vollmondkopf dazwischen, einem ästhetischen Bedürfnis gehorchend; vom Pincio tönt die Musik, in dem Garten der Villa singen die Vögel, bellen die Hunde, wiehern die Pferde und ich dazwischen freue mich still, daß ich endlich weiß was schön ist und wozu mich der liebe Gott erschaffen hat; Marmor und Bronze, lieber Freund! das Malen interessirt mich gar nicht mehr. Ich habe ein schönes stilles Werk in Arbeit auf das viele andere folgen sollen. Sono scultore, io! Du wirst es sehen. Jetzt fehlt mir nichts mehr zum Glück. Leb wohl und wenn Du mal nach Italien kommst so komme im Frühling, wenn Dir etwas rathen kann

Dein alter Stauffer

An Lydia Escher

Roma, 1. Mai 1888

Verehrteste Frau und Freundin!

Seit drei Wochen haben Sie kein Lebenszeichen von mir, deswegen, weil ich endlich nach so langem Müßiggang mich in die Arbeit stürzen konnte. Nachdem meine Utensilien, welche durch die Bummelei

des Spediteurs wochenlang hier auf der Douane lagen, endlich in meinen Händen waren, so hatte die obligate römische Kunstpromenade ein Ende. Ich kämpfe durch Thätigkeit gegen meinen chronischen Katzenjammer, immerhin mit Erfolg. Sehr alte Lebensregeln, nie von mir beobachtet, z. B. wirket so lange es Tag ist, denn es kommet die Nacht, und sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten Tage ruhen, kommen hier wieder zur Geltung und tragen mehr zur Gesundheit des Geistes und Leibes bei, als man gewöhnlich denkt. Ich richte mich ziemlich danach ein, indem ich früh 6 anfange zu arbeiten und meist um $^1/_2$10 zu Bette gehe, also schlafe, esse und arbeite. Das Reflektiren muß ich mir abgewöhnen, wenn ich Courage behalten will zum Arbeiten, weil es hier in Rom anders ist als anderswo; man kommt mehr zur Erkenntnis, Gottlob oder leider. Es bleibt für denjenigen, der Empfindung hat für die letzten Dinge in der Kunst immer, besonders aber hier, eine schwierige Sache, das (salve venia) „ich" mit Dem, was künstlerisches Vermögen großer Zeiten und Menschen hervorgebracht hat, in irgend eine Beziehung zu bringen.

Donnerstag. Ich habe ziemlich viel in Arbeit, eine lebensgroße Statue eines nackten Jünglings, für Bronze gedacht, von dem ich Ihnen, wenn er weiter ist, ein Croquis schicken werde. Ich mache ihn zweimal, einmal hauptsächlich nach dem Modell, um den Charakter der Pose zu studiren, einen Meter hoch,

das andere Mal in Lebensgröße, wo ich das am Modell Beobachtete für die Idealfigur verwerthe. Um eine der vielen schwierigen Ecken bin ich schon herum, die Figur ist komponirt. Sobald ich Muße habe, komponire ich auch das Postament dazu, welches ich mir für Marmor zurecht mache. Die Arbeit stellt einen ruhig stehenden Jüngling vor mit etwas ausgebreiteten Händen in der griechischen Stellung eines Betenden. Am Postament werde ich reliefartige Verzierungen anbringen, die auf die Aktion Bezug haben. Gelingt mir die Sache, und es muß sich bald entscheiden, so hoffe ich, daß die Figur das ausdrücken soll, was ich meine. Daß ich mein erstes freies Werk in einer Kunst verfertigen will, worin ich bis dahin eigentlich nichts gearbeitet, darf Sie nicht stutzig machen. Es geschieht nichts aus Laune, sondern dem Drange folgend, das zu schaffen, was ich empfinde. Es fällt mir natürlich schwer, aber ich strenge mich auch danach an. Alle Morgen früh habe ich neue Courage; am Abend freilich, nach der Arbeit, steht es anders mit dem Humor, und um weiter nicht zu spintisiren, steige ich so früh wie möglich ins Bett und der Schlaf hier in Rom ist herrlich. Das wird so gehen, bis der Jüngling gegossen vor mir steht, und bis dahin muß es kommen, denn meine Idee von der Plastik ist klar und bestimmt.

Ich bin im Begriffe mich hier in Rom so sachte einzuleben und komme immer mehr zu mir selber. Mit dem Italienischen geht es zwar langsam vorwärts,

aber doch so, daß Aussicht vorhanden, es in etwa Jahresfrist zu lernen; das einzige Mittel dazu sind die Modelle, denn sonst komme ich mit Italienern nicht zusammen, mit Künstlern nicht, weil sie mich nicht interessiren, und mit andern Leuten nicht, weil ich keine kenne, und schließlich nicht Zeit noch Lust habe, Bekanntschaften zu machen. Herrlich blüht der Frühling ringsherum, und die Landschaft ist prächtig. Am Sonntag werden Klinger und ich nach Maccarese gehen, eine Station zwischen Palo und Rom, nicht weit vom Meer, und dort längs dem Strande nach Fiumicini wandern. Ich freue mich die ganze Woche auf den Sonntag und auf die Campagna. Wir sind jetzt schon an vielen Orten gewesen, in Albano, Frascati, Nemi, Genzano, Arricia, Maccarese, Porto d'Anzio, Nettuno und haben genossen. — Die Eindrücke sind so groß und neu, und es sind ihrer so viel, daß man erst zur Ruhe gekommen und den ersten Stoß ausgehalten haben muß, um so recht schwelgen zu können.

Ich war im Anfange in einer solchen Verfassung, daß ich von Allem, was ich sah, hörte, fühlte, fast erdrückt wurde. Jetzt wird es allmählich anders. Nachdem man eine Woche lang in seinem Studio herumlaborirt und gegrübelt, dann Sonntags hinaus in die Campagna, so geht es wieder für eine Woche. — Ach es ist unsäglich schön, und es dünkt mich als wäre ich schon lange von Berlin fort. Die Erinnerung an diese strebsame Stadt und was ich

darin erlebte, ist weder eine angenehme noch eine lebhafte. Ich fühle so recht, daß nichts mich dorthin brachte, als die Notwendigkeit zu existiren und bekannt zu werden. Ich habe nichts dort gelassen als mein Renaissance-Mobiliar. Die Erfahrungen und Kenntnisse, die ich dort gesammelt, habe ich als Mensch und Künstler nicht umsonst, sondern manchmal theuer genug erstanden, denn allein durch Schaden wird man klug. Das ganze unangenehme Gefühl des Tappens und Suchens nach dem rechten Wege, nach Selbständigkeit in Anschauung des Lebens und der Kunst, Menschenkenntnis u. s. w., alles in einem Topf = Berlin. Nach Rom komme ich unter ganz andern Umständen als nach Berlin seiner Zeit, gottlob, ich bin aber auch acht Jahre älter. Aus einem ähnlichen Grunde kann ich gegenwärtig nicht malen. Nehme ich Pinsel und Palette zur Hand, so denke ich unwillkürlich an die Zeit, wo ich mühsam von den lächerlichen Anfängen heraufgestolpert bin, nicht bis zu „meiner Höhe“, das wollte ich nicht sagen, aber doch bis dahin, wo ich endlich einen Ueberblick habe über das Gebiet der bildenden Kunst. Ich muß erst eine Weile warten, die Stimmung wird auch für die Malerei wiederkommen; die Begriffe Malerei und Porträtprofession fallen mir noch zu sehr zusammen. In der Plastik ist es anders, für diese Kunst habe ich mich erst interessirt, sie überhaupt erst gesehen, als ich schon ziemlich gereift war, keine Schultradition hindert mich; schlechte Plastik habe ich überhaupt

nie angesehen oder gar bewundert, wie schlechte oder seichte Malerei. Hier bin ich frei und frisch, und mache ich schlechtes Zeug, ist es eben, weil der Künstler zu nichts taugt und hat keine anderen Gründe.

Es ist wunderschön hier in Rom, wunderschön. Klinger arbeitet mit unmenschlichem Fleiß an seiner Kreuzigung resp. an den Studien dazu, sie ist prächtig komponirt, wenn er sie nur auch so malt.

Herr Minister Bavier, der mich ziemlich oft besucht, läßt Sie bestens grüßen. Er ist äußerst liebenswürdig und hat mich oft eingeladen.

Leben Sie wohl, verehrteste Frau, die herzlichsten Grüße an Sie und Emil von Ihrem ergebenen

Stauffer

Roma. Villa Strohl-Fern Studio 7
fuori porta del popolo
Dienstag, 5. Juni 1888

Verehrteste Frau und Freundin!

Jetzt wird die charakteristische Ruhe des Belvoir wieder hergestellt sein; ich wünsche Ihnen Glück, denn Lärm ist entsetzlich. Mein Recept für Ihre Gesundheit wird Emil Ihnen wohl vermittelt haben, es ist ein Universalmittel und hilft noch besser wie Johann Hoffs Malzextrakt. — Anbei erfolgt ein Monogramm (ich bitte um Entschuldigung daß es so lange gedauert, aber ich war Abends immer in einer schlechten Verfassung) für Ihre Vorhänge. Hat es

nicht Ihren Beifall, ist es zu groß oder zu klein oder zu häßlich, so bitte mich davon zu benachrichtigen. Ich habe verschiedenes versucht und schließlich dies Motiv genommen, es läßt sich im Empirestil nicht viel machen.

An meinem Adoranten arbeite ich was das Zeug hält und hoffe daß ich ihn (die kleine Figur) im Laufe der nächsten Woche endgültig festgestellt habe, so daß die Pose ausdrückt, was ich will. Ist das einmal der Fall, so ist Ursache zu glauben, daß wieder eine Schwierigkeit überwunden ist. Der Domenico, mein Modell, sagte heute, und er muß es wissen, denn er ist schon als Bambino beim Metier gewesen: quando una volta tutto al posto, sarà mezza festa. Ich plage mich nach Kräften und hoffe, nicht umsonst. Natürlich, alles was der zünftige Bildhauer in der Schule gelernt hat und was ihm als Handwerksbrauch in Fleisch und Blut übergegangen ist, so daß er es thut, ohne sich weiter anzustrengen, aus Gewohnheit, das muß ich alles vermittelst Reflexion zu Wege bringen und habe so doppelte Mühe; aber es handelt sich um eine geringe Zeit, so bin ich über diese Sachen hinweg. Ich weiß, wie es werden soll, das ist wichtiger als der andere Kram und genügt. Trotz all der „schweren Noth", in der ich stecke, habe ich das sichere Gefühl, nicht auf dem Holzwege zu sein, sondern im Gegentheil, und kriege immer wieder Courage.

Als Goethe sein Gedicht vom Land und den

Citronen gemacht hat, muß er an den italienischen Sommer gedacht haben. Es wird hier immer schöner: Geisblatt, Rosen, Lilien duften rings, der sanfte Wind, der hohe Lorbeer, die stille Myrthe, alles wie bei Goethen — hier muß einem der Knopf aufgehen, wenn er da ist, heißt das. Es ist zu schön, nicht zum sagen für einen bildenden Künstler, sondern zum malen oder modelliren. Ich möchte, daß in meine Figur etwas von der Stimmung und Empfindung hineinkäme. Das, was ich hier mache und wie ich jetzt arbeite, ist etwas ganz anderes als das bis dato Gethane; ich schaffe jetzt nicht nur wie bisher zu dem Zwecke, lediglich mein Können zu vermehren, sondern um etwas Schönes zu produziren, und es kommt mir vor, als hätte ich die Reife dazu; aber ich bin unabsichtlich dazu gekommen und glaube, so ist es am besten. Man weiß wohl, daß man bestimmt auf ein Ziel losmarschirt, wo aber der Weg überall durch und wohin er schließlich führt, weiß keiner, es ist auch gleichgültig, wichtig ist nur, zu marschiren so gut als möglich. Irgend wohin wird man schon kommen.

Es kommt mir so vor, als wäre ich hier schon mehr zu Hause als jemals in Berlin, in jeder Beziehung. Meine Nervosität ist völlig vorbei, ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser und freue mich jeden Tag mehr meines Lebens. Wenn ich Mittags aus meinem kühlen studio hinaus in den Garten komme, so weht mir der ganze Duft um mein Näschen, Rom

im Sonnenglanz, die Villa Borghese, der Abstieg von unserer Villa nach der Porta zwischen Cypressen und Lorbeer, die Vögel zwitschern, am Schatten im Gehege stehen Pferde, die wissen, daß sie Zucker bekommen, wenn ich vorbeigehe, kurz, es ist eine Pracht! — Letzten Sonntag war Girandola auf dem Pincio; wir gingen auf die Piazza del popolo, um sie zu sehen, so etwas glaube ich giebt es auch nur in Italien. Seit Pfingsten haben Klinger und ich keinen Giro mehr gemacht, aber nächsten Sonntag, denke ich, werden wir etwa wieder nach Frascati gehn und nach Tusculum. Die Hitze scheint mir hier leichter zu ertragen als in Berlin, übrigens kann ich darüber noch nicht so urtheilen, denn es sind erst 30 Grad Celsius im Schatten, also noch nichts Außerordentliches. Die Nächte sind immer frisch, die Temperatur geht Nachts immer um 10 oder 12 Grad herunter. — Ich parlire jetzt schon etwas Italienisch, nicht viel, aber der Anfang ist doch gemacht, und ich denke, nach noch einmal vier Monaten werde ich so ziemlich alles verstehen, was man redet. Ich esse Mittags immer mit einigen Spaniern und Italienern, so habe ich Gelegenheit, mich etwas zu üben. Auch mit Domenico kann ich mich schon etwas besser verstehen.

Sowie meine zwei Figuren fertig sind (aber wann wird das sein?), komme ich ein bischen ins Belvoir. Es giebt keinen Ort, außer bei meinem Mütterlein, wo ich so gerne bin. Apropos Mutter, es ist ihr nur halb recht, daß ich bildhauere, und sie hat mich

scharf getadelt, daß ich immer etwas Neues anfange und nie dazu komme, ein großes Bild zu malen. Wenn die Figur fertig ist, denke ich, daß sie zufrieden sein wird, denn was für den Maler ein großes Bild oder überhaupt ein „Bild“, ist für den Bildhauer eine ganze Figur resp. eine Idealfigur. — Heute nach Schluß dieses Briefes gehe ich zu Klinger, um seine Kreuzigung zu inspiziren. Er hat mir gestern geschrieben. Wir sind gegenseitig unsere Lehrer, geben aber höchstens alle drei Wochen eine Korrektur. Er will anfangen, am Bild zu malen, und ich soll vorher die Studien und Disposition noch einmal begutachten. Nächstens wird er mir denselben Dienst leisten. Ich bemerke eben, daß ich immer nur von mir und meinen Meinungen und Thaten rede in den Briefen, und man könnte glauben, als legte ich ihnen eine große Wichtigkeit bei. Es geschieht nicht aus dem Grund, sondern nur, weil ich nichts anderes schreiben kann als das, woran ich immer denke, und ich muß Sie schon bitten, damit vorlieb zu nehmen.

Mit den besten Wünschen für Ihr und Ihres Gatten Wohlergehn schließe ich und verbleibe

Ihr ergebener

Stauffer

An Max Mosse

Rom, 7. VI. 1888

Lieber Max.

. . . Ich sehe von Tag zu Tag mehr, daß ich Bildhauer nicht Maler bin. Daraus ist nicht etwa

zu schließen, daß ich so mir nichts dir nichts nach Rom komme, Metier wechsle und sofort Meisterwerke schaffe. Im Gegentheil, es geht mir unterm Luder. Aber du weißt von dem dunkeln Drange, vom guten Menschen und dem rechten Wegesbewußtsein — es ist dieses. Wenn man das rechte Ende gepackt hat, so merkt man es gleich und so laborire ich, modellire ich den größten Dreck mit der Ueberzeugung, daß eines Tages ein Kunstwerk daraus wird, wann dieser Tag kommt, ist mir Wurst, denn ich glaube an meine Mission in der Plastik. Verstehe mich recht, ich meine so, wenn je was wird aus mir, so ist es als Bildhauer nicht als Maler; weil ich da absolut klar sehe, was ich will, worauf es ankommt, so werde ich mich auch klar ausdrücken können, wenn ich das Nöthige dazu gelernt habe. Meine Figur macht Fortschritte, langsam, langsam, aber immerhin Fortschritte, und Courage habe ich für sieben.

Lieber Freund, hier ist es ganz, ganz anders als in Deutschland, viel, viel schöner, und so lang ich nicht Mammons halber etwa fort muß, bleibe ich in Rom. Letzthin waren wir (zu Pfingsten) in der Sabina, ich glaube, du hast einmal gesagt, die Horazischen Oden taugten nicht viel, ja für Berlin hat er sie nicht gemacht, sondern für Italien. Integer vitae scelerisque purus, non eget Mauris jaculis und so weiter, was das heißen will, versteht nur ein guter Künstler und dieser nur in Italien, resp. wenn er kein Geld zu verdienen braucht. So wünsche

ich Dir alles Gute, verbleibe Dein Freund und grüße Dich.

Stauffer

An Peter Halm

Rom, 22. Juni 1888

Heute ist ein verdammter Scirocco und ich benutze die heißen Mittagstunden, um Euch ein bischen zu berichten, bis mein Modell kommt. Ja was soll ich nun sagen. Es ist hier so ganz, ganz anders als in Deutschland, daß ich den Anknüpfungspunkt oder besser den Zusammenhang mit meiner Vergangenheit, der Zeit in Berlin zumal, für den Moment völlig verloren habe. Was in den bald fünf Monaten, seit ich mich in Italien befinde, mit mir vorgegangen in künstlerischer Beziehung, kannst Du Dir entschieden nicht vorstellen. Ich begreife es selber nicht. Ich kam hierher, weil ich fühlte, daß das, was ich suchte, in Berlin nicht ist und in München nicht und nirgend wo anders sein konnte als hier, was das wäre, wußte ich vorher selber nicht genau zu sagen. Es war mehr Empfindung als Bewußtsein und gab sich doch vor allem negativ kund, es war mir alles verleidet, die Stadt, die Menschen, die Kunst, die sie üben, die ich geübt hatte. Kurz, fort! war das einzige, was ich thun konnte und Gott sei Dank, daß ich weg bin und hier. Hier bin ich, hier bleib ich so lang als ich kann, hoffentlich immer. Es ist sonderbar, man denkt im Norden an Italien, an Renaissance, Antike,

Marmor, Tempel, Cypressen, Lorbeer und so weiter in seiner Weise, indem man sich auf Grund dessen, was man kennt und weiß und gelernt hat, ein Luftschlößlein zusammenzimmert oder leimt, das, wie man hierherkommt, so gründlich kracht, wie nur je etwas. Da steht man nun mit Gelbveigelein und möchte heulen, nicht vor Katzenjammer, der kommt erst später und ist zu kuriren durch Arbeit. Nein, es ist die reine Seekrankheit, der ich verfiel im ersten und zweiten Monat hier. Man kriegt die bekanntlich auch bei ruhiger See, es brauchen sich die gewohnten Linien nur ein bißchen zu verrücken, so wird einem schwindlich zum k . . . . . Es hat sich bei mir der Direktionspunkt auch nur ein bißchen verrückt, das genügte völlig, um mich förmlich direkt krank zu machen. Dazu kamen noch die ganz andere Lebensweise, Unkenntnis der Sprache, Gewohnheiten u. s. w. Alles in allem kann ich Dir sagen: für denjenigen, der die Absicht hat, hier was zu lernen, zu bleiben, sind die ersten zwei Monate alles andere als ein Vergnügen. Es wird je nach Temperament und Naturell anders sein, aber bei mir war es scheußlich. — Ueberstanden!

All das unstete Suchen nach dem, was eigentlich werden soll, jede Unschlüssigkeit hat endlich ein Ende. Ich sitze in meinem Studio und modellire, und das soll so bleiben bis an mein seliges Ende. Ich bin kein Maler, das schwante mir schon seit geraumer Zeit, weil mir trotz all meiner guten Absicht und der

nöthigen Schulung nie ein Vorwurf, ein malerischer, so lebendig sich aufdrängte, daß ich genöthigt gewesen wäre, ihn zu verarbeiten. Und die Kunst der Malerei fängt doch erst da an, wo die Studie aufhört. Wer zu einer Stimmung, die er ausdrücken will, Farben notwendig hat, ist Maler, wem die Form Ausdrucksmittel ist, der muß Bildhauer werden, es hilft nichts. Entweder oder. So habe ich, ohne mir dessen, was ich da auseinandersetzte, klar bewußt zu sein, angefangen, halb aus Neugierde, halb aus Nervosität zu modelliren, sozusagen um etwas zu thun und sitze fest für mein Lebtag. Alles was mir bei der Malerei trotz einigen technischen Geschickes unklar blieb, soll es auch ferner bleiben. Vor allem mußte ich mich immer zum Malen zwingen, gewiß ich würde wohl auch ein Bild gemalt haben, wie jeder andere, aber das, was mir bei der Skulptur von Herzen kommt, die Produktionslust, das vorher Klarempfundene dessen, was man darstellen will, wie es sein muß, was es ausdrücken soll, wäre mir als Maler nie gekommen. Und das ist nöthig, um etwas Ueberzeugendes zu schaffen. — Wenn Du meine Stümperei sähest, indem Du diese Phrasen liesest, so würdest Du nicht wenig erstaunt sein, wie wenig sich Leistung und Rede decken. In der That, es ist kläglich, was ich mache, aber in einem Jahr wird es weniger kläglich sein und in zweien werde ich schon Bescheid wissen. Die meisten werden denken, daß es doch eigentlich verrückt sei, in seinem dreißigsten Jahre so umzusatteln. Ich sage, es ist nicht verrückt,

denn das, was ich bis dahin gethan, ist auch für die Plastik nütze, und zwar ganz in dem Grade, wie für die Malerei. Form bleibt Form und ob man das Auge auf die eine oder andere Weise übt, sie zu erkennen, ist Wurst, was die zunftmäßigen Bildhauer in meinem Alter an Uebung voraus haben, ersetze ich durch den weiteren Blick, denn ich bin nicht Bildhauer geworden, um mit der Malerei zu kokettiren, wie die meisten Plastiker, sondern um Plastik zu machen. Werke, die plastische Wirkung haben. Die Form um ihrer Schönheit willen — nichts anderes.

23. Juni.

Ich fahre heute fort. Gestern blieb mein Modell aus und ich begab mich in die Villa Albani, ich beschreibe Dir das weiter nicht, man muß es eben selber sehen. Es sind viele sehr schöne griechische und römische Antiken dort und, na es ist eben sehr schön.

Nichts interessirt mich mehr, als die Antike, die Sachen sprechen zu mir, wie noch nie etwas, und wenn ich sage, daß ich förmlich schwelge, so ist es nicht übertrieben. Wundern thut es mich, daß so viele Leute von großem Talent wie Thorwaldsen und Konsorten in der Antike einfach den Kanon sahen und nachzuahmen suchten. Der Werth liegt nicht in der besondern Form, nicht in eigentümlichen Längen- und Breitenverhältnissen, Massen graden Nasen und was der Sachen mehr sind, die diese Leute glücklich

zur todten Formel herunterschraubten. Nein, sondern in dem famosen Erfassen der jeweiligen Figur als Organismus, als lebendiges abgerundetes Ganze. Ob der Mensch acht oder fünf Kopflängen hat, ist nach meiner Ansicht so Wurst als etwas, sobald der Künstler durch den Ernst und die Logik, mit der er seine Figur bildet, in mir eine Stimmung hervorbringen kann und mich überzeugt. Der Geist, aus dem die antiken Kunstwerke hervorgegangen, ist das Lebendige, die stimmungsvolle Beobachtung der Natur, die immer auf das Wesentliche ausgeht, nicht die Maaße und Proportionen. Und da muß die Sache angepackt werden. Nicht Imitation, sondern gemäß des verschiedenen Zeitalters verschiedene Arbeit, aber in gleich künstlerischem Sinn. Wie schade, daß Goethe in Italien nicht in bessere Hände geraten, der wäre wohl im Stande gewesen, die Sache ganz zu erschöpfen und endgültig festzustellen, auch für Plastik speziell. Beinahe hat er es gethan — wenigstens im Allgemeinen.

Ueber mich ist also nichts weiter zu berichten. Ich habe zwei Figuren in Arbeit, resp. dieselbe Figur zweimal; einmal 178 cm hoch und das andere Mal 98 cm, und gucke mir fast die Augen aus dem Leib und nichts will stimmen. Aber bei aller Misere, in der ich stecke, trage ich mit Geduld was ich nicht ändern kann, in dem Bewußtsein, endlich zu sehen, wo es hinaus will mit mir. Wie lange ich an den zwei Dingern zu arbeiten haben werde, ist mir gleich-

gültig (vor vierzehn bis fünfzehn Monaten komme ich sicher nicht davon), soviel ist sicher, daß sie gut werden müssen. Es wird mir verflucht schwer, ohne Erfahrung, ohne Uebung, nur im Vertrauen auf die gute Sache, meine erste freie Arbeit zu machen. Es wird ein Adorant, ruhig auf dem rechten Bein stehender Mann, der (mit ganz wenig bewegten Armen) sein Gebet verrichtet, ohne irgend eine Wendung des Körpers oder Kopfes, die zu merken wäre. Du wirst sehen, konzipirt ist er klar und einfach, aber machen! Die Plastik ist rund und das Modelliren hat ganz andere Haken, als das Zeichnen.

Von der antiken Malerei habe zwar nur wenig gesehen bis jetzt, da wäre aber auch ein Wörtlein zu sagen oder zwei, ich für meinen Theil glaube, daß die Leute uns auch da über waren, aber gehörig. Was Dekorationsmalerei heißen will, muß man auch bei der Antike suchen. Kurz alles, und damit Schluß.

An Lydia Escher

Rom. Villa Strohl-Fern fuori porta del popolo
12. Juli 1888

Verehrteste Frau und Freundin!

Wir haben den 12. Juli; die Temperatur und das lavoro machen beide warm; aber obschon es Tage giebt, wo ich beinahe nicht mehr weiß, wo wehren, weil wohl zuviel Schwierigkeiten aufs Mal zusammen-

kommen und zu überwinden sind, um zu reussiren, so knete ich doch meine Thonfigur weiter, mit Resignation zwar, aber stetig; denn trotz allen Mangels an Uebung und Technik sehe ich immer vor mir eine schön geformte, ruhig bewegte Figur, die ich darstellen will, und die entstehen muß — per forza. Also wohin ich will, weiß ich genau, aber wodurch ich muß bis zum Resultat, das dämmert mir erst. Zuweilen ist es eine desperate Sache. Zwar geht es vorwärts, es ist keine Frage; ich habe die Bewegung festgestellt und komme jetzt dazu, die einzelnen Theile nach und nach richtig zu modelliren. Klinger war letzten Sonntag bei mir und war durchaus einverstanden. Bis Ende August, Anfang September hoffe ich das Schwierigste überstanden zu haben. Ich werde dann genöthigt sein, ein anderes Studio zu nehmen, denn mein jetziges ist zu feucht, um es auf die Länge darin aushalten zu können; ganz abgesehen davon, daß der Padrone und sechs oder sieben kleine Hunde den ganzen Tag einen Skandal machen, der in der Nacht oft fortgesetzt wird in allen Tonarten, so daß es beim besten Willen manchmal nicht möglich ist einzuschlafen. — Erkenntniß ist eine gute Sache, besonders Erkenntniß seiner selbst, aber vergnüglich ist sie nicht. Das, was ich hier gesehen und erkannt, drückt mich einstweilen mehr, als es mich freut, und das einzige, was ich mir darauf sagen kann: Nur keine Selbsttäuschung; es ist Zeit, daß man was lernt.

Ich schließe diese Epistel und wünsche Ihnen und

Ihrem Gatten das beste Wohlergehn. Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr ergebenster

Stauffer

Rom. Villa Strohl-Fern fuori porta del popolo
Sonntag, 5. August 1888

Verehrteste Frau und Freundin!

Eben ist großes cambiamento bei mir mit dem dazu gehörigen Aerger, denn was man unter Reinlichkeit versteht, darüber gehen die Ansichten zwischen mir und der Angela, meiner Aufwärterin, ziemlich weit auseinander. Ich will in der nächsten Zeit in ein anderes, helleres und angenehmeres Studio im selben Palazzo, wo ich mich befinde, umziehen. Der Inhaber ist vor einem Monat gestorben, und so benutze ich die Gelegenheit, meiner Grabkammer zu entrinnen, in der ich die sechs ersten Monate meines Aufenthaltes hier gelebt, gestrebt und — gelitten habe. Da hier auf der Villa der Padrone einem die Wohnung, resp. Studio so überläßt, wie der Vorgänger sie verlassen, so muß ich selbst das Nothwendige besorgen, Tüncher und Schlosser zusammentreiben und so weiter, was nicht gerade angenehm ist, weil man für jeden einzelnen Schlüssel akkordiren muß, um nicht das Dreifache eines normalen Preises zu bezahlen. Während nun das Volk tüncht und schlossert und putzt, benutze ich die Gelegenheit zum Schreiben. Hoffentlich ist es der letzte Brief, den Sie aus dieser

finsteren Höhle von mir erhalten, in der ich mit der Zeit melancholisch geworden wäre. Ich lasse darin ein halbes Jahr meines Lebens, wie mir inhaltreicher an Belehrung und Erkenntnis, zugleich aber auch drückender und niederschlagender keines vorgekommen ist. Eine schmerzhafte Operation, das erste halbe Jahr in Rom!

Ihr liebenswürdiger Brief kam vorgestern an und hat sich jedenfalls mit einem Billet von mir an Emil gekreuzt. Mit jedem Ihrer Briefe zieht in mein Studio ein bischen „Belvoirstimmung" ein, das heißt: Ruhe und Friede eines lieben Orts und die beglückende Gewißheit: jemand dort zu besitzen, der wahrhaft freundschaftlich für mich empfindet, und fühlt, daß ich redlich die wahre Kunst suche nach dem Maß meiner Erkenntnis und Begabung; und ich freue mich auf die Zeit, wo ich endlich zeigen kann wie ich es meine.

Sonntag, 13. August

Acht Tage sind vergangen, bis ich den angefangenen Brief wieder aufnehmen konnte. In der Woche Abends ist es mir unmöglich, denn ich bin fast regelmäßig nach der Arbeit so aufgeregt und nervös, daß, endlich eingeschlafen, die Figur mir sogar im Schlafe keine Ruhe läßt. Zu allem andern kommt noch, daß Domenico, im Grunde ein Vagabond wie alle Ciociaren, sich immer die Nächte herumtreibt und dann am Tage auf dem Podium stehend einschläft,

so daß ich mich manchmal schrecklich ärgere. Jetzt habe ich ein Mittel dagegen erfunden vermittelst der Thonspritze, die immer neben mir liegt, gefüllt mit aqua marcia freschissima; schläft nun der junge Mann sanft ein, so applicire ich ihm eine wohlgezielte Ladung, die dem wasserscheuen Italiener jedesmal höchst unangenehm ist. Modelle sind wahrhaftig nur ein nothwendiges Uebel, denn fast durchgängig ist es Pack. Ich glaube, daß ich endlich in vierzehn Tagen (wenn ich mich nicht wieder täusche) die Anlage der Figur beendet habe und an die Ausführung der einzelnen Teile schreiten kann. Einmal so weit, athme ich leichter, und wenn am 17. September mein Modell eingezogen wird als Soldat für sechs Wochen, so gehe ich eine Woche oder vierzehn Tage ans Meer, um mich wieder etwas zu beruhigen. Was mich so angreift, ist hauptsächlich, daß ich alles zum erstenmale erlebe, ohne jede Erfahrung, und ganz ungewohnt bin, die Form auf ihre wirkliche Ausdehnung hin anzusehen, ungerechnet die spezielle Behandlung des Materials. Habe ich einmal die „Gewohnheit“ zu modellieren, und sie kommt! so werden sich die Schwierigkeiten auf das normale Maß reduciren, das schon an und für sich reichlich gemessen scheint. Denke ich, was es für eine Anstrengung war, nur die Radirkunst und die Stecherei zu lernen, die doch schließlich nur technisch verschieden sind von der Zeichnung mit dem Stift, und daß drei Jahre vergehen mußten, um das Material einigermaßen zu überwinden, so sehe

ich mit einiger Furcht in die nächste Zukunft, auf die ich, vertrauend der gerechten Sache, in Gottes Namen losmarschire. — Ich spreche immer von mir und wiederhole mich wahrscheinlich sehr oft in verschiedenen Briefen, bitte dafür um Entschuldigung, es geschieht unwillkürlich.

Ueber Rom, St. Peter, Pantheon, Kolosseum und alle die herrlichen Dinge habe ich Ihnen noch nicht berichtet, weil ich mit dem Zurechtsetzen meiner selbst noch zu sehr beschäftigt war. Im allgemeinen sage ich jetzt nur, daß nach Griechen und Römern wohl die Italiener des 15. Jahrhunderts, d. h. von Giotto bis etwa zum Tode Michel Angelos die Kunst in der edelsten Weise ausgeübt und zur höchsten Blüthe gebracht; was in Italien nachher kommt, ist mir mit wenig Ausnahmen direkt ein Greuel. (Im Vergleich mit dem Vorhergehenden.) In meiner allernächsten Nähe in S. Maria del Popolo sind einige der schönsten Werke, die ich bis jetzt kenne, von Pinturicchio und Sansovino. Ich gehe selten vorbei, ohne mir einen guten Eindruck mitzunehmen. Ueber alle diese Kunstwerke Ihnen nach und nach zu berichten und Ihnen meine Eindrücke mitzutheilen, wird eine der angenehmsten Beschäftigungen meiner Muße bilden, und ich hoffe, Ihnen dabei Verschiedenes sagen zu können, was nicht viele Leute, nicht einmal viele vom Handwerk empfinden und beobachten. Wenn Klinger und ich manchmal Sonntags, wie wir es öfters thun, unsere Entdeckungsreisen in Rom machen, fällt uns immer

wieder Neues und Interessantes auf, und es werden Jahre vergehen, bis man Rom „kennt". Die ersten Eindrücke des forestiere sind nicht zu vergleichen mit dem, was man später sieht, nachdem man schon ein wenig bekannt ist mit den Werken; denn das wahrhaft Große und Schöne ist selten zugleich ein „Blender", sondern wie es nicht in einem Moment entstanden oder geschaffen ist, so läßt es sich auch nur nach und nach seinem vollen Werth gemäß würdigen. Je länger man in Rom weilt, desto mehr merkt man, daß hier einmal das Herz der Welt geschlagen und für die Kunst noch schlägt, denn die Werke stehen noch da — Bewunderung und Eindrücke werden immer größer in dem Maße, als man sich bildet und vervollkommnet.

Mit Herrn Bundesrath hier ein wenig zu bummeln, darauf freue ich mich sehr. Ich werde alles so einzurichten suchen, daß er wirklich von seinem Aufenthalt in Rom den größten Nutzen ziehen kann. Er soll mich nur vorher genau informiren über Ankunft, Zeit des Aufenthalts u. s. w., damit ich einen Feldzugsplan entwerfen kann, denn das ist hier entschieden nothwendig.

Mit den besten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn verbleibe ich Ihr treuergebener

Stauffer,

der jetzt aufs Kapitol geht.

Rom. Mittwoch, den 5. September 1888
Villa Strohl-Fern, fuori porta del popolo

Verehrteste Frau und Freundin!

Eben habe ich zwei Kreuzbändchen zurecht gemacht, welche als stampe raccomandate ins Belvoir abgehen sollen und einige Photographien enthalten, welche am vorigen Sonntag, 2. September, meinem Geburtstage, Rafaello Senet, ein spanischer Maler, von mir und meinem Werke angefertigt hat. Sie werden im Stande sein, vermittelst dieser allerdings kleinen und theilweise recht mangelhaften (die kleinen Vorderansichten z. B.) Bilder sich einen Begriff von Wesen, Art, Auffassung und Stand des erwähnten Oranten zu machen. Sobald ich Duplikate von den Cliches erhalten, schicke desgleichen eine Sendung an Keller mit der Bitte, mir sein und Böcklins Urtheil über die Arbeit mittheilen zu wollen. Böcklins Meinung ist mir vor allem wichtig, denn ich glaube, er hat wie kein anderer Künstler in unseren Tagen das Wesen der Kunst erfaßt. Wenn Sie die Photographie sehen, werden sie kaum ein Lächeln unterdrücken über den Kontrast der beiden Figuren, Künstler und Werk. In Gottes Namen! Aber bis der Adorant lebensgroß in Bronze dasteht, kann ich mich um meine Wohlgestalt nicht kümmern und mit Fastenkuren und Bergbesteigungen an mir herumexperimentiren. Dies nur in Parenthese. — Sie erblicken also hier mein erstes „Werk“. Die fehlende Detailausführung ab-

gerechnet steht die Figur so da, wie ich sie empfunden und wie sie mir vorgeschwebt. Und es ist etwa das Lied, wie ich es pfeifen werde. Könnten Sie hören, was der Jüngling, der an den heiligen Ort hingetreten, spricht, so würden sie etwa den 104. Psalm vernehmen, den ich bei diesem Anlaß, falls sich eine Bibel resp. Altes Testament findet, nachzulesen bitte[1]), oder auch nicht, ganz wie Sie wollen, denn schließlich ist die Figur ein Werk für sich, und ein Kommentar ist unnöthig; entweder er spricht, oder er spricht nicht. Aber es dünkt mich (verzeihen Sie), daß, wenn der Orant einmal lebensgroß in Bronze, wohlgeordnet und weihevoll auf seinem Postament steht, so müßte er im Stande sein, den Beschauer in die Stimmung zu versetzen, der er seine Entstehung verdankt. — Das Marmorblöcklein, an dem Sie mich hauen sehen, wird ein Kopf, oder besser gesagt, soll einmal einer werden für eine Herme. Der Hund, der sich herumtreibt im Studio, ist Eigentum von Senet.

Seit dem letzten Sonntag hat die Figur wieder sehr gewonnen. Heute nun habe ich für den Nachmittag den Ciocciaren spazieren geschickt, um ein bischen Muße zu haben zum Schreiben. Klinger und die andern, deren Urteil ich schätze, sind mit meiner Arbeit absolut einverstanden, und einige Herren, die erst ob meiner „Vermessenheit“, so gleichsam ins

[1]) „Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid.“

Blaue hinein eine ruhige, nackte Figur zu modelliren, die Köpfe geschüttelt hatten, haben es schon seit einiger Zeit unterlassen. Ich endlich habe das Gefühl, sechs Monate lang aus allen Kräften nach einem klaren, künstlerischen Ausdruck für meine Empfindung gesucht zu haben und, „wenn ich den Weisen frage, der im Herzen spricht, er kennt die Wahrheit und ist unbestechlich (wie es in der Sacontala heißt, die ich Ihnen übrigens als etwas ganz Herrliches zur Lektüre empfehle, falls Sie sie noch nicht kennen, Uebersetzung von Lobedanz), so sagt er ja." — Ich bitte nun Sie und Emil, mir ganz ungenirt und schonungslos den Eindruck, Meinung u. s. w., den Ihnen die Arbeit macht, mittheilen zu wollen, wohlverstanden ohne jede Rücksicht auf zu kränkende Eitelkeit, Künstlerstolz und dergleichen schöne Dinge. In der zweiten Hälfte dieses Monats ziehe ich um und werde mich dann wohl als definitiv stabilisirt betrachten können. Habe ich den Umzug hinter mir, dann muß ich ein bischen ans Meer, um Ruhe und Kraft zu finden zum zweiten Feldzug, denn das Mannli hat mich, bis ich es so weit hatte, über das Gewohnte hinaus angegriffen (ist wohl nicht das rechte Wort, sagen wir lieber zugesetzt).

Mit den besten Wünschen für Ihr und Emils ferneres Wohlergehen verbleibe ich wie immer Ihr ergebener

Stauffer

Rom. Via Margutta 54. 20. Oktober 1888

Verehrteste Frau und Freundin!

Vor einigen Tagen schrieb ich, nach vielen vergeblichen Versuchen eine serieuse Epistel abzufassen, woraus Sie ersehen könnten, was wir[1]) hier thun und treiben, in Eile ein paar Worte an Emil. Heute sind wir Morgens in die palla von St. Peter hinaufgestiegen, und diesen Nachmittag steht nichts auf dem Programm, so daß ich ein wenig plaudern kann. Seit zwei Wochen sind wir so zu sagen immer auf der Fahrt, denn wir benutzen unsere Zeit weise. Mit den Kunstreisen habe ich es gnädig gemacht, ein bischen Kapitol, ein bischen Vatikan, gerade so viel, daß sich die Eindrücke nicht verwischen im Gedächtniß. Die meiste Zeit haben wir verwendet, um einen Generaleindruck von Rom und Umgebung überhaupt zu bekommen, und sind sozusagen fast überall herumgekrochen. Eine famose Fahrt ging nach Frascati, Tusculum, Grotta ferrata, Marino Castel Gandolfo, Albano, Arriccia, Nemisee, Genzano, Porto d'Anzio Nettuno. Gestern besuchten wir mit Herrn Bavier die Via Appia antica, morgen geht's nach Tivoli, Villa Adriana und so weiter. Ich komme mir in dieser „Vita d'Inglese" ganz kurios vor, habe aber die Zeit auch benützt, um meiner Wenigkeit ein etwas poetischeres Aussehen zu geben, und es wenigstens so weit gebracht, daß man wieder mit mir spazieren

[1]) Stauffer machte damals den Cicerone von Frau Lydias Schwiegervater.

kann, ohne sich zu geniren; mehr verlange ich von der Natur nicht. Die Zeit über war der benedetto Kaisertrubel, wo ganz Rom verrückt geworden und einem manchmal Hören und Sehen verging. Es war toll. — Daß ich Rom noch lange nicht kenne, habe ich wieder gemerkt auf diesen Streifzügen, es ist, wie wenn es kein Ende nehmen wollte; überall, wo man hinkommt, immer wieder andere Reste antiker Kunst und Kultur, ich muß gestehen, der Kopf brummt mir wieder wie anfangs, als ich her kam. Gethan habe ich natürlich während dieser ganzen Zeit nichts. Die Arbeit eine Weile einstellen schadet nichts, im Gegentheil man tritt ihr nachher um so objektiver gegenüber.

Freitag, 26. Oktober

Soweit kam ich und fahre heute fort. Heute Mittag reiste Herr Bundesrath nach Orvieto und Livorno ab. Herr Bavier, Herr Rochette und ich begleiteten ihn auf die Bahn. Ich war ihm ein getreuer Führer und Begleiter und bin überzeugt, daß diese drei Wochen nicht besser angewendet werden konnten, als wie wir es gethan. Gestern besuchten wir zum Abschied die Villa Mathei bei S. Stefano rotondo und tranken noch ein Fläschlein Orvieto miteinander. Ich habe die Zeit über fast immer bei Herrn Bavier gegessen und war sozusagen nie, außer Nachts, zu Hause. Unsere Fahrten waren auch vom Wetter außerordentlich begünstigt, eine Klarheit der Luft, Sonnenuntergänge von den schönsten, genau

wie man es sich wünscht. Betreff des Schmuckes, den ich die Ehre habe für Sie zu kaufen, wollen Sie doch so gütig sein, mir ungefähr anzuzeigen, wie weit ich mich versteigen darf. Wenn ich Ihnen etwas kaufe, so soll es das Geschmackvollste sein, was hier in Rom überhaupt aufzutreiben ist und keinen Franken zu theuer. Herr Bundesrath hat sich von einer Komtesse ein Armband für Fräulein Mathilde kaufen lassen, welches sehr hübsch gearbeitet ist, etwas reich für ein Mädchen, aber ich glaube das wird in der Schweiz nicht so genau genommen.

Ich lasse mich jetzt in den italienischen Alpenklub aufnehmen, ein sehr nützliches Institut; die Leute machen alle Sonnabend Abend bis Sonntag Abend Ausflüge in die Berge. Auf diese Weise komme ich endlich dazu, erstens mit Italienern zu verkehren und für billigstes Geld eine Menge von Italien zu sehen, denn die Leutchen haben überall Ribasso und kommen überall hin. Italiener, die Bergtouren machen, sind jedenfalls nette Menschen, denn sie gehören zu den Ausnahmen. Für heute geht mir der Faden aus; mein Köpfchen ist so voll von all den Sachen, die ich in den drei Wochen gesehn, daß ich zu keiner rechten Ordnung drin komme.

Ich nehme wieder die Gelegenheit, Ihnen mein Rezept gegen die Nervosität in Erinnerung zu bringen, und verbleibe mit den besten Wünschen für Ihr und Ihres Gatten Wohlergehn, wie immer Ihr ergebenster

Stauffer

Roma Via Margutta 54. 2. November 1888,
Allerseelen

Verehrteste Frau und Freundin!

Heute sitze ich zum ersten Male gemüthlich in meinem neuen Studio; das Feuer knistert im schönen großen Ofen, der in den letzten Tagen gesetzt wurde, der Fußboden, eigenhändig während zwei Tagen gereinigt von dem unendlichen Schmutz, den die Tüncher und Tischler, die vorher drin hausten, zurückgelassen hatten, ist mit Cocos und Teppichen reinlich belegt, Fenster und Thürspalten mit Wollenden sorgfältig ausgenagelt und verstopft, der Geist auf die Arbeit gerichtet, und der Winter kann beginnen. In der Mitte meines Studios erhebt sich das Gerüst für eine neue Figur; am Montag kommt das Modell, und wenn der Herr seinen Segen giebt, so kann es eine brave Arbeit werden. Ein Jüngling, der auf seinen Speer gestützt die Würfe der anderen beobachtet, bis die Reihe im Wettkampf an ihn kommt. Ein altes Motiv, doch das Motiv in der Plastik ist ja nur der menschliche Körper, und der ist in jeder Stellung oder Attitüde so alt wie die Menschheit. Er wird lebensgroß für Bronze. Der Adorant wird unterdessen ruhen, weil ich die letzte Hand erst anlegen will, wenn ich die Erfahrungen, die ich bei dieser ersten lebensgroßen Figur mache, verwerthen kann dabei, damit das Werk möglichste Geschlossenheit erreiche.

Beim Reinigen meines Atelier-Fußbodens fiel mir ein, daß sich jede Schuld auf Erden rächt; als ich früher in München mein Talent noch an Zimmerdecken und Wänden übte (es ist schon lange her), so machten wir uns ein Vergnügen draus, die Farben recht am Boden herumzuspritzen, und je ärger die Köchin schimpfte, desto größer der Spaß. Mit dieser zweitägigen Reinigung im Schweiße meines Angesichts habe ich für diese Jugendsünden reichlich abgebüßt.

Der Portier, signor portiere, behauptete, es wäre überhaupt nicht möglich, diesen Augiasstall rein zu kriegen. Er hat aber gesehen, daß es doch geht, und wird nun hoffentlich merken, wie ich es meine mit dem Aufräumen. (Er macht die polizia in dem Studio.) Es klingt etwas philisterhaft, aber für mich hängt ein gedeihliches Schaffen nicht zum kleinsten Teil von einer angenehmen, reinlichen Umgebung ab. Das Einzige, was ich fürchte, ist die Feuchtigkeit, die in Bildhauer-Ateliers beinahe Regel zu sein scheint. In meinem Studio auf der Villa wäre mir, hätte ich nicht die Sachen sofort weggeräumt, alles zu Grunde gegangen. Hoffentlich geht es hier besser.

Gestern bin ich Mitglied geworden vom Club alpino sezione di Roma und bin sehr froh darüber. Wir machten einen Ausflug auf den Monte Soracte; es wehte zwar wie heute ein böser Scirocco, so daß man nicht die ganze Aussicht hatte, trotzdem habe ich ein solches grandioses Panorama noch nicht gesehen. Man sieht vom Monte Circeo bis weit hinten in

den toscanischen Appenin. Oben auf dem Berg liegt ein Paesetto, St. Oreste, und ganz zu oberst auf der Spitze steht ein Klösterlein, wo der Pater Vincenzio mit den Seinen dem Herrn auf seine Art dient, ein prächtiger Herr, Sechziger, fidel und schneidig, mit einem Umfang wie ein braves waadtländer Weinfaß. Zu dem Kloster auf dieser unvergleichlichen Höhe steigt man durch einen stillen Wald von Steineichen, aus dessen dunklem Laub die herbstlichen Blätter des Bergahorn goldig herausleuchten. In den Kronen rauscht der Wind ein bischen, und aus den tiefgefärbten Baumgewölben taucht der Blick in die duftige, unermeßliche Ferne.

Oben lag mit einemmal das ganze mittelländische Meer vor uns und eine Rundsicht ungehindert über nah und fern. Der Berg steht ganz isolirt und dürfte in seiner Art wohl einzig sein. Horaz hat ihn meines Wissens auch schon besungen. Die Patres kamen uns entgegen und freuten sich wie die Kinder über den Besuch; die meisten von den Herren waren schon bekannt, und so gingen wir ins Refektorium, wo das mitgebrachte Frühstück verzehrt wurde und die Patres überdies mit Oliven, Brot und Kastanien nachhalfen, wozu man den etwas sauern Klosterbergwein trank. Für diesen Tag war's vorbei mit der strengen Ordensregel. Pater Vincenzio rieth mir, wenn ich's in Rom einmal recht satt hätte, so sollte ich hinaufkommen zu ihnen und mich erfrischen, wozu der Pater Cölestin bemerkte, ich könnte ja, wenn es mir gefiele, oben

es ein bischen mit der Kutte versuchen, man befände sich dabei viel besser, als die Leute dächten. — Es muß ihm wohl einmal auf seiner Lebensfahrt ein Rad zerbrochen sein am Wagen, welches er da oben zu flicken sucht; ein ruhiger, feingebildeter Herr in Mitte der Dreißig. Die Mönche da oben besorgen auch ein meteorologisches Observatorium, welches der Klub im Kloster eingerichtet, und sind wie es mir scheint nichts weniger als Müßiggänger. Gegen Abend zogen wir wieder ab, begleitet von den Mönchen, die eine kleine Strecke mit uns kamen. Der Abend mit dem bewegten Himmel war prachtvoll. Die Cena hatten wir in Stiniegli bestellt, nahe der Eisenbahn in einer kleinen Osteria, und um zehn waren wir etwas müde wieder in der città eterna.

Die Art der Herren vom Klub hat mir sehr gefallen, einfach natürlich strebsames junges Volk, welches die freie Zeit benutzt, um sich im eigenen Land etwas umzusehen, ohne jeden Anflug von elegantem Sportsthum. Es sind meist Beamte, Ingenieure und ein paar Maler. Auf diese Weise werde ich das schöne Land wohl bald einmal recht kennen lernen, Land und Leute.

3. November. Ich kann übrigens schon ordentlich parliren, während Klinger, obschon er besser lesen kann, fast gar nicht im Stande ist zu reden, und wenn er es thut, so versteht ihn kein Mensch mit seinem Sächsisch-Italienisch, während ich sofort begriffen werde. In einem weiteren halben Jahr habe ich

hoffentlich das Italienische, die Umgangssprache heißt das, ziemlich los. — In München haben sie uns, Klinger und mich, ohne Medaillen abfahren lassen, was uns, seit wir die Preisrichter kennen, selbstverständlich vorkommt. Es waren drei Kupferstecher. Ich denke die Bildhauer werden es wohl später auch so halten, denn der Zünftige sieht nicht gern, daß ein anderer ihm ins Handwerk pfuscht. Glücklicherweise aber ist das Nebensache. Als ich noch befangen war und nicht recht wußte, was mit meiner Begabung anfangen, waren mir äußere Zeichen, Medaillen, Kritiken, gleichsam Bestätigung, daß ich nicht falsch fahre; heute bin ich entschieden, und weiß den Weg, den ich endlich aus dem Wirrwarr von Kunstmoden, Arten, Manieren herausgefunden habe, ich meine das Studium der menschlichen Form.

Ihr Herr Schwiegervater gab mir zum Andenken die drei Bände Cicerone von Jakob Burkhardt aus Basel, eine feine Arbeit, basirt auf kolossales Studium, manchmal etwas gelehrtenhaft und schnell fertig mit dem Urtheil über viele schöne Sachen, aber jedenfalls eine der besten Leistungen auf dem Gebiete der Kunstlitteratur und zur Information vorzüglich. Ich bin recht froh, daß ich ihn habe, denn ich kannte ihn bis dato nicht.

Ich gehe jetzt auf die Jagd nach meinem schönen schottischen Shawl, welcher mir, wie ich gestern bemerkte, gestohlen wurde, ziemlich sicher von meinem Modell, dem Domenico, der ihn wahrscheinlich seiner

Geliebten, einer Blumenverkäuferin in der Via Nazionale, zum Präsent gemacht hat. Ertappe ich den Kerl, so soll er ohne Gnade ins Loch wandern. Es ist ein gottverlassenes Pack, diese Ciocciaren; der Bursche hat gestohlen wie ein Rabe, ich habe es, vertrauensselig wie ich bin, erst in den letzten Tagen bemerkt.

Emil schrieb mir, daß Sie diesen Winter in den Süden gehn. Wie freue ich mich Sie bei dieser Gelegenheit ein wenig zu besuchen an der Riviera!

Für heute schließe ich die Epistel und verbleibe mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn

Ihr treu ergebener

Stauffer

An Max Mosse

Roma Via Margutta 54. 11. November 1888

Ich hatte mich Mitte September völlig auf den Hund gearbeitet, so zwar, daß ich fühlte an der Grenze dessen angelangt zu sein, was ich meinen Nerven zumuthen darf. Weiß Gott ich habe gerungen wie Dein Ahnherr Jakob mit dem Engel des Herrn und nicht nachgegeben bis ich das, was ich wollte erreicht hatte. Du wirst lachen, wenn Du zu diesem imposanten Vergleich das Figürchen von einem Meter siehst, und an die montes und ridiculus mus denken, hast aber

Unrecht, denn das Gelingen dieser Arbeit sichert mir das Bewußtsein, daß ich im Stande bin plastisch zu arbeiten, und wenn sie groß fertig in Bronze dasteht, so wirst Du und andere sehen, wie ich das mit der Kunst meine, der kleine Adorant war also die Probe auf meine Rechnung die ich gemacht hatte, und von der ich vorher nicht wußte ob sie klappt.

Es fehlen noch Details dran, Hände und Füße sind nicht vollendet, auch die Geste werde ich bei der großen Figur etwas modifiziren, so daß die rechte Hand mehr spricht, und der rechte Unterarm eine mehr horizontale Lage bekommt. Aber es ging nicht mehr und an dem Tage wo der Former die Figur einformte reiste ich am Abend nach Velletri und von da nach Terracina und kurirte meinen kläglichen Zustand mit Meerbädern, Bergtouren und Muskattrauben, brachte bei dieser Gelegenheit mein Körpergewicht um 23 Pfund herunter und rührte 7 Wochen kein Modellirholz an. Als ich wiederkam, war ganz Rom verrückt geworden, neu aufgefrischt und ich glaube sogar man ist mit dem Gedanken umgegangen zur Ankunft des deutschen Kaisers die Albanerberge neu anzustreichen, was aber der liebe Gott glücklich selber gemacht hat, indem er einige Tage brav regnen ließ. Wie sie Rom verhunzt haben zu diesem Zweck (der Ankunft des Kaisers), ist nicht zu sagen, alle Ruinen wurden gejätet, das Colosseum völlig rasirt, kurz es war zum Davonlaufen, was ich auch gethan habe.

Denke ich an diese sieben ersten Monate in Rom, so ist es mir völlig wie ein Traum und hätte ich die Figur nicht vor mir und fühlte ich nicht bei der zweiten Arbeit, die ich unter den Händen habe, daß ich überwunden und wirklich modelliren kann, ich würde kaum recht dran glauben. Es war ein verzweifelter Anlauf. Aber wenn sich der Mensch mit der ganzen Kraft eines vernünftigen Willens auf etwas schmeißt und es die nötige Zeit ohne Erschlaffung aushalten kann, so ist gewonnen und über kurz oder lang wird meine Plastik eine Nase für sich kriegen.

Ich lasse den Adoranten jetzt ruhen und mache eine andere lebensgroße Figur, einen nackten, an den Speer gelehnten Knaben für Bronze. Bin ich mit dem zu Rande, so kommt der Adorant wieder an die Reihe, er kommt ins Belvoir vorn an die schöne Aussicht auf See und Alpen mit dem Gesicht nach den Bergen und dem Rücken gegen das Haus.

Heut machte ich bei dem prächtigen Herbstwetter einen Ausflug nach ponte molle. Ich bin völliger Einsiedler, verkehre mit niemand als mit Klinger, welchen ich etwa alle 8 oder 14 Tage einmal sehe, denn es muß sich jetzt endlich entscheiden und die Werke auf die ich mich 15 Jahre vorbereitet müssen gemacht werden. Ti saluto cordialmente

Stauffer scultore

An Lydia Escher

Sonntag, den 17. November 1888
Roma Via Margutta 54

Verehrteste Frau und Freundin!

Hier sitze ich am Abhange des Pincio im Garten des circolo internazionale beim schönsten Herbstwetter, Aster, Stiefmütterchen, Georginen, der ganze buntfarbige Herbstflor blüht in dem stillen Winkel um mich herum, und geschützt vor der etwas scharfen Tramontana, die den Scirocco seit gestern Abend verjagt und den römischen Himmel wieder schön tiefblau gefärbt, sonne ich behaglich meine Person. Vom Corso her gedämpftes Equipagengerassel, in der ganzen Stadt das obligate sonntägliche Gebimmel, und ich weiß nichts besseres als diese schönen Nachmittagsstunden mit Ihnen zu verplaudern und Ihnen die Zeit im Grand Hotel ein bischen vertreiben zu helfen, denn ich kann mir allerdings vorstellen, daß Baden in dieser Spätherbstsaison kein posto troppo divertevole ist. Vor allem sende ich Ihnen die herzlichsten Wünsche zur völligen Genesung, kann aber nicht umhin, in dieser Epistel darauf aufmerksam zu machen, daß Sie, verleitet durch allzu ausgebildetes Pflichtgefühl, sich entschieden überarbeiten. Die Hauptsache ist immer die Gesundheit; weil doch alles davon abhängt, so wäre es doch räthlich, nach dieser Hinsicht das mögliche zu thun. Drei Wochen in Baden genügen

gewiß nicht, um Ihre angegriffene Gesundheit wieder ganz herzustellen — notabene wenn, wie Sie schreiben, die Gesellschaft ennuyeuse ist. Ein stiller glücklicher Aufenthalt an einem schönen Orte im Süden, wo das Meer an die Gärten spült, mit täglich zwei Spaziergängen verbummelt am lieblichen Ufer, das wäre wohl das Richtige, und Sie sollten dies doch in Erwägung ziehn. Ich natürlich wäre glücklich, Sie dort besuchen zu können.

Die neue Arbeit geht vorwärts, und nachgerade merke ich die Früchte meiner sommerlichen Anstrengung. Gott sei Dank, denn bald wird es ein Jahr, daß ich mich mit Plastik beschäftige. Ich hoffe daß in nicht allzulanger Zeit mir dieses Metier so familiär sein wird wie die Malerei und graphische Kunst. Katzenjammer wird es natürtlich noch einige gründliche absetzen bis dahin, aber ich habe dann mein Programm, das mir schon mit sechzehn Jahren klar war, eingehalten: mich aller technischen Mittel zur Darstellung zu bemächtigen, um später möglichst frei arbeiten zu können. Daß die Plastik und graphische Kunst auch auf meinem Programm standen, wußte ich freilich damals noch nicht, aber die Erkenntnis kam wohl zur rechten Zeit. Könnte der Junge nur zum nächsten Sommer fertig werden, ich möchte nicht gern ohne ein fertiges lavoro heim kommen. Es läßt sich vielleicht machen. Fünf Monate zum Modell in Thon, 1½ für das Modell in Wachs, zwei Monate Guß, 1½ Ciselirung, die ich übrigens ebenso gut in

Zürich machen könnte (vielleicht, denn ich weiß es noch nicht). Das ist ein approximativer Kalkul, der Rabe Klinger sieht eine viel längere Zeit vor. Vederemo. Ich fühle das Bedürfnis, ein paar Monate auf einem Präparirsaal in der Anatomie zu arbeiten, sobald ich fertig bin mit dem Jungen, und mir durch eigene Handarbeit klar zu werden über das Geringste, das auf die Körperoberfläche wirken könnte.

Dienstag, 27. November 1888

Soweit kam ich Sonntag vor acht Tagen. Unterdessen hatte ich meine liebe Noth mit dem Ofen, den ich endlich heute wieder abreißen ließ und untersuchen. Das Kamin war voll Ruß und Steinen, so daß ich fast umkam vor Kohlenoxydgas und Kopfweh. Der Häuserbau hier in Rom scheint auch eine eigentümliche Sache zu sein wie die römischen Handwerker, vor denen einen der Himmel bewahre! — Letzten Sonntag machte der Club alpino einen Ausflug in die Abruzzen auf die Serra Secca, an dem auch ich theilnahm. Nachdem wir Samstag Abend nach Cavaliere an der neuen Route Roma-Solmona gefahren, übernachteten wir in der dortigen Osterie vor dem Feuer am Boden, und zogen, ordentlich geräuchert, morgens um vier Uhr aus nach dem Kloster St. Maria dei Monti, von dort in vier Stunden zum Gipfel, der voll Schnee lag. Oben ein prächtiges Panorama des italienischen Hochgebirges. Ich bin sehr froh, diese Leute gefunden zu haben und werde in kurzer

Zeit von Italien auf diese Weise ein gutes Stück gesehen haben. Solch eine Osterie in den Abruzzen ist ein Etablissement, gegen welches eine Schweizer Sennhütte Palast genannt werden kann, das Volk wie vor tausend Jahren, denn in diese Gegenden verliert sich so leicht kein Kulturmensch. Vermag sich jemand über die Komfortlosigkeit (um es gelind auszudrücken) hinwegzusetzen, so nimmt er von einer solchen Exkursion die schönsten Eindrücke mit. Das grandiose Deserto mit den alten grauen paesettucci auf den spitzen kahlen Felsen, die Abwesenheit fast jeglicher Kultur, kein Baum, nichts als sassi und Gestrüpp stimmt eigentümlich. Als beim Aufenthalt im Kloster St. Maria dei Monti die Sonne über dieser Einöde aufging, mußte ich unwillkürlich an Charles Blanc den französischen Kunstschriftsteller denken, der bei Anlaß eines Buches über Charles Gleyre schrieb: „Le bon dieu était plus dessinateur que peintre“ (Schafskopf).

3. Dezember 1888

Wieder vergingen acht Tage, und heute erfolgt endlich Fortsetzung und Schluß. Ich bitte um Entschuldigung, daß der Brief nicht früher ankommt, aber mein lavoro ließ mich nicht die Stimmung zum Schreiben finden. Es verursacht mir zwar nicht solches Elend, wie ich bei dem ersten ausgestanden, denn ich weiß schon ziemlich Bescheid, aber bis Bewegung und Verhältnisse gut geordnet, bleibt immer die beun=

ruhigende Ungewißheit, was aus dem Thonklumpen eigentlich werden soll, und jede ernste Arbeit setzt mir scharf zu. —

Von Hause ist meines Wissens nicht viel zu berichten. Mein Mütterlein plagt sich in alt hergebrachter Weise vom Morgen bis in die Nacht im Haus und Garten und ruht nie. Sie reibt sich langsam auf, trotz aller Reden, die ich ihr halte, und gegenwärtig ist wohl ihr Kummer, ob ich auch recht daran gethan, mich mit Plastik zu befassen, und ob es nicht vielleicht besser gewesen, sich mit seinem Talente in gewissen Grenzen zu halten. Wenn ich ihr nur noch eine gute Arbeit auf schönem Postamente am rechten Platz zeigen kann, damit sie sich über mein befremdendes Beginnen beruhigt und die Zuversicht zu meiner Zukunft so fest bleibt wie zuvor. Es wird mir wohl gelingen, und ich freue mich schon jetzt wie ein Kind auf den Moment, wenn sie mit mütterlich prüfendem Blick die Statue ansieht und ihr gemessenes Lob spendet, nicht zu viel, damit der Kari nicht etwa eitel wird.

Gestern waren Klinger und ich in Porto d'Anzio und haben einen prächtigen Sturm gesehn. Es begleitete uns ein schweizer Maler Herr von Schennis aus Düsseldorf. Hier schneidet die Epistel ab. Empfangen Sie verehrte Frau die herzlichsten Grüße und Wünsche für Ihr und Ihres Gatten Wohlergehn von Ihrem ergebensten

Stauffer

An Peter Halm

Rom, 2. Januar 1889

In einem Monat wird das erste Jahr in Italien voll, es ist mir, als wären es viele, denn was ich gesehen, gelitten und gelernt, das ist Werg für manche Spule, nicht nur Plastik, überhaupt für bildende Kunst. Es war mir, als hätte man mich ins Wasser geschmissen und sollte ich drin ersaufen, weiß Gott, viel anders war es nicht. Intanto glaube ich aber, daß mit anhaltender Arbeit ein bescheidenes Resultat nicht ausbleiben kann. Lokalwechsel ist sehr gut, merke Dir das auch. Ist man zu lange an einem Ort, so lullt man sich sachte in eine gewisse Selbstgenügsamkeit ein, zu welcher gute Freunde, eine sogenannte Stellung, die man zu besitzen glaubt, und die liebe Faulheit (Geistesfaulheit) das ihrige beitragen. Kommst Du in andere Luft und hast nichts als Deinen Stab mit Dir genommen, so bleibt natürlich alles zurück, was Du nicht wirklich besitzest. Ich wenigstens habe nackt meinen Einzug hier gehalten und das war gut. Beschäftigt man sich außerdem noch mit einem andern Material, wie ich gegenwärtig mit Plastik, so fällt auch jede Eselsbrücke weg und man wird ganz genau sehen können, was man eigentlich von künstlerischer Bildung und Vermögen wirklich sein nennt. Obschon mich der Katzenjammer nicht aus den Krallen läßt, so kann ich doch auf das verflossene Jahr mit einigem Vergnügen zurückblicken.

Nicht etwa wegen dem meterhohen Figürchen, was ich modellirt, aber weil ich mein Verständnis für Kunst überhaupt vertieft und erweitert, so zu sagen aus dem Kneul von Eindrücken das entwirrende Ende gefunden habe. Es möchte sich etwa kurz so ausdrücken lassen: Malerei ist das, was man nicht photographieren kann, Plastik das, was man nicht abgießen kann. Was ich da sage ist weder neu, noch besonders tiefsinnig; aber es kommt für den Künstler darauf an, es mit der Leibhaftigkeit und Präzision zu empfinden, die einen zum Handeln nach diesem Prinzipe zwingt; da liegt der Hund begraben. So weit bin ich jetzt und das ist schon etwas, es sind berühmte Leute nicht so weit gekommen. In der Plastik ist die Bewegung der menschlichen Form das einzige Mittel zur Darstellung und das beschäftigt mich bewußt . . .

Die plastischen Kinderschuhe trete ich mir so sachte ab, wie ich merke, und gewöhne mich daran, die Form rund zu sehen und darzustellen. Der Jüngling, den ich in Arbeit habe, soll gewiß gut werden, und zwar so, daß eben das gut ist, was der Naturabguß nicht geben kann: die organische Bewegung. Ob ich wieder male, wer kann es wissen? einstweilen für ein paar Jahre gewiß nicht, weil man nicht zwei Herren auf einmal dienen kann. Wenn ich es aber wieder einmal anfange, so geschieht's auf andere Weise als bis jetzt ich es gethan. Das ist sicher. Auch im Stich werde ich viel mehr auf Farbe und

Tonwirkung losgehen, als ich es bis dato gethan, wo mich der Bildhauer, der immer in mir steckte, gefangen hielt. Jahrelanges, zielbewußtes Studium wird mich schon zu einem vernünftigen Resultat gelangen lassen. Ich könnte Bücher schreiben über all das, was ich hier empfunden und begriffen, von der Unfruchtbarkeit gewisser Bestrebungen, die zu nichts führen als zu einem Virtuosenthum im besten Fall. Natürlich alles lernen, was zur Darstellung behilflich ist, aber dabei nicht stehen bleiben. Es soll sich von selbst verstehen, daß der Künstler sein Handwerk kann, er soll aber auch ein feiner Kerl sein und etwas damit anzufangen wissen, verstehst du aber die Form nicht, so helfen dir alle accessoirs keinen Pfifferling und verstehen lernt man sie erst, wenn man sie im Raum darstellt. Probatum est. Ich war heute wieder einmal in der Sixtinischen Kapelle und in den Stanzen. Der geneigte Leser merkt dort allemal etwas. Mit welchem Ernst die Herren an die Arbeit gingen, davon bekommt man hier eine Ahnung. Ghirlandajo, Fiesole, Signorelli, Botticelli, Pinturicchio, Rafael, Michelangelo! Die Flausen vergehen einem da entschieden und man sieht ein, daß halbes und ziemlich Gutes nicht gilt und nur das besteht, was der Mensch unter Zuhilfenahme aller seiner Kräfte hervorgebracht hat.

Also lebt wohl und seid herzlich gegrüßt von Eurem

Stauffer

An Lydia Escher

17. Januar 1889
Roma Via Margutta 54

Verehrteste Frau und Freundin!

In diesen Tagen wird es sich jähren, daß ich in Berlin meine Zelte abgebrochen und auszog, die Kunst zu lernen. Ich ging nach Italien mehr mit dem Gefühl, etwas zu suchen, dessen Mangel ich empfand, als genau zu wissen, was dieses etwas wäre. So stand ich denn vor einem großen Fragezeichen, dessen Lösung mir nicht geringen Kummer machte. Ich bin damals in Florenz zweimal in Pitti und Uffizien herumgegangen, um Bilder zu studiren, und habe später vergebens versucht, mich irgend eines zu erinnern. Sie können sich also ungefähr vorstellen, wie tief mein Barometer gesunken war und wie es in meinem Kopf brummte. Dieser Monate andauernde Armesünderzustand, wie ich ihn nie zuvor empfunden, hat einen großen Strich gemacht unter und zum Theil durch das Vergangene, so zwar, daß es mich anmuthet, als finge ich hier in Italien überhaupt neu an. In Berlin war ich gefangen, ein Mitglied der Gesellschaft, ein Mensch, den man schon registrirt und in eine bestimmte Schublade künstlerischer Klassifikation hineingesteckt; man dachte daran, mir bei Gelegenheit eine Professur für Stich zu geben, und wohlwollende Damen wollten mich gar verheirathen. Der Herr hat mich aber herausgeführt aus Aegypterland, oder

vielmehr Sie, und wie dankbar ich Ihnen bin dafür, das können Sie sich gar nicht vorstellen. Jetzt fühle ich mich wieder jung und schneidig, als ob das Studium erst anginge. Es ist ja auch der Fall, weil es immer neu anfängt und wohl nie ein Ende nimmt. Ich sehe klarer vor mir das Wie und das Was, als vorher, und habe Gelegenheit eine Menge zu lernen. Nicht nur das Verständnis für Plastik ist mir aufgegangen, ich habe auch von der Färbung eine klarere und bestimmtere Anschauung, denn indem ich die Skulptur erlerne, isolire ich das, was vom Scultore in mir steckt, und weise meinem Formgefühl den rechten Platz, so daß der Maler später freier und malerischer arbeiten kann. Der Himmel hängt mir zwar nicht voller Geigen, aber es ist mir doch manchmal wohl zu Muthe, wenn ich fühle, wie die Anstrengung nicht vergebens ist und ich langsam, aber sicher weiter komme.

In Summa, der Luftwechsel ist mir gut bekommen. In den Abendstunden wird jetzt Anatomie getrieben nach den Anweisungen Lionardos, dessen trattatto della pittura ein wahres Schatzkästlein ist. Bevor ich die Sezirübungen mitmache, will ich ein ganz perfekter Anatom sein, was wenigstens Knochen, Muskeln, Bänder und Adern betrifft. — Sonntag stiegen wir auf den Vellino, den Schneeberg, den man von Rom aus sieht, und wurden ordentlich verweht und verschneit. Die Schneekrystalle verschnitten einem fast das Gesicht, aber es war doch schön. Ich werde hier

noch ein Bergfer, wahrlich nicht aus Anlage zum Sport, sondern aus Freude an der Natur und den Kopf ein bischen in die frische Luft zu tauchen.

Ich schließe mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn und verbleibe wie immer Ihr ergebenster

Karl Stauffer

An Max Mosse

Rom, 17. Februar 1889

An das goldene Zeitalter, wie ich es mir noch in Berlin vorgestellt, wo man die Kunstwerke, ohne sich dabei zu plagen, gleichsam aus dem Aermel schüttelt, daran glaube ich nicht mehr. Es wird immer die alte Geschichte bleiben: „mit Schmerzen sollst du Kinder gebären". Aber schließlich ist ein Trost doch dabei. Das Bewußtsein, seine Zeit und Fähigkeit nicht um die Ohren geschlagen zu haben, muß in späteren Jahren sein wie ein guter Ofen im Winter, denn von allen Katzenjammern, die dem Menschen das Leben sauer machen, ist jedenfalls der trostloseste, Reflexionen anstellen zu müssen über ein versautes Leben, zu einer Zeit, wo es zu spät ist und nicht mehr sich ändern läßt, du kennst ja das schöne Gleichnis von den klugen und thörichten Jungfrauen.

Daß ich Klinger hier habe, wenigstens noch für zwei Jahre, ist ein Glück, das ich vor allem schätze. Ich lerne von diesem reifen, grandios angelegten

Genie mehr als mich irgend ein anderer Umgang fördern könnte. Unter einem guten Stern muß ich doch geboren sein (wenn ich mal einen finde, der sich auf Astrologie versteht, so werde ich ihn fragen). Ich habe immer das gefunden an Lehrern, Freunden, was gerade paßte, um mich vorwärts zu bringen, und jetzt in reifen Jahren ... und seine Frau, die mir alles das aus dem Weg räumen, was mich eventuell hindern könnte, schnurstracks vorwärts zu gehn.

Ich habe mich jetzt endlich entschlossen, meinem Wohnungsprovisorium ein Ende zu machen und ein reizendes kleines Logis gemiethet mit zwei Prachtterrassen im sechsten Stock, abgeschlossen von aller Welt, zehn Schritte vom Atelier, Aussicht über halb Rom, St. Peter, Pincio, Villa Medici, Trinità dei Monti, Quirinal, Vatikanische Gärten. Dort kann ich nach Herzenslust Farben, Landschaft studiren und malen in aria aperta, meine Kupferwerkstätte stabiliren, in somma mein Wesen treiben. Man hat das nöthig, wenn ich aufstehe, gehe ich auf die Terrasse und sehe, wie die Sonne zuerst von allen Gebäuden auf die Kuppel von St. Peter scheint, das giebt einen guten Eindruck für den ganzen Tag, dann wasche ich meinen schlanken Kadaver mit der eisigen aqua marcia, koche meinen Kaffee, der auch auf der Terrasse getrunken wird und steige hinunter in die Welt. Ja, lieber Junge, es ist eben in Rom viel, viel schöner als in Berlin, hier geht die Sonne um sieben Uhr auf und man sieht Abends bis halb sechs und Schnee giebt's

auch keinen, und wenn der Herr seinen Segen giebt und ein Kunstwerk gelingen läßt, so soll es mir noch lieber sein.

Daß ich Alpenklubist bin, habe ich Dir wohl geschrieben. Wir haben ein paar Ausflüge auf die Abruzzengipfel gemacht, die genau so schwierig waren, als eine Besteigung des Wetterhorns im Sommer. Nächstens gehen wir auf die Majella bei Solmona, auch eine Tour auf Schnee und Eis mit dem Gletscherpickel.

Ich habe hier manchmal an die schönen Tage des Konzerthauses und an die Wallyidylle mit Sehnsucht gedacht, es ist umsonst, die Zeit ist vorbei mit ihrem Himmel voller Geigen. Hier in Rom enden solche Verhältnisse immer mit der Heirath oder mit dem Messer im Nacken und beides wäre gleich fatal. — Aber schön war es doch.

Mit herzlichen Grüßen wie immer Dein

Stauffer

An Lydia Escher

9. April 1889
Roma Via Margutta 54

Verehrteste Frau und Freundin!

Wenn ich etwas Interessantes zu berichten hätte, so würde ich mit einem Briefe nicht so lange gezögert haben; aber ich befinde mich in dem Stadium, wo von Woche zu Woche der Moment eintreten kann,

der die gewollte Bewegung meiner Figur von allen Seiten zusammenbringt (im Großen). Wer weiß aber, wie lange es noch dauert, so bitte ich, nehmen Sie vorlieb mit dem wenigen, was ich Ihnen schreiben kann. Der größere oder geringere Fortschritt meines lavoro okkupirt mich völlig; es geht damit langsam und sehr schwer, aber ein Ding der Unmöglichkeit ist es nicht. Manchmal will es mir so vorkommen, als hätte ich erst in Rom angefangen, mit aller Kraft zu arbeiten, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil das, was man schon erreicht, auch wenn es mit großer Mühe erlernt wurde, einem bald so zu eigen wird, daß man sich schwer oder gar nicht mehr in den Zustand von vorher zurückversetzen kann. Dies bedingt und erleichtert aber den Fortschritt des Künstlers, der einmal erkannt hat, was dazu erforderlich ist, um mit Recht diesen Namen zu tragen; denn früherer Anstrengung vergessend, hat man immer wieder nur das neue, schöne Ziel vor Augen, das so leicht zu erreichen scheint, geht drauf los, die Mühe scheint klein, Täuschung auf Täuschung, Katzenjammer zum Sterben, schließlich reussirt man doch und kann gar nicht begreifen, woran man sich eigentlich so geplagt, denn was man kann, scheint so einfach. Das ist der Kreislauf, der sich bei jeder Arbeit wiederholt. Ich arbeite nur mehr Vormittags an der großen Arbeit, Nachmittags modellire ich eine Kopfstudie, um die Frische nicht ganz zu verlieren. Uebung, Uebung macht den Meister.

Palmsonntag. So weit kam ich vor acht Tagen und fahre heute fort. Nachdem vier Wochen lang perpetuirlich Sciroccowetter einem die Nerven ruinirte, scheint heute zum erstenmal die Sonne wieder, wie es sich gehört für die Osterzeit. Bin ich noch so müde und verstimmt durch die immer auf dasselbe Ziel gerichteten Bestrebungen, die alle Abend auf den gleichen Refrain herauskommen, so sitzt in mir der Pfarrerssohn doch so fest, um heute an die stillen Palmsonntage von ehemals zurückzudenken und das Metier etwas zu vergessen. Ich habe nie etwas so tief empfunden wie den Wechsel der Jahreszeit, und meine ersten Eindrücke hängen damit zusammen. Es giebt nichts Geheimnisvolleres. Ich will mich zwar nicht poetisch ergießen, aber die Erinnerung an eine stille Osterlandschaft, in die der Frühling leise einzieht, ist eine köstliche Sache. In Italien verwischt sich der Anfang des Frühjahrs und Winters viel mehr; man merkt kaum, wenn die Blätter fallen und wenn die Bäume ausschlagen. Da es nie Winter wird, so wird es auch nicht in unserm Sinne Frühling. Zu dem kommt, daß ich viel zu sehr mit andern Sachen beschäftigt bin, um selbstvergessen im Frühling herumzuträumen. — Aus all den unendlichen Erscheinungen der Natur, die Geist und Sinne immerwährend bewegen und erheben, wie viel kann schließlich der Einzelne verarbeiten und zum Kunstwerk gestalten? Und doch läßt man nicht ab. Denn sollte einem auch nur ein wahrhaftes Kunstwerk im Leben gelingen,

so hat man nicht umsonst gelebt. Und tritt sogar dieser Fall nicht ein, so verursacht das Streben außer viel Kopfweh doch auch hie und da einen Moment, der die ganze andere Misere aufwiegt.

Klinger hat jetzt sein neuestes Werk, dessen Anfänge von zehn Jahren her datiren, herausgegeben. Zwölf Blätter „Vom Tode", eine wunderschöne, gewaltige Sache. Einige Blätter sind darunter, die zum reifsten und schönsten gehören, was dieser geniale Mensch hervorgebracht hat. Er ist die grandioseste, eigenartigste Erscheinung, die ich außer Boecklin bis jetzt kennen gelernt habe, daran ist kein Zweifel und wie kann er sich noch entwickeln bei seinem Riesenfleiße und Studium.

Für heute Schluß. Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn Ihr ergebenster

Stauffer

Rom. Sonntag nach Ostern 89. Via Margutta 54

Verehrteste Frau und Freundin!

Diesmal kann ich Ihnen mehr erzählen, denn es handelt sich nicht um mich und meine Arbeit speziell, sondern um das, was mit einer Florentiner Tour zusammenhängt. Am Ostersonnabend fuhr ich bei prächtigem Wetter durch das schöne Land nach Florenz, um die Kunstwerke des 14. und 15. Jahrhunderts wieder zu sehen, Fresken, Plastik und Architektur. Ich besuchte also vorzüglich Kirchen und das gegen=

wärtige museo nazionale, den Bargello. Wie leicht zu begreifen, war es zu viel des Schönen, daß ich nicht noch jetzt völlig davon benommen wäre. Von alle der Pracht wieder ins eigene Studio zurückzukehren mit den gutgemeinten, aber so bescheidenen künstlerischen Bestrebungen, erzeugt ein eigenthümliches Gefühl. Fängt man nach einer solchen Woche einen Vergleich an zwischen unserer Zeit und den zwei großen Jahrhunderten florentinischer Kunst, so kriegt die Theorie vom Fortschritt der Menschheit einen starken Stoß, falls man überhaupt noch daran glaubte. Wie klar und schön entwickelt sich diese Kunstepoche, die mit Cimabue und Giotto anfängt, alle denkbare künstlerische Vollkommenheit in sich schließt und endlich gegen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ausklingt. Wie hat die Natur da Mann auf Mann hervorgebracht, und wie haben sie von der hohen Kultur ihrer Zeit und dem eigenen Genius getragen, Werk um Werk geschaffen, jedes ganz durchdrungen von der gleichen Liebe zur Natur und der Freude, sie künstlerisch zu gestalten. Was herrscht für ein Einklang in diesen Bestrebungen und in ihrer Wirkung! Es giebt ja auch nur eine Kunst, wenn man genau zusieht, nämlich die, welche hervorgebracht wird durch die Freude an der Natur, und die nichts weiter sucht, als diesem Gefühl Ausdruck zu geben, sei es nun in Farben, Formen, Worten oder Tönen. Alle die Spezialitäten und absichtlichen „Richtungen", als Realismus, Idealismus, Impressionismus und wie

sie alle heißen, sind Erfindungen der Dekadenz. Ich begreife je länger je weniger, was solche Klassifikation mit der Kunst überhaupt zu thun hat. Je nach dem Naturell empfindet man persönlich und drückt sich demgemäß aus, aber alle großen Künstler sagen dasselbe, nur jeder auf seine Weise.

Man muß allerdings in unserer Zeit, die ob der Manier der Darstellung dies beinahe vergessen hat, und wo man durch Ausübung des edlen Berufs meist noch Befriedigung der Eitelkeit, Reichthum u. s. w. erlangen möchte, schon ziemlich viel Ballast über Bord geworfen haben, um zu der einfachen Einsicht zu kommen, daß alle Technik nicht viel taugt, wenn noble wahre Empfindung sie nicht begleitet, und daß Kunst immer Endzweck ist, nicht Mittel, um durch sie irgend eine Chose zu ergattern. Verlangt der Künstler von seinem Beruf mehr als das tägliche Brot, d. h. die Möglichkeit ruhiger stetiger Arbeit, so erreicht er es auf Kosten der Qualität seiner Arbeiten, das ist ja klar. Fällt ihm Ehre und Reichthum von selber in den Schoos, um so besser; danach zu trachten, bekommt meistens schlecht. Das fühlt man im Gegensatz zu jetzt so recht in Florenz, wo jedes Kunstwerk aus damaliger Zeit, darthut, daß in diesem Sinne gearbeitet wurde. Die Künstler von dazumal hatten auch eine glücklichere Zeit, die Kunstakademieen, die staatlich privilegirte und protegirte Züchtung von Leinwand- und Marmorverpfuschern war noch nicht erfunden, und der Titel „Kunstmaler" machte damals noch nicht eo ipso salonfähig wie heute.

Der Lehrling kam zum Meister; konnte und lernte er nichts, so blieb er Farbenreiber, und ohne Meisterstück konnte er niemand weismachen, daß er Künstler sei. Naturgemäß wurde so damals der Markt nicht mit den zahllosen schlechten und mittelmäßigen „Kunstwerken" überschwemmt wie heute, und außerdem gab es noch keine malenden Damen — Das hat sich sehr geändert.

Kunst ist ein guter, vielleicht der beste Gradmesser für Kultur, weil sie keinem praktischen Bedürfnis entspricht. Krankheiten bedingen den Arzt, der Staat, die gesellschaftliche Ordnung den Juristen, die Industrie den Chemiker und Physiker u. s. w.; ein gutes Kunstwerk entspricht nur einem ästhetischen Bedürfnis, ist also das feinste Kulturprodukt. Je feiner der allgemeine Geschmack, desto feiner die Kunstleistung. Das führt mich wieder auf Florenz. Man sieht, daß da ein Volk war, welches seine Künstler verstand oder wenigstens lebhafte Empfindung hatte für das wahrhaft Schöne. Wäre das nicht der Fall gewesen, also der allgemeine Geschmack wie heute korrumpirt, so müßten auch Werke diesen Genres erhalten sein. Die giebt es aber nicht, sondern dreihundert Jahre von Cimabue bis Bronzino lauter Gutes. Und heute? Wo bleibt da der Fortschritt? — Jetzt zum erstenmale sah ich Fresken von Giotto, auf den ich mir als Maler noch keinen rechten Vers machen konnte, denn es waren mir bisher nur kleine Arbeiten, die unter seinem Namen gingen, vorgekommen. Das einzige

große Werk von ihm, der herrliche Campanile, machte mich aber auf seine malerische Thätigkeit sehr kurios. Das war nun allerdings eine Ueberraschung, als ich seine Fresken in St. Croce sah. Etwas Grandioseres giebt es wohl nicht. Sie sind vollendet ohne allen Vorbehalt, über alle Beschreibung. Die menschliche Empfindung wurde niemals weder von Rafael noch einem andern einfacher und großartiger dargestellt. Nichts, was nicht zum Bilde gehörte, nur Handlung und Stimmung, aber diese ganz erschöpfend. Gute Kunstwerke veralten nie, auch wenn sie verbleichen, denn aus diesen sechs und ein halbes Jahrhundert alten, zum Theil verdorbenen Fresken strahlt heute die Kunst des gewaltigen Meisters wie ehemals, und wohl dem, der's empfindet. Es giebt leider keine guten Reproduktionen; so was müßte, bevor es völlig zu Grunde geht, von einem ausgezeichneten Künstler aus Liebe zur Sache kopirt werden. Es wäre ein verdienstliches Werk.

In Prato, einige Stunden von Florenz gegen Pistoja war ich auch und von der Kanzel, die Donatello außen am Dom anbrachte, wurde, es war gerade Ostern, der Gürtel der Maria dem mehr oder weniger gläubigen Volke gezeigt. Wie die Mutter Gottes zu einem so luxuriösen Kleidungsstück bei jedenfalls bescheidenen Vermögensverhältnissen gekommen sein mag und die Priester in Prato es erworben haben mögen, ist jedenfalls eine dunkle Sache und für uns gleichgültig. Aber die Kanzel wurde vom Meister für

dieses Schauspiel gefertigt, und ich war nicht wenig entzückt über Priester im Ornat, Ambra, Kerzen, Fahnen und Gesang auf dieser Prachtkanzel mit den tanzenden Marmorputten. Ach, was habe ich alles Schönes gesehen, die Fresken von Ghirlandajo, die plastischen Werke von Donatello, Rosselino, Benedetto, den Perseus; man findet in Florenz kein Ende. Was ist das für eine liebliche Stadt und nun gar im Frühling. Sie heißt nicht umsonst Florenz.

Ich stieg nach Fiesole hinauf und S. Miniato sah auf Florenz hinunter; es liegt nicht wie Rom gleich einer Spinne inmitten eines Netzes, alles ist lustig und liegt reizend da. Die Umgebung von Rom ist viel großartiger und malerischer; die Nähe des Meeres, Frascati, Albano, alles das ist nicht in Florenz, aber es hat mir doch dort außerordentlich gefallen; die Ruhe und Abgeschlossenheit der Existenz in irgend einem der billigen Villini vor den Thoren muß etwas sehr Verlockendes haben für einen, der die Lehrjahre hinter sich hat und das kann, was er will. Rom hört vor den Thoren auf, Florenz nicht, und im Vergleich zu Rom machte mir Florenz einen fast heimeligen Eindruck. Die Thiere werden dort auch nicht so gequält wie hier. Da gehe ich jedenfalls noch öfter hin, um mir die Stimmung zu verbessern, wenn's noth thut. Als ich Donnerstag fortfuhr über Empoli nach Pisa, besuchte ich dort zuerst die famosen Fresken von Benozzo im Campo santo und den

Schülern von Giotto. Freitag früh fuhr ich dann über Orbetello wieder nach Rom und eccomi qua.

In den nächsten Tagen ist ja Weltausstellungseröffnung und großer Zauber in Paris. Ich möchte nicht dort inmitten des Getümmels leben, das jetzt wohl dort auf dem Höhepunkt angelangt ist. Was werden wohl Ihre Nerven dazu sagen?

Klinger ist nach Neapel gereist am selben Tage als ich nach Florenz fuhr. Eigentlich wollten wir zusammen hingehen nach Neapel, aber ich hatte keine Lust, etwas ganz Neues zu sehen, bevor ich nicht Florenz besser kannte. Er scheint sich auf Capri bei Pagano eingenistet zu haben.

Morgen geht die Arbeit wieder an, Vormittags der Junge, Nachmittags Büste.

Mit den besten Wünschen und Grüßen an Sie und Emil verbleibe ich Ihr hochachtungsvoll ergebener

Stauffer

An Max Mosse

Rom. Johannistag 1889

Wenn der Mensch, d. h. der Künstler, seine Straße einmal nach langem Suchen gefunden hat, wie das jetzt z. B. bei mir der Fall ist, so wird ihm alles, was nicht direkt zum Metier gehört, Wurscht, Möbelkram, Gesellschaften, Heirathsgedanken und wie das Zeug alles heißt, und Werth behält bloß das, was helfen kann zur künstlerischen Produktion: Gesundheit,

leibliche und geistige, Herrschaft über seine Zeit und das nöthige Kleingeld zum ruhigen Arbeiten. Alles andere verglimmt wie Zunder. Ich arbeite an meiner Figur mit immer neuer Lust. Sieh, ich will bei dieser Figur das geben (und bei allen folgenden), was der Naturabguß nicht geben kann, das organische Ganze der menschlichen Bewegung, was sehr wenige Bildhauer verstehn, weil, weil es eben eine recht schwere Sache ist. Die meisten behandeln eine Figur wie ein Stillleben, ein paar geschickt modellirte Stücke dran, was — im einzelnen aber immer vom Naturabguß noch übertrumpft werden kann, und das Ganze mehrschtenteils aus dem Leim. Im Sinne der Antike zu arbeiten, an der plastisch gebildeten menschlichen Figur den wundervollen Aufbau, seine Mechanik, Bewegungsfähigkeit zu demonstriren, ist wenigen möglich; denn dies mit Nachdruck und Bewußtsein zu wollen, setzt eine größere Kultur voraus als die Herren Künstler gewöhnlich zu besitzen pflegen. Du wirst denken, ich nehme das Maul wieder etwas voll, das ändert aber an der Richtigkeit des Gesagten nichts. In jedem Falle bin ich dazu gekommen, ganz sicher mein Operationsfeld zu finden und zu übersehen: die Grundbedingung von's Ganze.

Bode war letzthin hier und besuchte mich, er hat sich entschieden über die Chose gefreut. — —

Als ich fragte, wie es . . . ginge, sagte Gurlitt „danke, es geht ihm gut, er lebt jetzt auch vom Fallobst.“ Ja, ja, mit dem heiligen Feuer ist es eine

eigene Sache, es geht eben verflucht leicht zum Teufel, oder was noch öfter vorkommt, man hält den gewöhnlichen Ehrgeiz, verbunden mit einer gewissen Portion Talent fälschlich für die eigentliche Liebe zur Kunst. Wo die Grenze zu ziehen im einzelnen Fall ist schwer zu sagen.

Wenn ich Klinger nicht hier hätte, ich würde mich nicht halb so glücklich fühlen. Von allen Künstlern, die ich kenne, der begabteste, der fleißigste, der intelligenteste, überhaupt der feinste Kopf.

Beste Grüße Dein Stauffer

An Lydia Escher

Rom Via Margutta 54
Sonnabend, den 8. Juni 1889

Verehrteste Frau und Freundin!

Eine lettera von Ihnen verbreitet immer Glanz in meiner Hütte, auch wenn nichts von Pariser salles de conférences drin steht. Ich schreibe Ihnen, weil es mir Bedürfnis ist, Ihnen mitzutheilen, was meine Wenigkeit denkt und thut, weil ich fühle, daß Sie mit Wohlwollen ansehen, was und wie ich's treibe, und danke Ihnen für jeden Ihrer Briefe als ein Zeichen unserer Freundschaft. Falls Ihnen das Schreiben beschwerlich fiele, Krankheits oder anderer Umstände halber, so empfehle ich Ihnen das etwas

lakonische aber verständliche „well“; aber nur im Nothfall, denn Briefe sind mir lieber. — Wie gerne käme ich bald wieder zu Ihnen, sind es doch in kurzem anderthalb Jahre her, daß ich von Zürich wegfuhr nach Italien, ich kann wohl sagen mit Furcht und Zittern vor dem, was nun kommen sollte oder werden sollte. Ich gedenke gegen Mitte August mich hier auf ein paar Wochen frei machen zu können. Vor meiner Abreise möchte ich gerne die Figur im Ganzen wenigstens so zusammenarbeiten, daß Photographien den Totaleindruck gut wiederzugeben im Stande wären, denn Sie können sich denken, wie viel mir daran liegt, Ihnen etwas Positives zeigen zu können. Wenn nun alles gut geht, so hoffe ich doch bis Mitte August dahin zu kommen. Eine fatale und von mir vorher nicht bedachte Sache ist der schlechte römische Thon, der, wenn man ihn nicht täglich mit der größten Sorgfalt gleichmäßig feucht hält, sofort Risse bekommt, wodurch die Arbeit leicht in Frage gestellt werden kann. In Zukunft (man macht eben seine Erfahrungen) werde ich mich der weißen Porzellanerde bedienen, die nie reißt, sich aber dafür schwieriger behandeln läßt. Meine Figur ist nun auch nicht mustergültig armirt, und ich lebe in beständiger Angst, daß Theile herunterfallen könnten, wie es schon wiederholt passirt ist. Ich habe zwar, als ich genau einmal gesehen hatte, wie die Bildhauer ihre Figuren aufbauen, meine Armatur nachträglich verbessert, da aber die Eisen, die drin stecken, nicht überfirnißt sind, so könnten sie,

wenn die Arbeit lange steht, durchrosten, dann ade doriferos! Man muß eben auch alle diese Dinge kennen, um mit Erfolg zu modelliren. Da ich nun nicht in dem Fall war, so bin ich in des Wortes bester Bedeutung im Studio einstweilen festgenagelt, und je höher die Temperatur, desto größer die Gefahr. Ich arbeite übrigens wieder mit großer Lust, denn der Jüngling wird besser.

Gestern war ich im Vatikan und den vatikanischen Gärten, wandelte auch ein wenig Lust in den schattigen dunkeln Gängen von Lorbeer und Cypressen. Es giebt Augenblicke, wo ich mir unwahrscheinlich vorkomme mit meiner Existenz und mich ordentlich besinnen muß, daß ich wirklich nicht mehr in Berlin, sondern leibhaftig in Italien bin. Der Zauber der vatikanischen Gärten gestern in den Mittagstunden — sie lagen wie träumend in der Sonne, ringsum nur Stille, Glanz und Duft, das Plätschern einer Fontaine, Cypressen und Lorbeer, leise bewegt vom Meerwind, ein paar Schmetterlinge, sonst nur Duft, Sonnenglanz und Stille. (Entschuldigen Sie.) Wenn mir jemand vorher gesagt hätte, welch tiefen Graben diese Uebersiedelung durch mein Aeckerlein ziehen würde, ich würde ihm kaum geglaubt haben. Daß die Dinge, die der Mensch und Künstler hier zu sehen bekommt, mich beeinflussen würden, ahnte ich wohl, aber in welcher Weise und in welchem Maße, das konnte ich nicht im voraus wissen. (Die Ueberraschung war denn auch danach.) Ich sehe das meiste anders an wie früher, mein

Urtheil hat sich verbessert, und ich hoffe, es soll noch besser werden mit der Zeit.

Gestern im Vatikan (ich sah seit Oktober, als ich mit Herrn Bundesrath dort war, die Sammlungen nicht mehr) habe ich wieder gemerkt, daß das Studium nicht umsonst ist und daß ich auf verschiedene Kunstwerke inzwischen das Verslein gefunden hatte. Die weltberühmten Antiken des Vatikans übrigens, nehmen sie mir die Ketzerei nicht übel, sind, glaube ich, lange Zeit überschätzt worden (ich sage das immer in dem schuldigen Respekt, aber um anderen Werken gerecht zu werden). Ich glaube, daß weder der Apoll, noch der Meleager, noch die Laokoongruppe älter sind als die Kaiserzeit, ebensowenig die kapitolinische Venus. Der pergamenische Altarfries ist offenbar das Werk, dem die Laokoongruppe ihren Ursprung verdankt, und sehr viel größer und bedeutender im Stil. Der belvederische Apoll ist jedenfalls kein Original, sondern die römische Nachbildung eines griechischen großartigen Werkes; sehr schön beide, aber im Vergleich zu griechischer Kunst kalt und manierirt, wozu die Politur, die sie beide erdulden mußten im 17. Jahrhundert, nicht wenig beitragen mag. Es ist verhältnismäßig wenig griechische Kunst im Vatikan, und nach dem was mir Klinger sagt ist das Museum von Neapel sehr viel bedeutender. Diesen Hauptgenuß spare ich mir aber noch auf für übers Jahr, wenn ich meinen Jüngling fertig habe und den Adoranten wieder vornehme. Wunderbar, vielleicht das Beste im Vatikan,

ist der Herkulestorso, der sogenannte borghesische Herkules, der ist wohl aus der guten griechischen Zeit; überhaupt sind ja eine Anzahl Meisterwerke dort, die einem nur verleidet werden, manchmal durch eine Menge mittelmäßiges Zeug und vor allem durch die schauderhaften Restaurationen, die man erbarmungslos an den schönsten antiken Torsis vorgenommen hat, sie überarbeitet, überpolirt, falsche Beine, falsche Köpfe angesetzt, daß es ein Jammer ist, es anzusehen. Es kommt überhaupt bei solchen weitgreifenden Restaurationen nie was Rechtes heraus; es bleibt immer ein geflicktes Zeug und geschieht nie ganz im Sinne des Meisters, natürlich, weil er todt ist, und ein späterer, wenn auch sehr guter Künstler, sicher nur annähernd das ursprünglich Gewollte errät. Nun sind es aber meist Professions-Restauratoren, die sich mit diesen Dingen befassen oder befaßt haben; was dabei manchmal herauskommt, kann man sich denken, oder vielmehr ansehen im Vatikan. Es wurde besonders in früheren Jahrhunderten und noch im Anfang dieses hierin das Unglaublichste geleistet an Verballhornung. Seit zwanzig oder dreißig Jahren ist man aber klüger geworden und läßt die Sachen stehen wie sie sind, ergänzt höchstens, was sich von selbst ergiebt. Früher sammelte man Antiken, hauptsächlich um Paläste und Villen damit zu schmücken und mit der Menge zu prahlen. Kritisch und wissenschaftlich angelegte Museen zum Zwecke von Studien und Instruktion existirten dazumal noch nicht; man hatte mehr die

famose dekorative Wirkung, die sich mit antiker Plastik erzielen läßt im Sinn, Aufstellung wie bei den Alten. Beide Auffassungen haben ihre Berechtigung; für das spezielle Studium, Fachstudium ziehe ich aber die neueren Museen der Villa Albani und dem Vatikan vor; man sieht wirklich nur Antike, wird durch die ungeheure Menge nicht ermüdet und durch die Ergänzungssucht, die aus ein paar antiken Füßen eine ganze Statue restaurirt, nicht beleidigt. Der Konservatorenpalast auf dem Kapitol ist wirklich ein wahres Schatzkästlein. Es sind zwar auch dort, wie überall in römischen Museen, verhältnismäßig wenig griechische Arbeiten aus der guten Zeit, wie ich schon oben sagte.

Was griechische Kunst übrigens bedeutet und wie weit sie allem andern, was Menschen je gebildet haben, überlegen, davon kann man aus dem Wenigen, was hier ist, doch schon einen Begriff bekommen. Das wunderbare Verständniß der menschlichen Formen, die Geheimnisse ihrer Verhältnisse und Bewegung, ihr vollendeter Rhythmus klingt nur aus griechischen Arbeiten voll heraus. Gewiß hat die spätere griechisch-römische Epoche eine Menge Schönes geschaffen, arbeitete sie doch der Hauptsache nach in demselben Sinne weiter. Ihre Verdienste sind hauptsächlich groß, wo es weniger auf hohen Stil, als auf Kenntniß des menschlichen Körpers und auf guten Geschmack ankommt; aber alle Typen plastischer Vorwürfe, Gottheiten, Athleten, Jünglinge, männliche und weibliche Gewandfiguren, waren durch die

Griechen schon endgültig und unübertrefflich festgestellt, daß einer späteren Zeit eigentlich nichts übrig blieb, als sich so gut als möglich an diese Vorbilder zu halten. Für Abwechslung und Variationen sorgte die verschiedene Individualität der Talente und der veränderliche Modegeschmack, welcher auch dazumal schon eine Rolle spielte, allerdings keine solche, daß man sich nicht immer von neuem wundern müßte über die Geschlossenheit antiker Kunst in ihrem Wollen. Die griechischen Vorbilder überzeugten jedermann ohne weiteres, daß darin alles Erreichbare enthalten sei, und zwangen während einem Jahrtausend alle künstlerisch (plastisch) veranlagten Talente, dasselbe zu wollen: die Verherrlichung des menschlichen Körpers durch die Form; und durch diese jahrhundertelang andauernden, immer auf dasselbe wahrhaft plastische Ziel gerichteten Massenbestrebungen, die nur nach Zeitgeschmack und künstlerischer Individualität variiren, aber immer in der Hauptsache auf dasselbe herauskommen, ist diese Kunst entstanden, deren harmonische Vollendung uns zerfahrenen Barbaren nie zu erreichen möglich sein wird, und die vom grandiösesten Götterbild bis zum kleinsten Genrefigürchen alle plastische Empfindung erschöpft.

Und doch giebt es heutzutage (ein Zeichen unserer Unkultur) eine Menge Leute und Künstler, die allen Ernstes glauben, etwas „Neues" leisten zu können, zu müssen und dies zu bewerkstelligen suchen durch Motive, die sie an den Haaren herbeischleppen und

die durch sich selber schon wirken sollen, oder durch ungeheuerliche verblüffende Composition, durch Technik, Pose. Sie kommen alle nicht über das Theater hinaus, denn die Kunst des Bildhauers besteht in der organischen Durchbildung des menschlichen Körpers als Träger einer darzustellenden plastischen Idee. Seine Phantasie besteht, da jeder Affekt sich durch Bewegung und Gegenbewegung plastisch ausdrückt (oder Ruhe und Bewegung) in dem Vermögen, sich diese so vorzustellen und zu ordnen, daß eine überzeugende Darstellung möglich wird, und die gewollte Stimmung oder Affekt vollendet zum Ausdruck kommt; aber nur wahre Empfindung überzeugt im Leben wie in der Kunst und stellt sich ergreifend dar. Mangelt wirkliche Empfindung, ist sie verkünstelt, affektirt, so hilft keine Paradetechnik über das Manco weg, unwahr gedacht, unwahr gemacht, das wußten die Alten, und wir müßten es auch wissen, wenn wir darüber nachdenken wollten. Natürliche Empfindung, Denkvermögen und Darstellungstalent sind aber viel seltener beieinander als man denkt, denn so viele Künstler ich kenne, so wenige denken über ihr Metier genau nach; die meisten begnügen sich mit dem, was sie auf der Akademie eingepaukt bekamen, oder stecken in der jeweiligen Modekunstweise, Hell- oder Dunkelmalerei u. s. w., kurz in der Gegenwart bis über die Ohren, treiben sehr oft ihr Handwerk mit Geschick und Talent, nehmen aber ohne weiteres an, daß die gegenwärtige Richtung, der sie gerade angehören, die

Quintessenz alles künstlerischen Fortschrittes bedeute und sind damit zufrieden. Solche Leute sind unfähig, die Natur und die Werke der großen Meister anders als durch ihre Brille aus der Froschperspektive anzusehen. Paßt ihnen ein Stück Natur oder die Weise eines alten Meisters gerade zum Rezept, so wird bewundert, sind aber z. B. Flachlandschaften Mode, so wird der als ein Esel bedauert, der Gebirge malt, und nähert sich die Malmanier den Aeußerlichkeiten der alten Holländer, so wird über die Florentiner die Nase gerümpft u. s. w. Für die meisten Neuern aber haben die großen alten Meister nicht existirt, und wenn sie dieselben auch viel im Munde führen, so geschieht es mehr aus Gewohnheit, als aus wirklicher Ueberzeugung; es müßte sonst vieles anders aussehen. Jemand, der ein gewisses fertiges Kunstrezept kritiklos sich aneignet, wird wenn Talent vorhanden sich bald darin zurechtfinden und zur sogenannten „Meisterschaft" gelangen; daher so viele „jeunes maîtres" (wie man sie in Paris respektvoll nennt). Es hat mich früher, d. h. bis vor kurzem fast zur Verzweiflung gebracht, wenn ich sah, daß dieser oder jener so überraschend früh mit einem Meisterwerk hervorgetreten; heute läßt mich das viel kühler, wenn ich sehe, daß es meist dabei sein Bewenden hatte und die Betreffenden auf derselben Stufe stehen blieben. Man kann nicht zugleich Knabe und fertiger Meister sein. Natürlich giebt es auch Genies, die sich früh und bedeutend entfalten und bis ins Alter fortschreiten und

sich vervollkommnen. Sie sind aber rar, und für uns andere Sterbliche, die nicht so verschwenderisch ausgestattet sind von der Natur, ist es besser, man mache sich die Aufgabe, welche zu lösen ist, so klar als möglich, studire und überwache sich genau, wenn man zu reifem Urtheil und reifen Werken gelangen will; denn Erkenntniß ist die erste Bedingung und sogenanntes naives Künstlertum existirt wohl nur in Romanen. Alle die großen Künstler, welche Geschriebenes hinterlassen, Lionardo, Dürer, Alberti, Schumann, Schadow, Goethe, Herder u. s. w., gaben sich genau Rechenschaft über ihr Thun und arbeiteten nicht in den Tag hinein, und wenn diese artistoni es nöthig fanden, so vorzugehen, wie viel mehr denn unsereiner.

Es ist wahr, man kann auch beim besten Willen und Streben neben das Ziel schießen, kann sich zu viel zutrauen, mit Gewalt etwas erreichen wollen, was außer dem Bereich des betreffenden Talents liegt, oder wozu die Kraft nicht ausreicht; dann hat die Sache aber einen Haken, — man hat sich Gewalt angethan, weil man nicht klar ist über sich selbst. Ich denke dabei an mich; meine Mutter ist nicht glücklich über mein Vorgehen, daß ich meine Carierre so im Stiche gelassen, wie es den Anschein hat: unbedacht oder kapriziös. Aber Sie wissen am besten, daß das nicht der Fall ist; denn als Sie mir zum erstenmale von einem italienischen Aufenthalt sprachen, war ich von der Nothwendigkeit einer solchen Unternehmung

nur halb überzeugt; ich ging erst, als es mich an den Haaren hinzog; dasselbe ist mir passirt mit der Plastik. Ich habe diese Schritte nicht gethan aus Neugierde, um die übliche italienische Kunstreise zu machen, oder auch ein wenig zu probiren, wie das Modelliren thut. Die Sache lag anders, tiefer. Es war ein Bedürfniß, und ich hoffe, es soll sich herausstellen, daß ich Recht hatte. Hätte ich mein Geschäft in Berlin fortsetzen müssen, so wäre ich der unglücklichste Mensch der Welt, zweifellos.

Gott, wie werden Sie nach diesen zwanzig Seiten das Ende herbeisehnen, nun, ich bin auch für heute ziemlich fertig, und wenn ich zu viel fachgesimpelt, so entschuldigen Sie gütigst. Gestern war Enthüllung vom Monument, das dem armen Giordano Bruno errichtet wurde, am Platz, wo man ihn con fuoco lento lebendig verbrannt hatte. Die Demonstration war colossal. Zweitausend Fahnen: ich zog auch mit als socio del circolo artist. internazionale. Ganz Italien war da, ein Mordsspektakel. Sie werden sich im Vatikan doch wohl ein bischen geärgert haben drüber. Ein Student soll ein Telegramm an den Papst geschickt haben: Tutto pronto manca soltanto la Sua Santità. — Die Statue selber hat jedenfalls nichts vom Feuer abgekriegt, das einst den armen Ketzer verbrannt hat, das übliche, weder kalt noch warm. — Das Defilé dauerte $1^{3}/_{4}$ Stunden, und die römische Sonne schien, wie sie es an einem schönen Junitag zu thun pflegt. Zugleich war Garibaldifeier,

kurz, ganz Rom war aus dem Häuschen, nur die Pfaffen blieben drin, ich sah keinen einzigen den ganzen Tag. Die Demonstration ist die Antwort auf die Katholikenkongresse. Einstweilen ist es jedenfalls Essig mit dem potere temporale, denn so ohne weiteres spaziren die Italiener nicht wieder aus Rom heraus. Siebenundneunzig Musikbanden spielten zusammen auf der Piazza Termini, Si figuri!!

In Bälde wird, wie Sie schreiben, auch das Escher-Denkmal enthüllt. Ich denke, daß es mit Sockelfiguren, Architektur auf freiem Platz in edlem Material aufgestellt bedeutend besser wirken als im Studio. Die Porträtstatue kommt in eine Höhe, wo störende Details nicht mehr so in die Augen fallen; die Bronze ist dunkel und läßt außer der Silhouette nicht viel erkennen. Trotzdem das Denkmal einen Akt der Verehrung und Pietät für den großen Landsmann, Ihren Herr Vater darstellt, kann ich mir doch denken, daß Sie froh wären, die Enthüllungsfeier hinter sich zu haben, denn außer der wirklichen Pietät fühlt doch so ein Comité-Mitglied (so zu sagen) auch noch ein bischen Ehrgeiz. Die Gelegenheit „bestrahlt von seines Ruhmes Glanz" (entschuldigen Sie, aber ein klassisches Citat können Sie mir auf der dreiundzwanzigsten Seite schon gestatten, nachdem ich bisher an mich gehalten) selber ein wenig zu phosphoresciren, es ist ja zu verlockend. Gedruckte Festreden, vorher die edle Geschäftigkeit, die Aufopferung für den großen Zweck machen einen ausgezeichneten Ein-

druck und verleihen eine gewisse Würde. Ich nun, ganz abgesehen von dem Kunstwerth des Denkmals, dessen Mehr oder Weniger eine rein ästhetische Frage ist und nur dem Künstler Ehre oder Schande macht, die Zürcher jedenfalls kühl läßt bis ans Herz und an dem Ruhm und den Verdiensten des gefeierten Mannes kein Jota hinzufügt oder hinwegnimmt, — ich bin der Ansicht, daß das eigentliche Escher-Denkmal das Loch im Gotthardt ist. Punktum.

Nun aber Schluß! Mit den herzlichsten Grüßen und Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn verbleibe ich

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Stauffer

Rom, Dienstag den 9. Juli 1889

Verehrteste Frau und Freundin!

Mein letterone ist denke ich auf dem üblichen Wege angelangt, ob Sie aber durch die vierundzwanzig Seiten künstlerisches Reflexionsgetrümmer mühelos ans ersehnte Ende angelangt sind, lasse ich dahingestellt. Ich sollte für solche Unthaten um Entschuldigung bitten, doch ziehe ich es vor, dieser Epistel einfach ein Inhaltsverzeichniß und die Versicherung vorausgehen zu lassen, daß es sich diesmal nicht um Kreuz- und Querfahrten in meinem Kopfe und das, was darinnen spukt, sondern um Dinge handelt, die theils dem lieben Gott, theils Leuten, die er nach seinem Ebenbilde geschaffen, ihre Existenz verdanken.

Also ich werde erzählen, von einer zweieinhalbtägigen Fahrt nach Viterbo und Cometo-Tarquinia, und es wird unter anderm die Rede sein von rauschenden Eichenwäldern, verfallenen Städten, blühender Clematis, dem blauen klassischen Appennin, von einer stillen Villa, vom bethürmten mittelalterlichen Viterbo, einem Fremdenführer, dem guten Wein, von geheimnisvollen Thälern und klaren Bächen, von etruskischen Vasen, Goldschmuck, Scarabäen, von griechischem Marmor und vom uralten Tarquinia am weithinglänzenden blauen Tyrrhenischen Meer. So habe ich es wenigstens im Sinn und schicke diesen Prämiß voraus, um Ihren Muth beim Anblick des Briefes zu stärken, falls er wieder mehr als drei Bogen füllen sollte. Ja, das war wieder einmal eine schöne Fahrt, und wenn ich sie nicht in einer Ode besinge, so ist es nicht der gute Wille, der dazu fehlt. In tanto kann man das Referat auch in meiner Prosa lesen, denn Dinge, wie die eben indizirten, brauchen nur genannt zu werden, um sogleich eine Fülle schöner Stimmung wach zu rufen, die sogar das holperige Vehikel, womit unwürdige Schriftsteller wie meine Wenigkeit ihre Eindrücke zu kutschiren pflegen, erträglicher gestaltet.

Mittwoch. So weit kam ich gestern, dann ging ich ins Restaurant, sah im Bücherladen die divina commedia, übersetzt von König Johann von Sachsen, genannt Philaletes, kaufte sie, fing an zu lesen und las die ersten achtzehn Gesänge des inferno. Eine eigenthümliche Dichtung; wenn ich sie vergleichen

sollte, so kämen ihr nach meiner Meinung die Werke von Giotto am nächsten. Dieselbe gigantische Komposition und Darstellung. Vor solchen Werken steht man wirklich wie ein Knabe. Unmöglich, sich eine Zeit- und Geistesbewegung vorzustellen, die von solchen Werken gekrönt wird. Alles riesenmäßig wie im Homer und rührend einfältig wie dort, überhaupt in den großen Zeiten der Kunst. Die Raumandeutung, der Hintergrund, worauf die Chose vor sich geht, wie ein zeitgenössisches Bild. Daß ich dieses Buch jetzt gerade zum erstenmale unter die Hände bekommen und nicht früher weiß ich zu schätzen. Im Original könnte ich es jetzt noch nicht lesen, aber im Lauf der Jahre wird auch das möglich werden. Die Uebersetzung von König Johann scheint übrigens sehr getreu und fleißig zu sein. — Das reine Wunderland, dies Italien; wo man das Näschen hinstreckt, überall etwas Schönes, man kann der Eindrücke nicht Herr werden. Das immerwährende Fühlen und Sehen großer Kunst aus allen möglichen Epochen kann nicht anders als den Geist, die Anschauung läutern und konzentriren auf das wirklich Erstrebenswerthe, denn setzt man diesen Eindrücken nicht die ganze Arbeitskraft entgegen, um sich ein bischen im Gleichgewicht zu halten, so wird man einfach erdrückt. Aber trotzdem gethan wird, was möglich, so kann man certi momenti doch nicht loswerden, wo, ma non se ne parla. An meiner Figur arbeite ich mit großem, immer größerem Eifer so fleißig als möglich, in der Hoffnung, diesmal wirklich etwas

zu Stande zu bringen, was einen Fortschritt über meine früheren Arbeiten bedeutet, denn der Adorant, wie Sie ihn aus der Photographie kennen, ist doch erst eine Studie zu einer anzufertigenden Figur oder Statue. Diesmal aber, wenn der liebe Gott will, soll eine Statue wirklich gelingen. Noch fehlt Verschiedenes oder ist richtig zu stellen an der großen Pose, aber ich habe einen frischen Blick, und die Mängel bleiben mir nicht verborgen. Ich lebe in Angst und Hoffnung, denn nun ich eine Reihe der Hauptschwierigkeiten schon überwunden, kann ich etwa taxiren, was zu thun noch übrig bleibt, und es ist noch genug. Bringe ich die Figur zu Stande, so wie ich denke, dann ist es mit Aufwand aller meiner Kunst geschehen, certo.

Doch ich halte mein Programm schlecht ein und will lieber von Viterbo erzählen. Wenn Sie mal nach Italien kommen, sollten wir uns diese Gegend miteinander ansehen. Bei Attigliano, der zweiten Station verso Firenze zweigt die Bahn ab, und man steigt durch bewaldete Basaltthäler auf das Plateau von Grotte S. Stefano immer mit der Aussicht ins schöne Land, aus welchem ruhig und schön geformt Berg um Berg aufsteigt bis in die Fernen von Perugia und dem Trasimenischen See. Das reiche wechselvolle Bild des Tiberthales mit seinen Uferpappeln, den Olivengärten, bethürmten Städten auf den überragenden Höhen, wie es nach unendlichem farbigen Hin- und Wiederspiel allmählich in einem Meer von Glanz und Duft zerfließt, aus welchem still und blau der ferne

Appennin hervorleuchtet, vermag ich Ihnen nicht zu schildern, bisogna vedere. Die Gegend von Grotte S. Stefano, Montefiascone und Viterbo bildet eines der eigenthümlichsten Landschaftsbilder, die ich je gesehen, und die Fülle und Großartigkeit der Motive läßt vermuthen, daß der liebe Gott auf diese Komposition besondere Sorgfalt verwendet. Große Eichenwälder auf weiten welligen Lagen im Vorder- und Mittelgrund, auf die man aus mäßiger Höhe herunterblickt und die, indem sie das Thal zum Theil verbergen, sich abheben von dem Chor der Berge, welche jenseits wie die Sitzreihen eines ungeheuren Theaters sich aufbauen bis hinüber zum Centralappennin. Ziehen nun zufällig große Wolkenschatten über die Landschaft bis zum Ende des weiten Mittelgrundes, wo dieser sich ins Thal senkt, so brechen sie dort jäh ab; das ganze Amphitheater dahinter bleibt aber erleuchtet, und das Auge fühlt zwischen beiden Plänen einen Raum, den es zu messen nicht im Stande ist, und der Eindruck der schon an und für sich großartigen Landschaft steigert sich auf unsagbare Weise.

Von Viterbo, Bagnaia, Ferento aus immer dasselbe Schauspiel. Als wir bei Montefiascone vorbeikamen, dachten wir an den theuern Wein vom vorigen Jahr und ließen uns die Stimmung dadurch nicht weiter verderben. In Viterbo selbst stiegen wir in dem braven Albergo ab und machten einen Gang durch die altertümliche Stadt, wo einst Kaiser Friedrich dem Papste die Steigbügel hielt. Als wir

den Weg zum Dom nicht gleich zu finden wußten, fragte ich einen alten Vertrauen erweckenden Herrn, der „zufällig“ dieselbe Straße ging, um Auskunft, die er auf die liebenswürdigste Weise gab, uns begleitete, kurz, so höflich und zuvorkommend war, daß wir ihn anstandshalber zum Abendessen einladen mußten und den ganzen Abend nicht los wurden. Zur Strafe mußte er dann in schon etwas vorgerückter Stunde mit einem gehörigen Zöpflein nach Hause traben. Als ich den Kellner fragte, wer der Herr sei, stellte es sich heraus, daß wir auf den einzigen Fremdenführer, den es in Viterbo giebt, mit gewohnter Schlauheit hereingefallen waren. Man lernt nie aus. Der dienstfertige Herr wollte auch alles für den folgenden Tag arrangiren, und um das zu verhindern, hatten wir dem Mann das Zöpflein angehängt, damit er morgens ein wenig länger schlafen möge. Wir aber fuhren in der Morgenfrühe nach dem verfallenen Theater von Ferentum, das überssponnen von Epheu und blühender Clematis mitten im weiten Lande und Sonnenschein einsam und vergessen aufragt, als der einzige Ueberrest einer volkreichen Stadt, die wohl schon recht lange zerstört sein mag, denn außer dem Theater sieht man nur noch zwei oder drei kleine Mauerreste. Die Fahrt durch die blühenden Gründe bis nach Ferentum, die völlige Einsamkeit und Stille des frühen Morgens, das Theater in der summenden Wildniß, — es war der 30. Juni. Wir lagen wohl eine Stunde auf den mächtigen Bogen des völlig erhaltenen Hemicyclus

für die ehemaligen Zuschauer und blinzelten über das Proscenium weg nach dem Appennin und über das weite Land zwischen Toscanella, Montefiascone und Viterbo. Wir zwei, Klinger und ich, passen entschieden gut zusammen; keiner stört je des Andern Stimmung, und für alles Schöne hat jeder dasselbe Gefühl und Interesse wie der Andere. Als wir unsern Gaul und Kutscher, die wir auf der entfernten Landstraße in der Sonnenhitze hatten warten lassen (fece un bel caldetto), wieder gefunden, trabten wir weiter nach der prächtigen Villa Lati in Bagnaia, vier Kilometer von Viterbo. Es soll, und ich glaube wohl, daß es so ist, eine der schönsten Villen von Italien sein. Steineichen, Platanen, vorzügliche Statuen, Säulengänge, kühle Wasserkünste nach den Plänen von Bramante, das Ganze immer mit der Aussicht auf die zuvor angedeutete Landschaft; doch das sollten Sie selber sehen. Unterdessen hatten sie uns im Albergo zwei Hühnchen gebraten, und bis spät Abends saßen wir in der kühlen Halle beim guten Wein von Viterbo im Zwiegespräche über das Schöne, was wir an dem Tage gesehen und empfunden hatten — es war einer der schönsten, die ich bis jetzt erlebt.

Am andern Morgen früh mit einer Vettura von Viterbo hinüber nach Corneto Tarquinia. Eine der packendsten Sachen hier in Italien bildet der spontane Wechsel des Landschaftscharakters. Eine halbe Stunde Wegs von Viterbo, diesem Paradiese, beginnt eine schwermüthige unfruchtbare Hochebene, die sich aus-

dehnt nach Toscanella und Monte Romano. Vorüber an Pretalla und den Erhebungen von Bracciano langten wir nach fünfstündiger Fahrt auf den verbrannten kahlen Höhen über Corneto an, wo die Straße nach dem Meer abfällt. Längs dem alten Aquaducte von Tarquinia, geblendet vom glühenden Sonnenschein und Meerreflex, der dort jede Vegetation zerstört hat (nachdem einmal die Wälder abgeholzt waren) zuletzt zwischen den berühmten Gräbern von Tarquinia gelangten wir endlich, eine wandelnde Staubwolke, nach Corneto. Im Albergo war es äußerst gemüthlich. Ich empfinde es so angenehm, jetzt ganz ungehindert mit den Leuten verkehren zu können, wie wenn's deutsch wäre (wenigstens was die Dinge betrifft, welche auf Reisen in Frage kommen). Man versteht mich immer aufs erste Wort, und es fallen dadurch eine Menge Chikanen weg, die mich früher nie zum völligen Genuß kommen ließen. Wenn nicht Klinger mit seinem barbarischen Italienisch manchmal dazwischen führe, was kein Christenmensch verstehen kann, würde ich oft denken, ich reise um Bern herum. — In Corneto ist ein ganz einziges Museum von etruskischen Vasen und Alterthümern, wirklich eine stupende Sache. Der Custode erzählte uns (ein Zeugniß, wie früher in Italien gewirthschaftet wurde), daß vor einigen Jahren noch jeder Fremde oder Einheimische graben konnte, wie und wo es ihm beliebte, und was er fand, für sich behalten. Auf diese Weise füllten sich die Museen aller

Herren Länder mit den Vasen von Tarquina, der Haupt- und Mutterstadt Etruriens, von welcher nichts übrig geblieben als die Gräber. Die Lage von Corneto ist prachtvoll, man sieht vom Monte argentaro bei Orbetello bis nach Fiumicino, aber überall dort dem Meere nach Malaria der schlimmsten Sorte. In der Stadt selbst alte Kirchen, gothische Paläste und vor der Stadt fußhoher Staub. Den Besuch der Gräber versparten wir uns deshalb auf ein andermal, denn wir hatten für diesmal genug, sowohl Staub als Eindrücke. Vervollständigen werde ich Ihnen dieses Racconto mündlich, denn auch wenn ich noch viele Bogen dazu schriebe, ich könnte doch nicht ein erschöpfendes Bild geben von den 1000 Sachen, die wir in den Museen von Corneto gesehn Gemmen, Goldschmuck, Vasen u. s. w. u. s. w. Zuletzt ferrovia Corneto Civitàvecchia Roma, — trattoria cena — letto — sonno — sogno.

Montag, den 14. Juli 1889

Immer liegt der Brief noch da und harrt eines Schlusses. Meine Arbeit macht immer mehr Fortschritte trotz der etwas sehr hohen Temperatur, die in bassa Roma, wo mein Atelier sich befindet, gestern und Freitag 36½ Cel. am Schatten erreichte; letztes Jahr wurde es nur zwei Tage 35 oder 34½, während die ganze letzte Woche die mittlere Temperatur 34½ war. Doch die Temperaturfrage kommt in zweiter Linie; bis ich die Figur in Gips formen kann, muß

ich bei der Stange bleiben unter allen Umständen. Rom ist wie ausgestorben; alle Künstler, Herrschaften, wer es nur ein bischen vermag, ist verreist ins fresco ans Meer oder ins Gebirge; selbst unsere Portierfrau reiste heute Nachmittag in die Bäder von Viterbo. Ich aber will gerne noch bessere Hitze ausstehen, wenn, wie es allen Anschein hat, diesmal der Wurf ohne große Vorbehalte gelingt.

Mit den besten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn und den herzlichsten Grüßen verbleibe ich Ihr dankbar ergebener

K. Stauffer

In nicht allzu ferner Zeit kann ich wenigstens photographiren lassen; wie ich den Moment ersehne, Ihnen nach so viel Briefen endlich etwas Wirkliches zeigen zu können.

Rom, Sonntag den 4. August 1889

Verehrteste Frau und Freundin!

Rom hält Siesta, alles schläft hinter geschlossenen Läden; auch ich verhalte mich ruhig im dunkel verhängten Studio, und nur meine Gedanken wagen sich heraus, weil ihnen als körperlosen Wesen die Sonne nicht auf den Buckel brennen kann wie ihrem Herrn. Die stillen Nachmittagsstunden eines römischen Augustsonntages erzeugen eine eigenthümliche Stimmung. Ueber das Nächste, Wirkliche hinweg kriechen aus allen Ecken Erinnerungen und Bilder, die den Geist angenehm beschäftigen: große Kunstwerke und die

Fortschritte in deren Erkenntniß, schöne Landschaftsbilder, gute Freunde, kurz alles, was zum Seelenfrieden eines Künstlers beiträgt. Da fühle ich auch zu meiner Beruhigung eine alte Präoccupation schwinden, die noch von München her in mir spukte und durch die Beobachtungen an meinen Bekannten und Freunden viel Wahrscheinlichkeit gewonnen hatte. Ich hatte, wer weiß woher, den Glauben, daß der Künstler mit dem circa fünfunddreißigsten Jahre die Fähigkeit zur Weiterbildung verliere und sich von da an darauf beschränken müsse, das bisher Erlernte möglichst gut zu verwalten und zu verwerthen. Je näher ich nun diesem Alter komme, um so fühlbarer wird zwar der Kontrast zwischen dem, was ich bis zum ominösen fünfunddreißigsten Jahre, wenn die Fortschritte im bisherigen Tempo marschiren, noch zu bewältigen im Stande wäre — um so klarer wird mir aber auch die Thorheit; denn die Natur hat uns gewiß nicht von vornherein dazu verdammt, mitten im Leben, gerade da, wo Erfahrung den Bemühungen zu Hilfe kommen könnte, auf weiteres, erfolgreiches Studium verzichten zu müssen und kurz nach endlich erlangter Erkenntniß der zu lösenden Aufgaben mit gesundem Geist und Körper stille zu stehen. So lange man klar zu denken vermag sehe ich kein Hinderniß für Weiterentwicklung; freilich gilt das Gesetz der Trägheit auch im Reiche der Geister. Bequemlichkeit und Eitelkeit in ihren vielen Formen hindern gewöhnlich am Fortschritt noch mehr als materielle Schwierigkeiten.

Ich kann ein gewisses Heimweh nach dem Belvoir nicht verläugnen und wünsche sehr den Moment herbei, wo ich die Arbeit an meiner Statue vorläufig abschließen und eine kleine Pause machen kann. Die anderthalb Jahre in Italien hatten ihre Wirkung; ich habe zu viel in dieser kurzen Zeit gesehen, gelernt, erlebt, um nicht sachte das Bedürfniß eines kleinen Halts zu fühlen. — Dadurch, daß ich die Plastik lerne, hat sich nicht nur mein Verständniß für Werke dieser Kunst sehr ausgebildet und ist mir eine ganz neue Welt der Tätigkeit und des Genusses aufgegangen; auch meine Ideen von Malerei haben sich unter dem Einflusse dessen, was der Künstler hier in Italien zu sehen bekommt, verändert. Jedenfalls habe ich jetzt ein klareres Bild, worauf ich bei meiner späteren Malerei abzielen werde, als vor anderthalb Jahren. Welcher wirklich künstlerisch beanlagte Mensch ginge wohl ungerührt vorbei an dem Massentriumphe italienischer Kunst. Man muß Antike und Italiener von Giotto bis Rafael kennen, um so recht zu fühlen, wie die Freude an den Werken der Natur unter Meisterhänden sich herrlich zu gestalten und eine zweite Welt für die Feiertage zu schaffen vermag. Keine christliche Kunst wirkt so in der Gesammtheit wie die italienische. Auch der Norden hat seine unsterblichen Meister, Eyck, Rogier, Memling, Schoen, Wohlgemuth, Dürer, Holbein, Rubens, van Dyck, Rembrandt, Hals, aber ich nehme, indem ich diese Meister aufzähle, schon drei Jahrhunderte und drei

Nationen zusammen, während die einzige Nation der Italiener in einem einzigen Jahrhundert mehr große Künstler hervorgebracht hat, als alle anderen zusammen. Zwar haben die Italiener nicht tiefer empfunden als die Deutschen, oder gar besser gemalt oder großartiger gedacht — es giebt wohl in der ganzen italienischen Kunst kein Werk von solcher Seelentiefe und Inbrunst wie die Holzschnittpassion von Dürer, oder Figuren von zwingenderer Gewalt, als seine vier Apostel in München. Linardo nicht ausgenommen. Aber — die Kunst des Quattrocento ist wie keine andere der Spiegel einer glücklichen, prächtigen Zeit, und die naive Freude am Schönen blüht förmlich aus ihr hervor. Schöne Menschen in reichen Gewändern handeln und wandeln in marmornen Palästen und goldenen Hallen; stille Madonnen ruhen auf blühenden Wiesen und empfinden ihr Mutterglück, und die Himmel hängen voller Engelein und voller Geigen. Wird auf einem Bilde gekämpft, so geschieht es in prachtvollen Kunstrüstungen, und man hat so ziemlich die Garantie, daß Helden von solch entwickeltem Kunstgeschmack und angethan mit so köstlichem Gewehr, sich die Ornamente gegenseitig nicht zu sehr ruiniren und sich kaum arg was zu Leide thun werden. Brät oder quält man aber wirklich einen Heiligen, oder schlägt Johannes dem Täufer den Kopf ab, so geht derselbe ja unmittelbar zur ewigen Glorie und Seeligkeit ein, und man möchte ihm eher zu seinem supplicium gratuliren, als ihn

beweinen, zumal ihm als einem wahren Heiligen (und andere als solche werden auf guten italienischen Bildern nicht umgebracht) Braten oder Viertheilen ein wahres Kapitalvergnügen sein muß, wo bliebe sonst die Heiligkeit? Also der Santo freut sich, daß er geköpft wird, die Heiden, daß sie ihn beim Wickel haben, der Henker, daß er was zu thun hat, und Herren und Damen, welche der Künstler zum Schauspiel versammelt, sind vergnügt, daß sie was zu sehen kriegen (wie heutzutage auch). So ist für Jeden gesorgt und auch hier eitel Lust und Freude.

Ich wollte aber eigentlich von der Kapella Sixtina erzählen, und daß ich endlich auch zur Würdigung dieser Kunstwerke durchgedrungen bin. Nach anderthalb Jahren! werden Sie denken. Die Verzögerung erklärt sich aus verschiedenen Ursachen leicht. Im Anfang meines hiesigen Aufenthalts hatte ich für Malerei nicht viel übrig, und dann hatte ich bei meinen drei früheren Besuchen sehr schlechtes Licht getroffen für die Decke, so daß mich die Wandfresken der älteren Florentiner hauptsächlich interessirten. Diesmal war die Beleuchtung vorzüglich und außer einem Perser im Nationalkostüm mit Dolmetsch, zwei Herren von der französischen Akademie, die hoch auf Gerüsten saßen, und meiner Wenigkeit Niemand weiter im schönen Raum als ein langhaariger Deutscher mit Gattin à la Frau Prof. . . . . Er (Jägernormalianer) schien mit der Kunst in irgend einer Weise (vielleicht als Lehrer für Freihandzeichnen

in einer höheren Töchterschule) zusammenzuhängen, denn er „bannte“ den ganzen Vormittag den Geist Michelangelos, oder besser ein paar magere Contouren mit den klassischen Gebärden künstlerischer Begeisterung auf einen Bogen Zeichnungspapier. (Wie einer überhaupt zeichnen mag in der Sixtina?!) Wenn er so, den edlen Strohkopf kühn nach hinten werfend, die blitzenden Augen zum Gewölbe aufklappte, schien der Bleistift in seiner Rechten zum Speer zu werden, und ich dachte an Cervantes' unsterblichen Helden. Die Frau unterdessen hatte sich auf eine Sitzreihe hingegossen und verzückte egal, bis sie's endlich lassen mußte, weil ihr das Genick zu weh that. Seit ich in Rom bin, habe ich nie das Bedürfniß gefühlt, ins Theater zu gehen; wer sich ein bischen auf Komik versteht, der kann hier sein Geld sparen. — Ein Mensch, der sich innerhalb seines Berufes und Ideenkreises bewegt, wirkt immer proportionirt und natürlich und giebt zum Lachen nicht mehr Anlaß als der größte Geistesheld; nur wenn er für etwas anderes gelten will, als er wirklich ist, fangen seine Schellen an zu klingeln. So z. B. ein Parvenu ist an und für sich nichts weniger als etwas Komisches, erst die Eitelkeit macht ihn zum Narren. Eine der weitverbreitetsten Narrheiten hat aber entschieden die Langeweile zur Welt gebracht, ich meine die, mit dem Reisebuche in der Hand den Kunstwerken der ganzen Welt nachzulaufen und davor Begeisterung oder gar Verständniß zu heucheln. Gewiß nicht vielen

offenbart sich so rücksichtslos ein Theil der menschlichen Tragikomödie wie einem Künstler, der das reisende Publikum in den italienischen Sammlungen beobachtet. Unsereiner plagt sich sein ganzes Leben zum Verständniß der Kunstwerke durchzudringen, nähert sich ihnen nur völlig gesammelt und in bester Stimmung und ist gezwungen, jedesmal Zeuge zu sein, wie vor jedem Kunstwerk die Komödie wieder losgeht: keiner der Dumme sein will, der weniger sieht oder empfindet als die Anderen, gerade wie bei Kaisers neuen Kleidern in Grimms Märchen. — Daß nicht alle Leute gleichmäßig empfinden und daß dem Eenen sin Uhl, was dem Anderen sin Nachtigall ist, erklärt sich hinlänglich aus der Verschiedenheit der Beschäftigung eines Jeden, und Niemand braucht sich deshalb zu geniren. Einem Berner Metzger ist der Ostermontags-Ochse, was mir z. B. der David von Donatello u. s. w., jeder secondo gusto, nur keine Affectation und keine Phrasen. Zu diesem schon perfecten (in Geschmack und Urtheil) Publico gesellt sich die lernbegierige ästhetische Jugend, die englischen Jungfrauen, meist begleitet von einem alten Drachen mit Brille und wenigstens drei Bänden Kunstgeschichte, aus denen stundenlang vor den Kunstwerken laut vorgelesen wird. O madonna mia! ist das eine Plage. Am schlimmsten erlebte ich es in Florenz vor den Fresken Giottos in S. Croce und half mir in der Verzweiflung wie ich konnte, denn auch dem Wurm ist sein Stachel gegeben. Skizzenbuch heraus und unverfroren die

Vortragende zu konterfeien angefangen — brutal aber probat. (Auge um Auge, Zahn u. s. w.) Wie gleichgültig können einer englischen Lady Giottos Fresken sein, von denen es schlechterdings nicht möglich ist, etwas zu capiren, wenn nicht langes Studium der Malerei und speciell der gothischen Kunst vorangegangen. (Burckhardt sagt zwar das Gegentheil im Cicerone.)

Freitag, 9. August 1889

Seit ich das obige geschrieben, ist Freitag Nachmittag geworden und nach der gestrigen infernalen Hitze ein Scirocco übers Land gekommen, der noch bei weitem schlimmer ist, so daß ich heut Nachmittag den Giovanni zu seinem großen Vergnügen laufen ließ. Hitze, meinetwegen, nur nicht Scirocco. Ich bin bei dem Publikum in italienischen Galerien stehen geblieben. Ja, die Barbarenhorden ziehen immer noch heran in das bel paese che il mar circonda e le alpi, nur sind es heutzutage nicht mehr die Italiener, welche die Invasion bezahlen.

Gegenüber Kunst verhält sich der Italiener viel richtiger als der Deutsche oder Franke; es fällt hier zu Lande keinem Menschen ein, Museen der Mode halber abzuklappern. In Italien steckt eben noch ein gutes Teil antiker Menschenverstand und Lebensart trotz aller Decadenz und Verlotterung. Ein Deutscher, der herkommt, mag zehnmal mehr wissen (was heißt überhaupt wissen?) als ein gebildeter Italiener, etwas

Barbarisches hängt ihm neben diesem fast immer an. Nun vollends die deutschen Frauen im Ausland haben mehr oder weniger alle etwas von jenem fatalen Typus à la Frau Professor.... — was ich so von weitem wenigstens sehen und hauptsächlich hören konnte. Der Reisende in der Fremde, wenn er sich nicht eine gewisse Reserve auflegt und sucht so wenig als möglich aus der Menge herauszufallen, bietet dem Eingebornen zu leicht Anlaß zum Spott, ob mit oder ohne Grund kommt nicht in Betracht, und Deutsche, speziell Norddeutsche, haben dafür meist gar keinen Sinn, sondern geriren sich immer wie bei sich zu Hause. (Siehe Feuerbach, Vermächtniß, letzter Teil.) Einmal in Rocca di Papa traf ich bekannte Berliner Herren und Damen, die auf ihre Weise mit dem „Volke" glaubten ihren Spaß zu haben und auf italienisch (Si figuri che voba) Witze machten; das „Volk" aber invece war ihnen weit über und gab's ihnen fein und grob in jeder Nummer; glücklicherweise verstanden die Herrschaften nur ihr eigenes Italienisch und das der Roccapapaner nicht; ich war aber nicht in derselben glücklichen Lage und machte, daß ich wegkam. Witze machen auf italienisch ist nicht so leicht!

Sonntag, den 11. August, so und so viel Grad Réaumur. Seit Freitag immer die gleiche Hitze mit Scirocco, infernal. — Also Fortsetzung. Ich bin hier schon in der Mitte des fünften Bogens angelangt, quasi am Schlusse eines schon über Normal-

größe angewachsenen Briefes und habe das eigentliche Thema noch gar nicht berührt vor lauter Allotria. — Ich bemerke, daß meine Scripti immer länger werden, und doch kann ich Ihnen nicht den kleinsten Theil von alle dem Material, welches ich in meiner Plaudertasche aufspeichere, mittheilen. Ich möchte so in einem fort schreiben und (Gott sei Dank, daß es nicht geschieht, werden Sie denken) käme doch zu keinem Ende. — Für heute will ich die Sixtina und die Stanzen noch in Frieden lassen und bitte Sie, diese Blätter nur als Einleitung zu einem nächsten Scriptum anzusehen, worin dann aber (so Gott will) wirklich von den schönen Sachen die Rede sein soll.

Es war doch zum großen Theil noch ein gewisses Vorurtheil, welches mich im Anfang hinderte, die Sixtina und die Stanzen ganz zu genießen, und das erst zu überwinden war: Seit ich Kunst zu studiren anfing, hatte ich diese Werke immer nur in Reproduktion (und meist sehr schlechter) gesehen, Contourzeichnungen, Stiche, undeutliche Photographien und diese meist auf den Kathedern der Kunstgeschichtsprofessoren Traechsel, Carrière u. s. w. Dann sah ich mit Berufung auf diese herrliche Menschen so viel langweiliges akademisches Zeug pfuschen, man denke nur an die Schule Kaulbachs und Schnorrs und Cornelius' maustodten Angedenkens, die diese Namen (Raffael) immer im Schilde führte und sich einbildete, daß ihre Contourmonstren und Linien-Phraseologien Kinder desselben Geistes wären, diese Sorte „monu-

mentaler Malerei", welche in München und Berlin an allen Wänden blaßt und sich ausgibt als Kunst im Sinne der italienischen Renaissance (was ich früher aus Unkenntniß der Originale gläubig hinnehmen mußte) — das alles hatte mich gegen Raffael und Michel Angelo (lachen Sie nicht) erst mißtrauisch, dann gleichgültig gemacht; abgesehen davon, daß die langweiligsten deutschen Kunstgeschichtsprofessoren dieselben fortwährend in ihre ästhetischen Wassersuppen einbrockten. Wenn, dachte ich mir, Das (das „Das" wird gleich erläutert) die höchste Kunstblüthe sein soll, so ist mir Anderes lieber. Aus all dem, was ich hörte und sah, mußte ich nothwendigerweise annehmen, daß die Zeit Ludwig des Ersten ungefähr das wäre, was die Epoche der Medicäer und Julius des Zweiten, und in meinem jugendlichen Verstande warf ich Raffael mit Schraudolph, Michel Angelo mit Cornelius, Fra Angelico mit Overbeck zusammen, und da mir dieses gloriose Dreigestirn der „Wiedergeburt" der deutschen Kunst von jeher verdächtig war, so erging es eben den drei anderen auch nicht besser, und ich konnte mir die italienischen Fresken Jahre lang nicht anders vorstellen, wie als schlechte Malereien aus den vierziger Jahren oder als Holzschnitte aus einem billigen Grundriß der Kunstgeschichte für Schule und Haus. — In welchem Höllenpfuhl würde wohl Dante diese Nahrungsmittelfälscher peinigen lassen?

O, um diese moderne Verständnisvermittelung

von unberufenster Seite, und daß Leute wie Lübke, die solche Bücher schreiben, dabei ihre Rechnung finden! Man will eben heutzutage Alles fertig kaufen, auch das Urtheil; auf diese Weise riskirt man keine eigene Meinung, wenn man eine hat, und falls dies nicht der Fall ist, und man doch über eine Sache sprechen möchte, von der man nichts versteht, so finden sich in diesen Büchern die nothwendigen Phrasen, Schlag- und Stichwörter, um sie an Stelle von lebendigen Begriffen zu verwenden. (Ich spreche hier nicht von Werken wie Burckhardts Cicerone.) Aber auch der verständige Beschauer wird durch Vorgelesenes, Gehörtes oder Gesehenes am naiven Genuß des Originals verhindert, weil er unwillkürlich mit vorgefaßter Meinung vor die Werke tritt, manchmal mit dem fertigen Urtheil schon in der Tasche. Wie man solche gang und gäbe Phrasen, z. B. Michel Angelo hätte keinen Farbsinn gehabt, oder Tizian hätte schlecht gezeichnet, fertig, ohne weiter darüber nachzudenken, übernimmt und unwillkürlich den einen nur auf Form, den anderen nur auf Farbkontraste hin ansieht, auf die anderen Vorzüge aber gar nicht erst achtet, also nie Tizian auf Zeichnung und Michel Angelo als Koloristen genießt und so ein ganz falsches Bild bekommt, habe ich an mir selbst erfahren. Ob dieser Mangel an richtiger Beobachtung lediglich der schlechten Lektüre oder zum Theil auch der stufenweisen eigenen Entwicklung zuzuschreiben sei, welche die völlige Erkenntniß aller Vorzüge, somit die Totalwürdigung (wenn man von

einer solchen überhaupt sprechen kann) eines Werkes erst spät zuläßt, kann ich nicht entscheiden; es wird ein Bischen vom einen und ein Bischen vom anderen sein. Wie viele Stufen zählt die Leiter künstlerischer Erkenntniß; von wie tief unten müssen wir den Anstieg beginnen, und wie langsam geht es damit. Habe ich doch erst ganz kürzlich in der vatikanischen Pinakothek Tizian begriffen oder glaube es wenigstens. Böcklin sagt: jeder, der heutzutage etwas Gutes leisten wolle, sei gezwungen, sich die Kunst neu zu erfinden. Dies ist richtiger, als es auf den ersten Blick scheinen sollte (cum grano salis), dürfte aber immer so gewesen sein, denn wenn einer nicht Andere blindlings nachahmen will, so muß er schließlich trotz der besten Schule selber suchen, das, was ihn umgibt, die Natur, künstlerisch zu erkennen, Anschauung davon zu erwerben und die Mittel zu finden, sich künstlerisch auszudrücken, d. h. das Vorgestellte plastisch oder malerisch erschöpfend darzustellen. Fremde Hülfe, Schule, kann ihm nur die Mittel der Darstellung zeigen und geläufig machen und den Schüler lernen, sein Machwerk immer mit der natürlichen Erscheinung in strengen Vergleich zu bringen. Da hat's aber ein Ende. Nachher muß er sich selber weiter bringen durch das Studium der großen Meister, durch Forschen nach deren Naturauffassung, durch Meinungsaustausch mit Gleichstrebenden, vor allem aber durch fortwährende Beobachtung der Natur und Uebung in der Darstellung. Auf diese Weise lernt er die malerische

und plastische Erscheinung der Dinge immer besser erkennen, Darstellungsvermögen und Anschauung klingen schließlich zusammen: aus dem Schüler ist ein Meister geworden (nach meiner unmaßgeblichen Vorstellung von der Sache). — Die Anschauung und Künstlerschaft eines Anderen kann man aber nicht so ohne weiteres fertig übernehmen und für sich verwenden, das sollte sich eigentlich von selber verstehen; der Nachahmer bleibt in den Aeußerlichkeiten stecken, wie die Bildhauer und Schriftsteller im Anfang des Jahrhunderts, die das Wesen griechischer Kunst in gewissen Körpermaßen suchten, statt in organisch vollendeter Darstellung. Es ist sonderbar, daß auch Goethe, von dem doch, wenn ich nicht irre, der Spruch herrührt: „Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", glaubte, daß plastische Schönheit in gewissen bestimmten Maßen bestände, und daß, um mit den Griechen Gleichwerthiges zu produziren, man sich einfach dieser Zauberformel $7\frac{1}{2}$ oder was weiß ich wie viel Kopflängen u. s. w. zu bedienen hätte. Künstlerische Produktion ist überzeugende, bildgewordene Naturanschauung und Empfindung.

Nun genug von Kunst diesmal. Mit den besten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn

Ihr ergebener dankbarer

Stauffer

Ich werde nächstens meine Briefe erst brochiren lassen, ehe ich sie abschicke. Verzeihen Sie!!

Rom, den August 1889.
Via Margutta 54.

Verehrteste Frau und Freundin!

Gedenkend der Stylungeheuer, die ich von Zeit zu Zeit fabricire und an Sie als Römerbriefe (der Apostel Paulus halte zu gut) absende, spricht mein Gewissen laut und deutlich etwa Folgendes: Mensch, wie kannst du, bei sonst leidlich entwickeltem Geschmack, die schönsten Dinge der Welt fortwährend erbarmungslos in Deiner Prosa herumziehen, ohne im Stande zu sein, ihnen eine neue Seite abzugewinnen, oder Deine Empfindung klar und präzis in Worte zu fassen. — Dagegen ist schwer viel zu sagen. Jedennoch läßt sich zu meiner Rechtfertigung einiges anbringen. Diese meine Schreiberei ist zwar weder künstlerisch im Stande, von den Dingen, über welche sie handelt, eine complete Vorstellung zu erwecken; doch ist es auch kein direktes Blech, und wenn von bildender Kunst in Italien oder anderswo die Rede ist, so möchte ich diese negative Thatsache schon beinahe Verdienst nennen. — Wenn manchmal bei Nennung eines stillen Werkes Ihre Erinnerung klingt und die Bilder aus Italien sonnig heranziehen, so ist mein bescheidener Zweck erreicht, dem freilich öfter als nöthig meine breite Figur im Wege stehen mag. Ich denke somit durch diese Briefe nichts Schlimmes anzurichten, am allerwenigsten an den Dingen, von welchen manchmal drin die Rede ist, denn mit Worten allein fügt man der bildenden Kunst

nichts zu, weder Gutes noch Böses. Das haben auch Winckelmann und Goethe erfahren, denn trotz ihrer Schriften hat man nach ihrem Tode genau so schlecht gemalt wie vor ihrer Geburt. Der bildende Künstler kann für sein Metier vom Schriftsteller, auch wenn er Goethe heißt, nichts profitiren, und wenn er noch so sehr den Beruf zur Lehrerschaft in sich fühlt. Poet und Maler gehen verschiedene Wege, und keiner hat dem andern ins Zeug zu reden. — Merkwürdig ist, daß man gerade zu Goethes Zeit, als man dachte, die Gleichberechtigung der Künste entdeckt zu haben, doch versuchte, die Malerei durch ästhetische Schriften zu fördern und gewissermaßen das Verständniß des Malers für seine Kunst durch litterarische Mittel zu heben. Wenn es nicht beruhigend wäre, zu sehen, daß sogar ein Mensch wie Goethe manchmal irrte und wie andere Sterbliche mit Mängeln behaftet war, so möchte man diejenigen seiner Schriften, wo er darthut, daß neben dem großen Dichter auch ein großer Dilettant in ihm steckte, beinahe bedauern. Dilettirt hat er als Staatsmann (Minister), Maler, Bildhauer, Musiker, Naturforscher u. s. w., und seine vielen Steckenpferde waren ihm gewiß ebenso theuer als der Pegasus.

Man lese nur seine italienische Reise. Ich sagte vorhin, die Goethe'schen Schriften über Malerei und Plastik hätten der Entwicklung dieser Künste direkt weder geschadet noch genützt; das ist wahr, aber si tacuisses etc., sie haben das schlechte Beispiel gegeben

und das moderne Berufsrecensententhum geschaffen. Gestützt auf Goethe'sche und Winckelmann'sche Autorität, schreiben heutzutage alle möglichen Ignoti über Kunst und machen Gesetze und Vorschriften. Passiren bei solchen Gelegenheiten einem Manne wie Goethe schon wunderliche Sachen, um wie viel mehr einem uomo qualunque. Schreibt Goethe über bildende Kunst, so bleibt er auch auf dem Holzweg der größte Genius seiner Zeit, und sein persönliches Beobachten und Empfinden auf diesem Gebiete ist, auch wenn man heute anders denkt, eben Goethes Empfinden und in seiner Sprache geschrieben. Das Wesen seiner jeweiligen Kunst erkennt der Künstler selber gewiß tiefer als Andere, denn von künstlerischer „Erkenntniß" geben die Werke allein Zeugniß (das Publicum empfindet bloß nach); Glossen über dieselben bedeuten auch nur insofern etwas, als wir nach dem Genuß eines Kunstwerkes, einer schönen That überhaupt uns freuen, Näheres über den Urheber zu vernehmen (das von der Persönlichkeit kennen zu lernen, was sich aus dem Kunstwerk nicht direct ergiebt), wie er sich zur Geisteshöhe, die wir an ihm bewundern, aufgeschwungen hat, wie er denkt, sich ausdrückt u. s. w. Solche Schriften, wenn sie vom Meister selber herrühren, sind im hohen Maße bildend und belehrend, weil sie von dem handeln, was sein ganzes Wesen ausmacht; aber Winckelmann und Goethe haben angefangen, außer über ihre Kunst, die Schriftstellerei, als Fachleute, auch über anderer Leute ihre als Laien,

Dilettanten zu schreiben. Und das war überflüssig. Ihre Lehre von der stillen Größe und den klassischen Maßen wäre an und für sich recht schön, wenn man anders als auf dem Wege intimen Naturstudiums zur Classicität gelangen könnte, für die es übrigens in keiner Epoche lebendiger Kunstentwicklung meßbare Normen gegeben hat (Es gab immer nur die Gesetze des guten Geschmacks). Die Goethe'sche Saat ist denn auch aufgegangen, wie, sit venia verbo, Unkraut zu thun pflegt. Es begriffen sofort eine Reihe spekulativer Köpfe, daß da ein Acker brach liege und daß es kein dankbareres, bequemeres Handwerk geben könne, als über eine Sache zu schreiben, von der die meisten Menschen nichts verstehen und es doch nicht Wort haben wollen. So entstanden in diesem Jahrhundert die vielen Kunstbücher, von denen keins so dumm ist, daß es nicht sein Publicum fände. Goethe hat übrigens als Greis Eckermann gegenüber eingestanden, daß er fühle, von bildender Kunst nichts verstanden zu haben. Hätte zur damaligen Zeit ein wirklicher Maler, vom Schlage Tizian's existirt, Goethe würde (hätte er ihn gekannt, persönlich) wohl manche seiner Schriften über Kunst anders verfaßt haben.

Sonntag, 25. August 1889

Die Hitze, welche mit constanter Bosheit fortdauert, und das fortgesetzte Arbeiten an einer Sache, wo ich jeden kleinsten Fortschritt unter ungewöhnlichen Schwierigkeiten und Geistesanstrengung erkaufe, machen

schließlich etwas müde. Klinger, welcher der Hitze des Tags über viel mehr ausgesetzt ist als ich, wurde in hohem Grade nervös, kriegte auch Fieberanfälle (er hat sein Studio beim Colosseum) und ist nach Frascati geflüchtet. Der gegenwärtige Sommer ist bedeutend heißer als der letzte. Ich habe Nachts in meinem Schlafzimmer schon während circa drei Monaten 21—24 ⁰ Reaumur mit den obligaten Zanzaren, die vom Pincio her diese Häuser im Sommer belästigen. Der Schlaf gestaltet sich in Folge dessen etwas anders, als man es von Hause aus gewöhnt ist. Ich arbeite die letzte Woche nur Morgens und benütze die Nachmittagsstunden theils zur Lektüre, theils, wie Sie sehen, zur Korrespondenz mit Ihnen. Unter guter Lektüre verstehe ich diesmal den Trattato della pittura des genialsten aller Menschen Lionardo, und andere Kunst betreffende Schriften der Renaissance. Je mehr ich mich in die Werke und Schriften jener Zeit versenke, um so fremder wird mir das Meiste aus der Gegenwart, was ich noch vor nicht langer Zeit geschätzt und bewundert. Es geht mit Kunstwerken wie mit Freunden, auf die Länge bleibt wenig bestehn; und auf einer Fahrt wie auf der andern: man wirft in dem Maße Ballast aus, als man Ladung aufnimmt. So ist von allen meinen Freunden, resp Mitkunstjüngern, ein einziger, Klinger, geblieben, dessen Denkweise und Bestrebungen ich noch mit gleicher Theilnahme gegenüber stehe wie vor Jahren. Die andern alle, theilweise Leute von verblüffender Vir-

tuosität in gewissen Sachen, wobei es aber sein Bewenden hat, lassen mich immer kühler. Diese Herren denken nicht über ihre betreffende moderne Spezialität hinaus und treiben die Kunst nicht, wie es Lionardo verlangt. Weil sie nicht immer und immer ernsthaft studiren, so bleibt ihr Form- und Farbverständniß, ihr Kunstwissen beschränkt; da man aber nur vermittelst dieses Wissens die natürliche Anlage in künstlerische Produktion umsetzt, die Reife der letzteren lediglich von dem Kunstbegriff abhängt, zu dem einer durch Naturstudium gekommen, so sind die Produkte auch danach. Sie zeigen mehr gewisse Geschicklichkeiten, Manieren, Bravouren, als künstlerisch verarbeitete, menschliche, natürliche Eindrücke, denn dazu will es mehr als die Virtuosität des Spezialisten, welche die Uebersicht übers Ganze ihrer Natur nach ausschließt und confus und urtheilslos in der jeweiligen Gegenwart stecken bleibt, deren oberflächlichem künstlerischen Tagesbedarf sie die entsprechende Waare liefert, die Kunst der jeweiligen Mode — gegenwärtig ist der sogenannte Naturalismus an der Tagesordnung (um ein Beispiel anzuführen). Kunstwerke, die bei ihrem Erscheinen gleich modern sind und Furore machen, sind selten weit her; was von jedem Hans gleich verstanden wird und bewundert, muß nothwendiger Weise eine banale Sache sein. Es wird zwar immer das Gegenteil behauptet, ich weiß es aber besser.

Montag, den 26. Diese Präludien habe ich nicht deshalb angestimmt, um darauf mit mehr Emphase

von meiner Statue deklamiren zu können, die übrigens stetig fortschreitet (eine Phrase, die ich seit so und so langer Zeit wohl in jedem Briefe wiederhole). Aber bitte noch etwas Geduld; ich thue mein Möglichstes und komme zum Ziel, freilich etwas langsamer, als ich zuerst gedacht, aber woher sollte mir die Wissenschaft über die Dauer einer Arbeit gekommen sein, die ich vorher nicht einmal hatte von Andern machen sehn, geschweige denn selber versucht. Klinger sagte freilich dies und jenes, aber gute Räthe existiren für mich gewöhnlich nicht im Leben, theilweise zum Schaden, in der Kunst nur zum Vortheil. Ich bin kein Starrkopf oder arger Selbstüberschätzer, habe aber meinen Kopf meist so voll eigener Meinung, daß diejenige anderer keinen Platz mehr drin hat. — Der August geht seinem Ende entgegen, und immer noch muß ich mit dem Photographiren ein paar Wochen warten, wenn ich Ihnen nicht ein falsches Bild von der Arbeit geben will. Einstweilen sage ich blos, daß ich vor der Figur manchmal das Gefühl habe, ein gutes Stück in meiner Entwicklung weiter gekommen zu sein. Jetzt um jeden Preis bei der Stange bleiben und nicht nachlassen, denn nur das fertige Werk ist etwas Positives und gestattet ein Urtheil in der Kunst, bei plastischen Sachen besonders. Ergo!

Das Modelliren ist eben ein ganz anderer Prozeß als Malen oder Zeichnen; um dies recht inne zu werden, mache man's wie ich, d. h. man probire.

Der Maler stellt den Menschen nur in einer Ansicht und immer im Verein mit andern Sachen, als Theil eines malerischen Ganzen dar, welches vermittelst farbiger Gegensätze auf der Fläche die Illusion des Wahren hervorbringen soll (wäre es auch nur ein Kopf auf einer weißen Wand — immer bedarf es wenigstens eines Contrastes um malerisch zu wirken, oder besser gesagt, zweier Faktoren). Für den Bildhauer ist der Mensch an sich Vorwurf, denn an der Oberfläche des Steins hat sein Reich ein Ende, besteht recht eigentlich nur in dieser. Was bleibt ihm anders? Geist und Gefühle, welche der lebendige Mensch durch Bewegung seines Körpers, durch stets wechselnde Form und Farbe in Rede und Handlungen kund giebt, zu veranschaulichen — steht dem Maler außer der Form das ganze Reich der coloristischen Combination und Composition zu Gebot, dem Bildhauer die Form allein, die Gestalt der Oberfläche von Marmor oder Erz. So scheint auf den ersten Blick die Sculptur im Vergleich mit den andern Künsten von reicherem Apparat am Ausdrucksvermögen verkürzt — aber nur auf den ersten Blick, denn ist sie weniger fähig, menschliche Emfindung wachzurufen und darzustellen, als eine von den andern? Daß sie die gegenwärtig am wenigsten verstandene und deshalb am wenigsten ausgeübte Kunst ist (von den bildenden, die übrigens alle drei unter dem Schlitten sind), möchte ich dem barbarischen Opern- und Ballet-geschmack unserer Tage, dem Pappdeckelunfug mit

bengalischer Beleuchtung zuschreiben, der das direkte Gegentheil von Kunst, von künstlerischer Naturerscheinung bedeutet in seinem infamen Trachten durch Verquickung aller sieben freien Künste ein sogenanntes scenisches Ganze — einen Theatereffekt (wohl zu unterscheiden vom dramatischen) zu erzielen. Man sollte beim Schauspiel in Bezug auf scenische Zuthaten nicht anders, wie beim Placement eines Kunstwerkes überhaupt verfahren, d. h. einfach die Bedingungen herstellen, welche ihm möglichst vollständige Wirkung sichern, nicht aber wie gegenwärtig fast immer geschieht, neben der dramatischen noch eine für sich nebenher existirende dekorative Wirkung schaffen, welche Sache man gemeinhin Naturalismus auf der Bühne nennt, und mit dem es sich genau so verhält, wie mit dem sogenannten Naturalismus in der Malerei, der heut modern ist: Nebensachennaturalismus, nicht derjenige der großen Erscheinung. — Zur Darstellung eines Dramas gehören nothwendiger Weise nur zwei Dinge, der Dichter und der Schauspieler; der Dekorateur im modernen Sinne bleibt besser weg, denn das Ausstattungsstück mit Ballet hat mit dramatischer Kunst so wenig zu thun als der Cirkus. Man hat ob der heutigen Theatereinrichtung verlernt, einzelne Werke bildender Kunst zu goutiren, die nur wenigen und diesen nur in Stunden der Sammlung ihre Schönheit offenbaren, dem Barbaren aber unter allen Umständen ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Weil gute Malerei so

wenig verstanden wird, drum machen die Panoramas, wo es auf gewisse Kniffe, Augentäuschereien allergröbsten Genres ankommt, nicht auf Kunst, so colossale Geschäfte.

Dienstag. Ich fange ohne Erbarmen den sechsten Bogen an, denn ich habe mein Herz noch nicht völlig ausschütten können gestern. So oft ich an gegenwärtige Kunst denke, so steht immer die der Griechen daneben. In diesem Fall das griechische Theater im Vergleich zum jetzigen. Der Hauptunterschied war jedenfalls der, daß keine Frauen auftraten. Denken Sie sich bitte einmal die Frauen vom gegenwärtigen Theater, sowohl von der Bühne als aus dem Zuschauerraum weg, so bleibt — Nichts. Kein Theater könnte sich mehr halten. Alles ginge aus dem Leim, denn $^{99}/_{100}$ dessen, was man heutzutage Interesse an Oper und Schauspiel heißt, ist in Wahrheit Interesse an den Akteurs und den Aktricen auf der Bühne und in den Logen.

An und für sich ist das etwas durchaus Lobenswerthes, nur mit der Kunst hat es nichts zu thun. Es gibt natürlich jetzt auch wohl hie und da Gläubige, die nur der Kunst halber ins Theater gehn; der größten Mehrzahl Damen und Herren ist aber das gespielte Stück mit seiner Scenerie grade gut genug, um einen günstigen Hintergrund zum Präsentiren der eigenen Person abzugeben. Wenn Ihnen diese Behauptung zu exagerirt erscheint, so wird zu Ihrer völligen Ueberzeugung genügen, wenn Sie versuchen,

sich den Fall wirklich vorzustellen: Ein Theater ohne Damen — und doch, bei den Griechen war es so. Weil man dazumal wirklich der Kunst halber ins Theater ging, nicht wie heute um den Abend zu passiren, so verstand es sich von selbst, daß nicht so oft gespielt wurde, wie jetzt, denn man ist nicht immer aufgelegt, Kunstwerke zu genießen, am wenigsten Abends, wo die tägliche Portion Spiritus schon beinahe aufgebraucht ist. Damals wurde am Tage gespielt, am Morgen der Festtage und von Staatswegen. Diesen Luxus konnten sich die griechischen Staatskassen leisten, denn in jenen Zeiten war die kostspielige moderne Bühne noch nicht erfunden, und wenn einmal das Theater erbaut war, so kamen die Aufführungen jedenfalls nicht hoch. Gasrechnungen fielen eo ipso weg. Am Sonntag Morgen ging man also dort ins Theater, wie heutzutage in die Predigt. Von welcher Wirkung unter solchen feierlichen Verhältnissen ein gutes Kunstwerk sein kann, ermesse man daraus, daß sogar eine protestantische Predigt mit zwei Chorälen am Sonntag Morgen auf eine frischgewaschene Seele erbauend wirken kann. Ach, was war das für ein Volk, wo man am Sonntag Morgen das Feierkleid anzog und hinging, um in der Reihe der Männer von Staatswegen statt einer Predigt ein Sophokleisches Drama anzuhören. Lamentiren über die öde Gegenwart ist gewiß banal, und ich hüte mich es zu thun, aber wenn ich ans alte Griechenland denke, so möchte ich manchmal einfach heulen.

Indem ich den Erleichterungsseufzer zu hören glaube hier am Ende der Epistel, bitte ich geziemend um Verzeihung (non potevo far di meno) und verbleibe mit den besten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn Ihr dankbarer,

ergebener

Stauffer

Roma, 29. August 1889

Verehrteste Frau und Freundin!

Ich komme wieder einmal aus dem Vatican, wo ich seit einigen Tagen regelmäßig einige Stunden zugebracht habe, um für meine Person endlich Ordnung in das dortige Chaos zu bringen, d. h. mich zu orientiren. Wäre ich Papst, ich würde 3/4 des dort aufgestellten Zeuges in die Provinz verschenken, wo der Glaube noch kräftig ist, das vierte Viertel aber in derselben Lokalität sachgemäß, d. h. vorzüglich aufstellen. Was sollen alle diese handwerksmäßigen Kopien fünfter und sechster Ordnung, alle diese schauderhaften Restaurationen und Zurechtmachungen antiker Bildwerke? Wann kommt man endlich dazu, eine gefundene Statue zu lassen wie sie ist, und dem Beschauer die Restauration selber zu überlassen, d. h. seine Phantasie nicht zu beeinträchtigen durch Aufnöthigen einer andern Meinung. Eine einzige Statue außer dem Torso des Herkules haben sie gelassen, wie sie gefunden wurde; allerdings wer hätte wohl

die Courage, an der Arbeit seine Pfoten zu verbrennen. Das Weib ohne Kopf und Arme im Museo Chiaramonti, man hält sie für eine Tochter vom Niobidengiebel, Einzelkopie sagt Burckhardt, Originalfigur sage ich. Was es für eine Bewandtniß hat mit den Niobidensculpturen, weiß überhaupt niemand. Es heißt, sie waren aus Griechenland an einen römischen Apollotempel geschafft worden. Chi lo sa. So viel ist sicher, daß die Florentiner Niobiden, welche man in Rom gefunden, schlechtes Zeug sind resp. sehr mäßige Copien, nicht einmal nach den Originalen. Das Schicksal jedoch scheint nicht so brutal gewesen zu sein, Alles vom griechischen Originalwerk zu vernichten. Ich wenigstens empfinde, wenn je eine Arbeit, diese als griechisches Originalwerk. Einzelcopie — schnell fertig ist der Kunstgelehrte mit dem Wort. Du lieber Gott, wie denkt sich denn ein solcher Mensch ein Original. Die Sache ist zum Lachen. Man steht vor einer Arbeit, die an Ausführung ihresgleichen nicht hat, nicht einmal an der milonischen Venus, nicht am borghesischen Fechter, nicht am sterbenden Gallier, nicht an der esquilinischen Venus. Sie können alle daneben nicht bestehen; und dann heißt es Einzelcopie. Wie sagt Goethe: „und die Form bleibt ein Geheimniß den meisten." Ich für meinen Theil erlaube mir, dies herrliche Fragment für ein Original zu halten.

Wenn ich manchmal den Burckhardt zur Hand nehme, so wundere ich mich über die Fülle des

Wissens und Verständnisses, aber es scheint doch auf dieser Welt alles seine Grenzen zu haben. Von jetzt an glaube ich in Kunstsachen nichts mehr als was ich selbst gesehen und zu beurtheilen Gelegenheit gehabt. Sancta simplicitas, ich kann mich gar nicht beruhigen. In Bezug auf eine ganze Menge seit Jahrhunderten feststehender Größen hingegen kommen mir mehrfach starke Zweifel. Ich sehe nun den Laokoon zum so und so vielten Male, und dem Herrn sei's geklagt, ich bringe es nicht fertig, die Arbeit für etwas Anderes zu halten als ein hervorragendes Werk der griechischen Decadenz, d. h. griechisch-römischen Zeit. Es kann den Vergleich mit dem Berliner Original, dem pergamenischen Fries, entschieden nicht aushalten, auch wenn man davon absieht, daß der Laokoon auf die übliche Weise im sechzehnten Jahrhundert verruinirt worden ist durch Politur. Es kommt mir vor, als hätte kein Kunstwerk solchen Schaden angerichtet in der Welt wie die Laokoon-Gruppe; ich sehe ordentlich die Barockkunst drin schlummern.

1506 wurde sie ausgegraben beinahe intact, gerade als man im Begriffe war, die Schwierigkeiten des Nackten ganz überwunden zu haben. Michel Angelo hatte zu der Zeit gerade den David fertig, dann wurde dieses Bravourstück gefunden, und die ganze Welt ließ sich davon natürlicher Weise imponiren, weil das, was den Renaissancekünstlern noch Mühe machte, das Nackte, in einer gewissen Weise hier

spielend überwunden ist. Durch diese Statue und die Werke, die Michel Angelo unter ihrem Einfluß machte, verlor alles den Kopf. Wann hat sich die Welt nicht durch Bravour imponiren lassen? (Damals gar, wo das ganze Streben seit Jahrhunderten darauf ausging, der Form absolut Meister zu werden.) Von da an fing man an, Kartoffelsäcke zu meißeln und gab sie für Helden aus, suchte die Körperbewegung, welche im Laokoon schon an der äußersten Grenze des Darstellbaren angekommen, sogar zu überbieten. Kurz diese Statue brachte eine absolut falsche Vorstellung von Antike (griechischer Kunst) in die Welt. Sie, nicht Michel Angelo ist die Mutter der Barockkunst (Lessing und Winckelmann-Goethe halten zu Gnaden, aber die Sache ist so). Sie kam zur fatalsten Zeit; hätte man damals die Parthenon-Figuren nach Rom gebracht, es würde wahrscheinlich vieles anders geworden sein. Auch die Composition als Gruppe ist dürftig und zeigt zur Evidenz die ursprüngliche Friescomposition, welche gegenwärtig in Berlin aufgestellt ist. Der pergamenische Altarfries hat zwar im Vergleich mit den Arbeiten aus der besten griechischen Zeit unverkennbar schon etwas Barockes, gehört aber immer noch der grandiosen griechischen Epoche an, die Laokoon-Gruppe hingegen hat nach meiner Ansicht alle Qualitäten eines vorzüglichen Werkes der Decadenz, wo die Kunst vorübergehende Affekte darzustellen anfing. Das laokoonische, sentimentale Pathos ist eine der guten griechischen

Kunst völlig fremde Sache. Man vergleiche den Kopf des Laokoon mit dem Giganten auf dem pergamenischen Fries, überhaupt den Ausdruck des Schmerzes auf griechischen Statuen, sogar die schlechte Niobe-Copie in Florenz — und die Inferiorität des Laokoon wird sofort in die Augen springen. Ich kann mir nicht helfen, er hat für mich etwas Modernes, bewußt Sentimentalisches, was ich sonst in der griechischen Kunst vergebens suche. Sei er nun griechisch-römisch, aus der Zeit des Titus oder etwas früher; aus der Diadochenzeit ist er niemals.

Von Meleager, Antinoos, Apollo möchte ich eigentlich nicht sprechen, es sind wie der Laokoon Bildwerke, die ihre ursprüngliche Haut verloren haben durch die infame Politur der früheren Jahrhunderte, welche sie, falls sie überhaupt jemals wirklich Meisterwerke waren (was ich mir zu bezweifeln erlaube) mehr oder weniger auf den Zustand glatter Saloncopien heruntergebracht hat. Der Apollo ist in Anzio gefunden worden beim Fortunatempel. O diva gratum quae regis Antium, wohin ich mich jetzt, nachdem ich diesen Brief an Sie abgesandt haben werde, hinbegebe für zwei Tage, um meine Nerven, die absolut nichts mehr werth sind, im blauen Meere etwas zu beruhigen. Klinger scheint sich nach einer Karte, die mir eben der Briefträger bringt, ebenfalls dort in den alten Mauern und Wellen herumzutreiben. Vom Vatican und seinen Schätzen, Torsen, Aren, Vasen, Kandelabern, Mosaiken, von antiker Malerei

überhaupt ein nächstes Mal; der Zug fährt um sieben, und jetzt ist's sechs. Ach, wie erwarte ich mit Sehnsucht die Zeit, wo ich meinem Kopf im Belvoir ausruhen kann. So Gott will, wird's nicht lange mehr dauern, ein paar Wochen. Dann aber via, via.

Mit besten Grüßen und herzlichen Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn Ihr ergebener dankbarer

Stauffer

Rom, den 2. September 1889

Verehrteste Frau und Freundin!

Heute, als an meinem dreiunddreißigsten Geburtstage, arbeite ich nicht, sondern habe mich an den Schreibtisch gesetzt und meiner Mutter zum so und so vielten Male für das Licht der Welt, welches sie mich erblicken ließ, gedankt; denn es ist ein Vergnügen zu leben und inne zu werden, was für schöne Kunstwerke schon während sie steht gemacht worden sind. So sehr ich Feuerbach als Künstler verehre — daß er sein „Vermächtniß" mit den Worten: „Meine Geburt ist als ein dreifaches Unglück zu betrachten, erstens daß ich überhaupt geboren wurde" ꝛc. — anfängt, finde ich affectirt. Denn wenn es ihm auch im Anfang knapp ging; von da an, wo seine Werke anfingen, etwas werth zu sein, hat es ihm nie an verständiger Anerkennung gefehlt, so viel wenigstens, daß sie genügte, ihn über Wasser zu halten. Ja mehr, die Crême des Kunstverständnisses hat sofort

seine Leistungen gebührend geschätzt. Es war also zum Weltschmerz kein Grund, denn Mißerfolg beim Haufen, sobald er nicht auf letzteren angewiesen ist, kann doch dem Künstler, wenn er die wenigen Besten auf seiner Seite hat, gleichgültig sein. Es ist wohl im „Vermächtniß“ auch ein klein bischen von der Pose, woran einzelne Figuren auf seinen besten Bildern leiden — z. B. die drei schönen Römerinnen auf der Pietà in München (bei Schack), welche vielmehr an ihre süßen Mäulchen denken als an den Schmerz einer Mutter, der man den Sohn zu Schanden gepeitscht und ans Kreuz genagelt. Wenn ich von Feuerbach dies sage, so brauche ich wohl nicht zu erinnern, daß ich ihn für einen der großen Künstler des Jahrhunderts halte und meine Bemerkungen unter dieser Voraussetzung zu verstehen sind. Seine Werke aber haben eine gewisse bewußte Classicität und zwar oft auf Kosten wahrer, unmittelbarer Empfindung, so daß die Figuren nicht immer präcis und kräftig das ausdrücken, was sie sollen, beinahe wie wenn sie sich vor dem zuschauenden Publicum genirten, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen aus Angst sich zu prostituiren. Male, bildhauere, baue ꝛc. immer so wie Du denkst resp. empfindest, denn nur Deine Empfindung, welche Du in das todte Material hineinlegst, macht das Kunstwerk aus, welches eigentlich nur das Medium ist, um Dein Empfinden Anderen zu vermitteln. Also was nicht drin ist, kommt nicht heraus, es wachsen keine Feigen an den Dornen. Die

Persönlichkeit allein spricht im Kunstwerk — je nach ihrer Qualität bildet sich die große Scala von Erzeugnissen, vom kindischen, dilettantischen Versuch an gerechnet bis zum Werk des Genius. Auf diese Erklärung paßt wohl Alles, was „Kunstwerk" gescholten wird, und folgt daraus etwa dies: Bilde Dich, Deine Empfindung, Gesinnung so, daß es sich lohnt, sie Anderen mitzutheilen, und mache Dich zum Herrn des Apparats, dessen Du bedarfst, um das Werk nicht nur zu träumen, sondern zu schaffen, so daß Andere verstehen können, was du meinst resp. im Stande sind Dir nachzuempfinden. (Das scheint mir nicht übel gesagt.)

Donnerstag, den 5. September

So weit kam ich Montag und dann blieb der Brief liegen. Heute schließe ich nur noch einen kleinen Bericht über meine Statue an. Trotz einiger Müdigkeit läßt mich der Erfolg, welchen ich damit habe, nicht lahm werden. Der Jüngling steht beinahe jetzt schon präcis so da, wie ich mir die Chose dachte, und die Besuche, welche mir einige der tüchtigsten unter den hiesigen Malern machten, nachdem letzthin einer zufällig die Arbeit gesehen hatte und den Anderen davon gesprochen, haben mir eine Freude gemacht, die nur der versteht, über den der vorausgegangene Jammer hereingebrochen war. Jetzt, wo die Sache sicher steht, kein Zweifel ist am Gelingen, kann ich sagen, was Sie übrigens schon ab und zu

zwischen den Zeilen gelesen haben werden — daß mir lange Zeit schlimmer war, als ich wollte merken lassen und ich hie und da zu glauben anfing, ich hätte mich „überlüpft". ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται. Emil weiß was das heißt.

Die Gesellschaft in arte libertas, ein kleiner Cirkel von circa fünfzehn Künstlern, die alle Jahre für sich sehr distinguirt ausstellen, haben mich eingeladen, im Februar den Jüngling bei ihnen in die Ausstellung zu geben. Was mir aber am meisten Befriedigung gewährte, ist, daß Jeder sofort die bewußte Opposition gegen die moderne Gips- resp. Naturgußplastik merkte; es scheint also, daß es mir gelungen, zum Ausdruck zu bringen, worauf es mir ankam. — In Summa, man plagt sich nicht umsonst. Sie werden es in einigen Wochen sehen. Diese Arbeit wird mein opus 1.

Freitag. Eben als ich im Begriffe war, die Epistel gestern zu schließen, kam Ihr liebenswürdiger Brief, welchen der Hauptsache nach zu beantworten ich mich sofort anschicke.

Mit meiner Abreise ist das eine eigenthümliche Sache; so nöthig wie ich's hätte (denn in der ersten Frische bin ich gerade nicht mehr) und so sehr ich mich nach dem Belvoir und nach Hause sehne, so kann ich doch nicht, ohne die Arbeit aufs Spiel zu setzen, länger als acht oder zehn Tage fort, so lange nicht in Gips geformt ist; wann das Formen aber statthaben wird, das wissen die Götter. Bei der nächsten Arbeit, dem Oranten, will ich mir die Sache gescheidter einrichten,

das steht fest, aber wie immer: Erst Erfahrung dann Klugheit. Lasse ich die Figur in unfertigem Zustande formen, so bin ich gezwungen, zur Vollendung ein Material anzuwenden, das ich noch nicht kenne, den Gips, was unter Umständen die Schwierigkeiten ins Ungeahnte steigern könnte. Dann, und das ist die Hauptsache, wächst der Junge gegenwärtig rasend (in acht Tagen letzthin 12 mm). Ein Monat Pause vor der endgültigen Vollendung kann den Bengel zum Mann ausreifen — und dann neue Complicationen und Schwierigkeiten. Ich fürchte, ich fürchte, die Flucht aus dem Studio wird sich sobald nicht bewerkstelligen lassen, denn eine unfertige Thonfigur ist ein böser Kerkermeister. Und jetzt, wo ich glaube, endlich am Ziele anzulangen, dem ich so lange entgegenstrebte: ein geschlossenes freies Kunstwerk zu schaffen, jetzt um Alles in der Welt bei der Stange bleiben und die Leistung auf den höchstmöglichen Vollendungsgrad hinaufschrauben. Ich bin es mir und Ihnen schuldig. Der vielversprechende junge Mann kommt nachgerade ins Schwabenalter, und auf alle die vielfachen Versuche und Anläufe muß endlich ein Werk folgen, damit man sehe, daß, so zerstreut jene auch geschienen haben mögen, sie doch ganz bewußt von jeher auf das Ziel losgingen; dann, und das ist die Hauptsache, muß es eben sein.

Was die Kunstlitteratur anbetrifft, die ich Ihnen manchmal vortrage, so sind Sie entschieden zu gütig und legen der Sache einen größeren Werth bei, als

ihr von Rechtswegen zukommt. Wenn ich auch zugebe, daß diese oder jene Beobachtung, welche wir Künstler, speciell Klinger und ich machen, sich wesentlich und nicht zu ihrem Nachtheil von der übrigen Kunstgelehrtheit, deren Verdienste in gewissen Grenzen übrigens durchaus nicht zu unterschätzen sind (darüber ein anderes Mal) unterscheiden, so sind doch meine Briefe, so sehr ich mir auch Mühe gebe, klar zu denken, und das Gedachte entsprechend auszudrücken, doch viel zu ungelenk, und logisch und sprachlich viel zu wenig durchgebildet, als daß sie außer ein paar selbständigen Gedanken, die sich in der Seitenunzahl befinden mögen, viel Kurzweiliges oder gar Neues zu bieten vermöchten.

Die Schriftstellerei ist wieder eine Sache für sich; gebrannte Kinder aber, Sie wissen, scheuen das Feuer, und die edle Sculptur hat mir meine Fingerlein einstweilen verbrannt genug. Offen gestanden, als ich die letzten Machwerke meines Schwanenkiels vor der Versiegelung nochmals überlas, kamen mir einige ernste Zweifel, ob eine Lectüre, wo jedes vierte Wort „Kunst" und „künstlerisch" heißt, noch zu den Genüssen gerechnet werden dürfe. Immerhin, wes das Herz voll ist, läuft die Feder über. Des Neuen, was ich hier sehe, der Beobachtungen, die ich mache, sind so viele, daß noch manch Bogen weißes Papier unbrauchbar gemacht werden muß, bis sich mein Gemüth, auf welches seit anderthalb Jahren Antike und Renaissance unbarmherzig lostrommeln, einigermaßen beruhigt und mein Verstand auf alle die neuen Erscheinungen sich

sein Verslein gemacht hat. Gut schreiben wäre schon schön, aber woher die Zeit nehmen, um seinen dämmerigen Gedankennebel so zu verarbeiten, daß er sich wirklich zu faßbaren Ideen und Begriffen zusammenzieht und gestaltet; für diese dann die passenden Worte zu finden, welche sich mit den Begriffen genau decken, so zwar, daß nicht die Gedanken hütt und die Worte hott gehn; diese Bautheile dann sorgfältig einander bei- und unterzuordnen und das Gebäude des Themas schön aufzubauen, in seinen Theilen klar zu gliedern und fest zu fügen; endlich mit Witz und Geist die strenge Architektur lieblich zu schmücken und zu verzieren, hie und da aus den Fenstern eine schöne Fernsicht gewährend und so die verehrte Leserin mit allen Mitteln der Kunst bis ans Ende angenehm zu unterhalten, das würde mir schon gefallen; wie's gemacht wird, habe ich eben beschrieben — aber —. Einstweilen bitte mit meinem gegenwärtigen Stylo vorlieb zu nehmen, etwas holprig, das ist wahr, jedennoch. Vielleicht wenn ich nicht außer dem Beruf des Briefschreibers auch noch den des Bildhauers triebe, und zwar nicht ohne eine gewisse Hingebung, würde es mir, wie sagt man? leichter aus der Feder fließen.

Die Hitze und der Scirocco sind immer noch infam; man kommt Nachmittags und Abends beinahe um.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Emils Wohlergehn verbleibe ich

Ihr hochachtungsvoll ergebenster

Stauffer

Die Katastrophe

Nach einer Trennung von anderthalb Jahren, der längsten seit Beginn ihrer Bekanntschaft, standen Stauffer und Frau Lydia einander abermals gegenüber; des Wiedersehens innig froh und unverändert in ihrem Empfinden durch die Zeit. Aber beide, der Mann wie die Frau, waren leidend, und die Krankheit, schnell sich steigernd, löste Entschlüsse in ihnen aus, die alles Bestehende rücksichtslos umwerfen und ein Neues schaffen wollten: Pläne kamen und gingen und bedrängten sich, bis zuletzt geistige Nacht zusammenschlug über Karl Stauffer und Lydia Escher.

Kaum im Belvoir angelangt, entschließt sich Stauffer, statt zur Ruhe, zu neuer Unternehmung: der große Park des Hauses soll umgestaltet werden, und er selbst will nach künstlerischen Gesichtspunkten, nach den Eindrücken italienischer Landschaft und Architektur, das Werk leiten. Sein Bruder, der den Heimgekehrten im Belvoir aufsucht, findet ihn als Herrn auf der großen Besitzung schalten: er allein leitend, ordnend, befehlend, während der Hausherr in stiller Passivität beiseite steht. Und noch eine andere Arbeit geht neben der ersten her: Stauffer, der mit Sehnsucht die Zeit herbeigewünscht, wo er seinen müden Kopf im Belvoir werde ausruhen können, benutzt die Ferientage, um nun wirklich den Uebergang zur Kunstschriftstellerei zu machen und schreibt ausführliche Aufzeichnungen nieder, an der Hand von Lionardos trattato und Lessings Laokoon.

Aus dieser Zeit entstammt eine Briefstelle an die Seinen, die von wachsender nervöser Unsicherheit zu zeugen scheint:

„Zürich, 2. Oktober

Ich dirigire hier die Umgestaltung des Parkes und die übrige Zeit verwende ich zur Schriftstellerei, ich suche nämlich, was bis dahin noch nicht gelungen und keiner erschöpfend gethan, das Wesen der bildenden Kunst festzustellen und auf diesem Gebiete für das p. t. Publikum und Künstlerschaft die Begriffe zu sondern und zu klären. Vielleicht gelingts chi lo sa, aber vor 5—6 Jahren oder 10 Jahren wird wohl nichts mit der Herausgabe, so was muß reifen. Horaz sagt 8 Jahre für ein gutes Buch, ich werde wohl mehr brauchen, und doch sollen es nicht viel Seiten sein. Zu was man alles kommt im Leben. Ihr werdet lachen, aber es ist mir ernst."

Allein schon wenige Tage nach diesem Brief, etwa am 7. October, tauchte ein völlig neuer Plan auf: eben hatte man noch an der Neugestaltung des Belvoir eifrig gearbeitet und war dem Abschluß nahe — und jetzt sollte alles, Park und Haus und ererbter Besitz, verkauft und aufgelöst werden, und statt Zürich sollte Florenz der künftige Wohnort der Herrin von Belvoir sein. Denn Frau Lydia, durch „allzu ausgebildetes Pflichtgefühl" verleitet, hatte sich krank gearbeitet, so hieß es, in der peinlichen Führung dieses ganzen, großen Haushalts; darum ward nun in fieberhafter Eile liquidiert, der Besitz für eine

Million Mark zum Kauf öffentlich angeboten, und, unter Stauffers Leitung wiederum, die Wirtschaft aufgelöst bis auf das letzte Stück. Inzwischen, da das Belvoir unbewohnbar geworden vor Hämmern und Packen, hatten Stauffer, Frau Lydia und ihr Gatte im Hotel Victoria in Zürich Wohnung genommen; und während sie dort noch ruhig beieinander saßen, erzählte das öffentliche Gerücht, ein „gran galeotto“ auch diesmal, mit äußerster Bestimmtheit: Stauffer sei mit Frau Lydia heimlich davongegangen; lächelnd, ahnungslos des Kommenden hörten sie den Klatsch an, und Stauffer schrieb nach Berlin: schon am 30. Oktober, nachdem er die Freunde nach Florenz geleitet, gedenke er wieder in Rom bei seiner Arbeit zu sein.

Vor der Abreise besuchte Stauffer noch seine Familie in Biel auf kurze Zeit; doch hier gab es unfrohe Tage: Mutter und Bruder versuchten vergeblich ihn aus einem Verhältnis zu lösen, dessen Druck immer verhängnisvoller zu werden schien; und Stauffer antwortete mit einer Gereiztheit, einer Schroffheit, die ihm, im Kreise der Nächsten, sonst ganz fremd gewesen. Auch ein ausführlicher Brief an Max Mosse spiegelt seine geistige Erregung sichtbar wider:

„Belvoir, 20. Oktober 89
ultima lettera cisalpina

Mein Lieber!

Wenn Du glaubst, daß ich mehr Zeit hätte zum Schreiben, als Du, so befindet sich Deine Vorstellung

auf dem Holzweg, denn ich bin seit drei Wochen als — Emballeur beschäftigt.

Sobald sich die Lage wieder etwas beruhigt, wirst Du etwa von Rom aus eine epistolam scriptam kriegen. Daß die Chose mit der Annonce[1]) platonisch verlaufen würde, war mir von Anfang an klar; wir thaten es mehr, um uns später nicht etwa vorwerfen zu müssen, irgend ein Mittel unversucht gelassen zu haben.

Morgen früh verreise nach Fiorenza und suche ein Villino, klein und komfortabel; denn wir gedenken, von jetzt an das Leben uns etwas bequemer zu machen.

Wie ich Dir schon schrieb, endet jetzt meine cisalpine Lebenshälfte, und ich gedenke, mir die Alpen von nun an nicht ohne Noth von dieser Seite anzusehn, ich lasse, wie man so zu sagen pflegt, die goldne Jugend dahinten (die übrigens der Teufel holen mag, mit ihren Dummheiten; die Existenz fängt eigentlich erst mit dem Mannesalter an), wenn ich morgen durch das Loch fahre, was Vater Escher durch den Gotthard gemacht. — Wie anders als vor 2 Jahren! Heute ist mir die Zukunft nicht mehr eine terra incognita, die Chose hat sich aufgeklärt und ich sehe den Weg als vergnüglichen, nicht zu verfehlenden Fußsteig vor mir; etwas beschwerlich und scharf bergan, aber für einen gesunden Kerl um so zuträglicher. Keine Bummelei, wohlverstanden, sondern Arbeit; aber nur solche ad majorem dei

[1]) Den Verkauf des Belvoir betreffend.

gloriam. Lob oder Tadel, Ruhm ꝛc., kurz die Figur, welche ich vor dem p. t. publico mache, ist mir, seitdem meine Existenz nicht mehr davon abhängt, Worscht, und ich fühle, daß der Zeitpunkt endlich eingetreten (Du weißt ja, wie sehnlich ich ihn erwartete), wo ich ohne oder durch die Blume, aber mehr ohne, jedes Kameel bei seinem eigentlichen Namen rufen und ihm, falls ich es für angezeigt halte, über Gesinnung und Thätigkeit Vortrag halten kann, ohne zu fürchten, keine Porträtbestellungen mehr zu bekommen. Ich studire nur noch an der Form meiner „Reden an die Thierwelt". Befürchte übrigens Nichts, es werden noch einige Jahre vergehen, bis ich oder wir das faule Vieh, den modernen „Naturalismus" (Afternaturalismus) auch mit dem Gänsekiel um's Leben bringen. Ecclesia militat.

Du wirst überhaupt noch viel Verwunderbares an mir erleben, denn ich habe den Berliner Convenienz-Staub (und schwächliche Toleranz nach dem Grundsatze manus manum lavat) völlig abgebürstet, aber völlig. — Das Dankopfer für diese Wendung der Dinge, für meine völlige Unabhängigkeit von materiellen Schwierigkeiten und Rücksichten, wirst Du noch lodern sehn, denn ich will viele Strohmänner des mouvement moderne ins Feuer schmeißen; Du wirst Dich freuen darüber. Aber wie gesagt, vor meinem vierzigsten Jahr geschieht nichts in dieser Richtung; erst Thaten, dann Worte.

Also sei überzeugt, daß wir ohne jede Sentimen-

talität Zürich verlassen, Frau Lydia athmet bei dem Gedanken, die Corvée loszuwerden, ordentlich auf und kann, seit der Entschluß gefaßt, wieder schlafen, ohne künstliche Mittel, was seit 1 Jahr und 9 Monaten nicht der Fall war. Um die Liquidation kümmere Dich weiter nicht mehr, es kommt ja doch nichts dabei heraus und wir werden eben parzelliren.

Besten Gruß. Dein Stauffer"

Stauffer reiste nun als Quartiermacher nach Florenz voraus, ging dann nach Rom, um zu schauen, ob auch seinem geliebten „Speerwerfer" kein Unheil drohe, und fand sich mit Frau Lydia und ihrem Gatten wieder in Florenz zusammen, wo das Ehepaar in der Pension Bonciani, oben an der Viale dei Colli, Stauffer im Albergo Bonciani, unten in der Stadt, Wohnung nahm. Unterhandlungen wegen Ankaufs einer Villa wurden angeknüpft, unter Stauffers Leitung; und als Frau Lydias Gatte, durch Geschäfte gerufen, am 4. November wieder nach Zürich zurückfuhr, ließ er 10000 Frank in Stauffers Händen, die beim Kauf als Angeld dienen sollten.

Abenteuerliche künstlerische Pläne tauchten jetzt auf, zu deren Verwirklichung Klinger und Frl. W. aus Rom herbeigerufen wurden. Eine Weltreise sollte unternommen werden, gipfelnd in der Pflege griechischer Kunst: „die alte verlassene klassische Weide ist abzugrasen", so schrieb Stauffer an Frau Lydia, in einem Briefe vom 7. November etwa, der die alte

Anrede „Verehrteste Frau und Freundin" noch innehält. Und er teilt mit, daß er für die zu gründende „Griechische Company in Firma . . .-Escher-Stauffer-Klinger" einen Reisesekretär ausgemittelt habe: „er besorgt alles Geschäftliche und wir bekommen unsere Intelligenzen für die artistische Leitung absolut frei." Ein anderer Plan ging auf einen Tempelbau in Paestum, für den eine Million Franken bestimmt wurden: Stauffer selbst, der sich nun zum Architekten geschaffen glaubte in der Wirrnis seiner Sinne, wollte den Tempel bauen und mit Statuen schmücken, Klinger sollte ihn ausmalen. Genau beschrieb er Inneres und Äußeres: eine sitzende Götterstatue würde drinnen thronen, die sich dunkel gegen die See abhebe (denn der Tempel sei an zwei Seiten offenzuhalten); Augen von Diamanten schmückten sie, die aus der Finsternis herausstrahlten. Eine Terrasse nach dem Meer enthalte vier Statuen, zwei sitzende und zwei stehende, darstellend die vier Stifter in ihren Haupteigenschaften: Frau Lydia und ihr Gatte, Klinger und Stauffer. Den Eingang des Tempel hüteten zwei weitere Statuen, das Schweigen bedeutend, die Finger an dem Mund; nur in besonderer festlicher Kleidung würden die Besucher dem Wunderwerk nahen dürfen, und zur Erhöhung des Eindruckes würden die Götterbilder zu Zeiten unterirdisch verschwinden und dann wiederum langsam, feierlich aus der Erde aufsteigen. Wie nach Olympia, wie nach Bayreuth würde man zu diesem Tempel hinpilgern.

Auch von einem Tempel der Fortuna in Anzio, und von einem großen, noch nicht dagewesenen graphischen Werk war die Rede; an dieses zweite knüpft ein Brief an Klinger an, welcher lautet:

„Florenz, 7. November 89
Bahnhof Morgens früh $^{3}/_{4}8$, also nüchtern.

Lieber Klinger!

Da meine Rechnung in Bezug auf Sie gestimmt hat gestern, so können wir sofort weiterfahren. Dunque Ich Endesunterzeichneter Karl Stauffer, Bildhauer, bestelle bei Ihnen für den Preis von 1000 Fr. (Eintausend Franken) das Projekt zu einem Büchertitel, Rückseite und Vorderseite. Auf die Vorderseite kommt zu stehen

Du mußt es dreimal sagen.
Aemilius ....
Carolus Stauffer
Maximilianus Klinger

auf die Rückseite

Lydia Escher
E ... W ....

Die definitive Antwort ja oder nein per Draht bis 9. November, Abends 9 Uhr.

Pensiero fondamentale del libro.

In dieses Buch, welches 15000—20000 Fr. kosten darf (Herstellung von 50 Exemplaren), kommt das was ich zu sagen habe, resp. die symbolischen Kapitelüberschriften meines Werks lateinisch. Zur Her-

stellung werden graphische Modi angewendet. Holzschnitt, Kupferstich also Buchdruck und Kupferdruck. Die Chose kann eventuell auch 50000 Fr. (mehr nicht) kosten, ich kann das nicht bestimmen, da ich im Moment auf Details mich nicht einlasse.

Wenn aus der Sache was werden soll, so steigen Sie bitte aus der Versenkung nur, wenn ich Sie rufe. Krystallisirte Grundidee von's Ganze Templum graecum doricum basta.

Mit bestem Gruß Ihr

Stauffer

Beiliegend erhalten Sie hier

300 Fr.

Dreihundert Franken a conto.

P. S. Ich bitte, sich von jetzt an immer ganz genau an den Wortlaut und den Sinn, der sich natürlicher Weise daraus ergiebt, zu halten."

Max Klinger, dem der geistige Zustand Stauffers bedenklich geworden, war inzwischen von Florenz abgereist, nachdem er, in artistischer Weltfremdheit, auf die Krankheit des Freundes den deutschen Konsul in Florenz (statt des schweizerischen) aufmerksam gemacht hatte. Auch Signor Bonciani, Stauffers Wirt, erkannte seinen Zustand: er hatte konfuse Verkaufsverhandlungen mit dem Besitzer der Villa Bonciani angeknüpft, ihm 9000 Frank, von den erhaltenen 10000, als Anzahlung geleistet, und war eines Novembermorgens bereits um fünf Uhr früh zu aufgeregter

Besprechung oben am Hügelweg erschienen. In diesen Tagen empfing Fräulein W. einen Heiratsantrag von Stauffer, den er jedoch am folgenden Tag bereits zurücknahm, „weil es die gnädige Frau nicht erlaube"; und Frau Lydia teilte ihren beiden Dienerinnen die Verlobung mit, riet jedoch, Stauffer nicht zu gratulieren: denn sonst könne er böse werden. Wie es in seinem Innern aussah, wie wild in ihm durcheinandergährten zerstörende Phantasien und Trümmer kluger Gedanken, künstlerisch-selbstlose Begeisterung und die Ichsucht des Größenwahns, läßt mit unheimlicher Deutlichkeit sein Florentiner „Tagebuch" wahrnehmen: es ist fürchterlich, an diesen Abgründen der Menschennatur hinzuwandern und abzublicken in die Tiefen, wo die feindlichen Brüder sich befehden, Genie und Wahn.

Die Aufzeichnung, mit einigen Auslassungen, lautet so:

„Carl Stauffer's Tagebuch,
angefangen am 4. November 89.

Das Kunstwerk ist die krystallisirte individuelle Erkenntniß der sichtbaren Natur.

Bei mir galt es, ehe ich an die Verwirklichung meiner künstlerischen Pläne schreiten konnte mein Leben als Kunstwerk zu gestalten.

Der Verwirklichungsmöglichkeit bin ich jetzt sicher, jetzt werden sie bearbeitet und über den Haufen gerannt.

Hülfskräfte besorge ich.

Bildung einer Akademie durch Ausarbeitung eines zu proklamirenden Programmes.

Bemächtigung der zukünftigen Generation, daher Villone, Ateliers, Gießer, Marmorarbeiter jeder Sorte.

Meine Direktion

Question des Dieners und Gärtners. Ursache der Wahl des Villone.

Glaube absolut an meine und Ihre Mission überhaupt an den unfreien Willen.

Schopenhauers Einfluß ist zu markiren. Goethe's Einfluß desgleichen Winckelmann Lessing, Plato, Socrates, Aristides.

Perchè captatio benevolentiae.

Definitives gedrucktes Programm des Unternehmens wird mit der Einladung ins Haus geschickt mit einem Diener nicht mit der Post.

Das Belvoir wird abgerissen.

Ich habe sie heut Morgen instinktiv von Eindrücken besoffen gemacht, damit ihr Naturell absolut zum Vorschein komme.

Die Rechnung klappte auffallend.

La verità è una sie hat nur verschiedene Röcke an, d. h. ist rund wie die Plastik und man kann sie immer nur von seinem Standpunkt aus übersehen.

Du mußt es dreimal sagen.

Ecclesia militat.

Und als die Zeit erfüllt war, denn sie ist erfüllt, denn das faule Ei was man heutzutage für Kunst hält verbreitet einen Mordgestank. Dem Adler der

sich Mensch heißt einen Photographischen Kasten statt der Augen einzusetzen und mit dieser Maschine zuzumuthen gen Himmel zu fliegen ist einfach lächerlich.

Ich ringe mit dem Engel des Herrn und lasse ihn nicht er segne mich denn und gegen den Teufel wo er sich zeigt wird sofort ein Dintenfaß angeschmissen und mit der Bibelübersetzung angefangen. — Meine Wartburg wohin ich mich wie Luther geflüchtet ist die Akropolis. Meiner Seele habe ich den Berlinerstaub abgewaschen. Sie glänzt wieder wie ein Berner Milchgeschirr und die Milch der frommen Denkungsart, Zeitungen lese ich keine, zur Gesellschaft habe ich nur Dr. Schliemann. Meine Adresse wird nicht verrathen — und wenn sie doch verrathen würde, so werden die anlangenden Briefe zuerst von Schliemann aufgemacht, das Dumme in den Papierkorb, das Gute auf's Präsentirteller. Also Hohn oder Mitleid.

m'è lo stesso

hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir Armen, aber zum Reichstag gehe ich nicht.

Akropolis.

Karl Stauffer

und ich halte meine Reden lieber vor den Geistern der klassischen Hellenen als vor den Parlamentariern des photographischen Zeitalters. . . . . .

Erst muß das Unkraut ausgerottet werden, ehe der Garten angelegt wird.

Ich gehe nicht wie die Katze um den heißen Brei

um, sondern wie die Bluthunde auf die Feinde um sie zu zerreißen.

Hoher Gott, Wonne der Welt, sie haben dich verscheucht mit ihrem Lärm.

Ich habe meine Phantasie gebändigt 32 Jahr und geredet um meine Gedanken zu verbergen. Der liebe Gott hat aus mir einen Baumeister machen wollen. O wunderbare Baukunst, in welche Lumpen hüllen die Barbaren deine classischen Glieder, es ist eine Schande. Du bist meine Liebe und ich will für dich kämpfen zu Fuß und zu Pferd mit Lanze und Schwert, bis sie mich umbringen. Zwar haben sie die Göttinnen alle gefangen, dich aber haben sie außerdem zur Hure gemacht, aber deine Jugend ist ewig.

Ich bin ein Prophet, aber ihr könnt mich nur platonisch ans Kreuz schlagen, dafür habe ich gesorgt . . . Ob die Chose von der ich hier reden will, Bibel, Homer, Kirche, Philosophie, Baukunst, Richard Wagner, oder Palaestrina heißt, ist ganz Wurscht, gebt dem Kinde jeden Namen, es wird geboren lebt und stirbt. Seht ich möchte wieder Feuer schlagen und das Räthsel der Form lösen, denn sie ist ein Geheimniß den Meisten.

Mägdlein ich sage Dir
stehe auf —
ich

habe mich auf diesen 30jährigen Krieg gehörig vorbereitet, denn ich bin nicht umsonst 7 Jahre in Berlin — thue überhaupt nichts ohne Bezug auf

meinen Lebensplan, und wie die Alten gehe ich vor dieser schweren That nach Delphi, und Erz geheimnisvoll erklang, der heilige Raum, das räthselhafte Erz —

Alles Vergängliche
Ist nur rc. rc.

P. S. Ich schreibe übrigens nicht aus Eitelkeit noch aus Noth, ich kenne zwar beide und wer wäre völlig davon frei, — nein, weil ich muß.

Der Bien muß —
Als die Zeit erfüllet war

K. Stauffer

Auf das Zeitungsgeschnatter lasse ich mich nicht ein, denn Zeit Geld. Das Haus soll ein Bethaus sein und ihr habt eine Mördergrube daraus gemacht, aber ich will Euch schon mores lehren."

Der Größenwahn, der jetzt in Stauffer, scheinbar überraschend, ausbrach, war doch von Stufe zu Stufe mählich angewachsen. Immer hatte sein Selbstvertrauen, kräftig anschwellend, nach außen gedrängt; aber immer doch hatten die gesunden Instinkte in ihm, kämpfend gegen die zerstörenden, es wiederum herabgedrückt. Daß er an seine Mission glaube, hatte er, wie im Tagebuch, wohl auch in römischen Briefen bekannt; aber sofort packte ihn die bessere Einsicht, und sich selbst unterbrechend, schränkte er das Geständnis dann ein: „Versteh mich recht". Und auch die Kampfeslust, die ungemessene Kräfte in sich wogen fühlt, die die Gegner überrennen und das Gute, Echte

glorreich wiederherstellen will — auch sie hatte in manch aufgeregten Stunden, in den Vorsätzen des „ultima lettera cisalpina“ schon vordeutend sich angezeigt: jetzt wo die „Verwirklichungsmöglichkeit“ gegeben scheint, durch die Herrschaft über ungezählte Millionen, wächst der zügellos gewordene Trieb zu dem irrenden Bewußtsein an: einer Welt zu stehen. Stauffers Phantasie entzündet sich an der Aussicht auf märchenhaften Besitz: denn auf alle seine Pläne, fühlt er, wird die Freundin eingehen; aber nicht um auf den Polstern des Reichtums behaglich auszuruhen, — um künstlerisch zu gestalten, noch im Wahn, und um versunkene Welten wieder aufleben zu lassen, will er Herr ihrer Schätze sein, und schließt den verehrtesten Freund, Klinger, in all seine erträumten Taten vertrauend ein. Er fühlt ein großes Geheimnisvolles über sich, das sein Empfinden bindet und ihn, der auf den harten Willen in sich einst gebaut, unfrei macht und gehorsam einem Müssen: und weil die Zeit erfüllt ist, tut er „instinktiv“ den letzten Schritt, „ihr Naturell kommt zum Vorschein“, und Lydia Escher wird die Seine.

An einem italienisch hellen Herbsttage, der Licht und Glanz verstreute im Arnotal, zogen sie zur Porta Romana hinaus, die lange sonnige Landstraße entlang, die zur Certosa di Val d'Ema aufführt, dem alten Kloster auf dem Hügel; und Stauffer selbst, rückblickend auf das Durchlebte, schilderte es, mit vielen Zügen der Wirklichkeit, also im Gedicht:

Certosa

In dieses Klosters wunderstillen Mauern,
Wo der Vergangenheit Gestalten weben,
San Gallos Geister zaubernd Dich umschweben,
Da hast Du liebend mir den Arm gegeben.

Ich fühlte Deinen Busen wogen, schauern
Und faßt ein Herz mir, nimmer länger trauern
An Deiner Seite wollt ich; und verwegen
Ließ ich die Würfel fallen uns zum Segen.

O Weib, ich werd' es nimmermehr vergessen,
Wie Abends zwischen dunkelnden Cypressen
Du Deine Hand mir reichtest in dem Wagen.

Da starb der Wurm, der mir am Herz gefressen —
Und als zu Hause wir beim Mahl gesessen
Da hast Du Herz und Hand mir angetragen.

Nacht war's. Ich wälzte schlaflos mich im Bette —
Nein, nimmermehr! Das wäre mir vom Wahren! —
Nach treuer Liebe bangen langen Jahren
Gehör ich Dir allein, der Wunderbaren
Und Du nur mir. Drum Flucht! Und kaum gedacht
Rannt ich hinunter in die stille Nacht.

Eh vetturino! ferma! fuori porta
Ti pigl'a or'; anzi, te pago bene
E tu, se vai in undici minuti
Te darò venti lire, batti, batti strada
via! carriera!! Und im Staatsgalopp
Vorbei am Pitti: Passa per la porta!

Der Gaul stieg schlecht bergan, mir wurde bang
Va, venti lire! Che? te pare poco.
Ah nossignore, schmunzelte das Männlein.
Mit halben Ohre glaubt ich noch zu hören:
Ma quest' è pazzo — o — chi s'è in'morato
Venti lirette ostia che signore — —
Ich aber flog den Rosenhag hinan
Und kam um Mitternacht dort oben an,
Und von der Marmorbalustrade schwang
Ich mich mit Riesenkraft auf die Terasse
Und stieg in's Haus: Der Liebe eine Gasse!

Wie rieselt so lustig das Bächlein
Bring Wirth uns, was du hast
Un buon fiasco toscano für Deinen heitern Gast
Ein pollo ben girato an Deinem guten Spieß
Der Herrgott Brod und Wasser zu segnen uns verhieß.
Wir aber scherzten und lachten und freuten uns der Welt
Jetzt willst Du nicht mehr in's Kloster, mein süßes Weibchen, gelt?

In einer eiligen, kopflosen Flucht verließen die beiden Florenz am folgenden Tage und gingen nach Rom: ohne Gepäck, ohne Mantel selbst traf Frau Lydia, von Stauffer begleitet, spät abends am 11. November im Hotel Aliberti in der Via Margutta, ein; sie nahm im Gasthaus Quartier, während Stauffer in seine unfern gelegene Wohnung ging. Vom gleichen Tage noch ist der folgende Brief an Stauffers Mutter:

„Rom, 11. Nov. 89

Liebe Mama!

Gestatte, daß ich Dich so nenne, denn, obgleich wir uns noch nie gesehen haben, ist es mir als stehen wir uns schon nahe. Sehnlich hoffe ich, daß Du bald in unser schönes, italienisches Heim einziehen werdest und will ich mit meinem theuern Manne wetteifern, Dir das Leben angenehm zu machen.

Ich kann Dir versprechen, daß ich Deinen Karl so glücklich machen werde, als er es verdient.

Deine

Lydia Stauffer

Telegramme und Briefe an Stauffers Familie gingen in rascher Folge jetzt ab, von Frau Lydia mitunterzeichnet; gleich am 12. November gab Stauffer die Darlegung eines neuen, überraschendsten Planes, der das Bereich des Künstlerischen plötzlich ganz verließ und dem Bruder berichtete:

„Wir haben die Absicht hier in Italien, dem Lande der Zukunft, Landwirthschaft im allergrößten Sinne zu treiben. Südfrüchte, Oel und Wein. Lydia ist ein finanzielles Genie. Denke Dir die Sache so:

Das Haupt der zu errichtenden Firma bin ich, Dein Bruder Karl.

Mein erster Secretär ist Lydia.

Der eigentliche Landwirth Petri.

Die Rechtsbeistände für die Schweiz seid ihr.

Ferner brauche ich noch zwei Agenten, Italiener, für eventuelle Ankäufe und Geschäfte hier in Italien."

Ein folgendes Schreiben kündigte an, daß die Briefe, welche Stauffer durch vier Jahre an Lydia geschrieben, veröffentlicht werden sollten, unter dem Titel: „Briefe an eine Frau von Karl Stauffer, 1885 bis 1889"; denn es sollte allen klar werden, wie stetig und wie ernst die Beziehungen zwischen beiden gewesen waren. Ein dritter Brief, in scheinbar ruhigerer Stimmung wieder geschrieben, gab Auskunft über den ganzen Hergang, verbarg aber selbst den Nächsten, unter Anzeichen des Verfolgungswahnes, den Aufenthaltsort der Flüchtigen:

„Roma, ferma in posta B.A.C. 1234

... Eigentlich ist nur verwunderlich, daß eine so unnatürliche Situation, wie sie durch meinen ersten Besuch im Belvoir geschaffen wurde, so lange dauern konnte. Lydia's ganze Nervosität, Schlaflosigkeit, Aufgeregtheit, kam von der bei der ersten Begegnung zu mir gefaßten Leidenschaft. Wir haben nun diese Sache nicht etwa geplant, sie mußte kommen und kam. Wir haben zu sehr während vier Jahren gelernt unsere Gedanken zu verheimlichen, unsere Begierden im Zaum zu halten, um nicht beide, da uns endlich die Gelegenheit günstig scheint, den Bruch insceniren zu können, hart zu sein wie Stahl.

Ich bin genöthigt, einen Diamant von 400 oder 500 Fr. Werth heute zu versetzen. Ich habe 500 Fr.,

die ich in der Tasche hatte, aufgebraucht, um alles Volk von oben bis unten zu bestechen. Wir sind der ganzen Bande gewachsen, sowohl an Klugheit, wie an Schneidigkeit. Lydia ist die einzige Frau, mit der ich mich à fond verstehe und wir lassen nicht von einander, was man auch anstelle."

Die Furcht vor Verfolgung, die in diesen Tagen über Stauffer Macht gewann, trieb ihn zu Schmähungen und Drohungen fort; an den Schweizer Gesandten in Rom, Minister Bavier, schrieb er, daß er jeden, der ihm zu nahe komme, niederschießen werde, in den Briefen nach Biel sprach er von romantisch-geheimnisvollen Mitteln, die in Italien, wie landesüblich, seine Verfolger erwarten sollten. Und weil sein Wahn glaubte, es könne der Geliebten oder ihm selber ans Leben gehen, setzte er den Entwurf eines Testamentes auf, welcher lautete:

„Rom, 13. November 1889

Ich Lydia ... geborene Escher, Tochter des verstorbenen Alfred Escher von Zürich, gebe hiermit bei gesundem Verstand und in Gegenwart von zwei durch das Gesetz vorgeschriebenen Zeugen meinen letzten Willen kund.

Bei meinem Tode vermache ich mein ganzes Vermögen dem Herrn Carl Stauffer, Maler und Bildhauer, Sohn des Eduard sel. Pfarrer von Bern."

Gleichviel, ob Stauffer den Entwurf auf Antrieb der Geliebten nur, oder aus eigenem Antrieb nieder-

geschrieben — kein unbefangenes Urteil wird, aus einer Kette wirrer Taten ein Glied willkürlich herausgreifend, die Handlung eines Kranken vor ein moralisches Gericht ziehen wollen. Scheinbar besonnen und doch Eingebung des Wahnes ist, gleich allem was Stauffer jetzt unternimmt, jenes Testament. Wie er sich vor Verfolgern bergen zu können meint, in einer Straße, wo er seit Monaten zu Hause ist, und wo jedes Kind den deutschen scultore kennt, so leitet er auch Bestimmungen ein, welche völlig in der Luft schweben: wohl entstammten die Millionen, deren Glanz seinen Wahn blendet, dem Escherschen Vermögen, aber sie waren (da eine Güterteilung im zürcherischen Recht nicht vorgesehen) Eigentum beider Gatten und der Verfügung der ungetreuen Frau völlig entzogen. Er aber, in einer phantastischen Unkenntnis der Tatsachen, wie sie seinen gesunden Tagen niemals gemäß gewesen, glaubte frei bestimmen zu können, nach Lydias Willen, über den ganzen Besitz; und so unternahm er es auch, als sie mittellos in Rom dasaßen, von jener Anzahlung bei Bonciani einen Teil zurückzuerhalten: ein Versuch, der resultatlos verlief, aber seinen Gegnern eine schnell ergriffene Handhabe bot, Karl Stauffer behandeln zu lassen, wie einen Glücksritter niederster Sorte.

Frau Lydias Mann, durch Bonciani benachrichtigt, eilte nach Florenz; die Aussagen des Wirtes wie der in Florenz zurückgelassenen Kammerfrauen seiner Gattin ließen ihn den Zustand Stauffers sogleich erkennen,

und er telegraphierte an Minister Bavier, er möge die Abreise der beiden verhindern, und an Eduard Stauffer in Biel, am 14. November:

„Carl zweifellos geisteskrank. Ertheile Minister Bavier nöthige Vollmacht telegraphisch. Ich reise Rom und werde auch für Carl sorgen."

Jedoch in Rom angekommen, änderte er seine Absicht, und die „Sorge" für Stauffer nahm ganz eigene Formen an. Er sprach bei Klinger vor, und dieser versicherte ihn: Stauffer sei bei gesundem Verstande. Zwar war er selbst, Klinger, in Florenz anderer Meinung gewesen; aber ein Besuch, den ihm Stauffer in Rom gemacht, und bei dem er vermutlich mit bösem Narrenblick sich seiner Taten gerühmt, hatte Klinger völlig umgestimmt: er hatte ihm die Tür gewiesen. Zudem, erklärte Klinger, hätte ihn Stauffer, durch den Brief aus Florenz, „bestechen" wollen, und er müßte ihn deshalb verklagen; wozu ihn aber Stauffer hatte bestechen wollen, wußte Klinger selber nicht zu sagen. Auch andere Bekannte Stauffers erklärten dem Gatten Frau Lydias, daß sie Stauffer nicht für geisteskrank hielten; und so entschloß er sich, den Florentiner Eindrücken, dem Florentiner Versprechen entgegen, wider Stauffer vorzugehen. An die Gerichte wendete er sich; doch nicht Ehebruch war das Delikt, sondern — Geldunterschlagung: 1000 Frank hatte Stauffer sich angeeignet, 9000 Frank nicht nach Vorschrift verwendet und zudem versucht, einen Teil der Summe wieder in seinen Besitz zu bekommen.

Die Anklage zu stützen, nahm Frau Lydias Gatte die Hilfe des Schweizer Gesandten in Anspruch. Als der Sohn eines Bundesrates, der mit dem Gesandten in nächstem Verkehr stand, war es ihm natürlich, auf Herrn Bavier, wie auf einen Freund, zu bauen; und so hatte er schon von Florenz aus die Hilfe des Ministers, als der nächsten Vertrauensperson, sogleich angerufen. Aber auch Stauffer, durch seine Beziehungen zum Belvoir empfohlen, hatte in dem Hause des Gesandten intim verkehrt; und da sein geistiger Zustand durch jenen Drohbrief dem Minister bekannt geworden, so hätte die Erregung von Frau Lydias Gatten durch Herrn Baviers unparteiische Erwägung sich vielleicht mäßigen und von der skurrilen Nichtigkeit der Anklage überzeugen lassen. Allein Herr Bavier gab den Wünschen des Beleidigten sogleich nach; er führte ihn, der Gesandte der Schweizer Eidgenossenschaft, beim Quästor von Rom ein und sandte zugleich den Arzt der Gesandtschaft ins Hotel Aliberti, um den Geisteszustand von Stauffer und Frau Lydia festzustellen; später lud er auch den Direktor der Irrenanstalt von Rom zur Untersuchung ein. Der Arzt, Herr Dr. Neuhaus, machte die Feststellung: Frau Lydia sei wahnsinnig, dagegen Stauffer geistig gesund und „bloß eraltiert"; und nun wurden beide, am 15. November, in Gewahrsam genommen: ins Irrenhaus wanderte die eine, ins Gefängnis der andere.

So weit, weiter nicht, reichen die offenkundigen, von allen Seiten zugestandenen Tatsachen; und über

sie hinaus mit Vermutungen dringen zu wollen, kann nicht meine Absicht sein. Allein es hält schwer zu glauben, daß nicht doch, unter der Oberfläche der Dinge, unbestimmbare Einflüsse mitgespielt hätten; und es brauchte der Versicherungen nicht, welche die Advokaten Alberto Rossi in Rom, Rosadi in Florenz abgegeben haben: daß Stauffers Verhaftung ungesetzlich war, um den Hergang brutal und rätselhaft zu finden. Zwei Männer standen sich gegenüber: der eine, der Kläger, ein Landfremder, der mit Behauptungen, nicht Beweisen, einen Unbescholtenen als Hochstapler verdächtigte; der andere in Italien ansässig, eine notorische Person in Künstlerkreisen, und seinen Pflichten als Bürger, als Steuerzahler in Rom genügend. Welchen Grund also, welches Interesse hatte die italienische Justiz, in einer höchst undurchsichtigen, verwickelten Sache zwischen zwei Schweizern sofort mit Härte einzuschreiten? Und doch entschied man, auf Verlangen des Fremden, gegen den Wohlbekannten; man nahm den gar nicht Fluchtverdächtigen in Untersuchungshaft und steckte ihn in einen der verrufensten Kerker, in die Carceri nuovi in der Via Julia, die noch aus Papstzeiten her eine traurige Berühmtheit hatten. Dort nun saß Karl Stauffer, in Gesellschaft von Mordgesellen und Dieben, in einer Umgebung starrend von italienischem Schmutz; dort saß er, mit zerrütteten Sinnen, brütend über sein Geschick, tagelang, nächtelang; kein Schlaf erbarmte sich seines Unglücks. Weit hinter ihm, ver-

dunkelt, versunken schien die glänzende künstlerische Vergangenheit, die ihn aus der Enge seines Heimatsdorfes zum verwöhnten Liebling der Gesellschaft heraufgeführt, zum Stolz der Seinen; war er noch derselbe Mann, er, der hier mit achtzehn Banditen zusammen in einem Raume hauste, welcher einst im Auftrage des preußischen Staates den Gustav Freytag für die künstlerische Ruhmeshalle gemalt? Nur eines konnte ihn, durch Schmach und Wahn hindurch, in der Qual dieser Zeit aufrechthalten: die Zuversicht, daß die Prüfung enden müsse, und daß hinter ihr Befreiung winkte und ein neues Leben mit der geliebten Frau.

Inzwischen war aus Biel Eduard Stauffer herbeigekommen, nach seinem Bruder zu sehen. Alle Briefe, welche er aus Rom erhalten, hatte er vertrauend Frau Lydias Schwiegervater, dem Bundesrat in Bern, vorgelegt; aber aus der Einsicht in Stauffers Geisteskrankheit, die dieser empfing, schien er die natürliche Konsequenz nicht gezogen zu haben: das gerichtliche Verfahren, mit allen seinen Härten, ging weiter. Eduard Stauffer suchte Hilfe bei der Schweizer Gesandtschaft; Herr Bavier wies ihn an den Untersuchungsrichter und gab ihm zur Begleitung seinen Attaché, Herrn Rochette, mit. Dieser schlug Stauffer, der ja des Italienischen doch nicht mächtig sei, vor, ihn, Rochette, unter vier Augen mit dem Richter verhandeln zu lassen; aus der Audienz wieder heraustretend, brachte er eine Einlaßkarte in die Carceri nuovi, und man gelangte zu dem Gefangenen.

Karl Stauffer war guten Mutes: denn eben hatte ihm der Richter mitteilen lassen, seine Befreiung stehe unmittelbar bevor: die Anklage sei nicht aufrechtzuhalten. Herr Rochette schwieg zu dieser Botschaft; als aber Eduard Stauffer sie auf der Gesandtschaft wiederholte, gab er zu: auch ihm habe der Untersuchungsrichter die nämliche Mitteilung gemacht; er aber, der zur Hilfe für Stauffer abgesandt war, hatte erklärt: das Leben von Frau Lydias Gatten sei in Gefahr, wenn der Gefangene freikäme; man möge ihn halten, denn eine neue Anklage werde eben formuliert. Herr Minister Bavier hat dieser Darstellung schweigend zugehört, und ohne erkennen zu lassen, daß er das Verhalten seines Attachés mißbillige.

Und die neue Anklage ward formuliert, schimpflicher als die erste: Vergewaltigung einer Geisteskranken lautete sie. Das „Delikt" war in Florenz begangen und abzuurteilen, dorthin also mußte Stauffer transportiert werden. Weil aber der Verbrecherkarren, der zwischen Rom und Florenz läuft, noch nicht voll war, so ließ man Stauffer drei Wochen noch in den Carceri nuovi sitzen, mitten unter den Banditen: ein besonderer Transport schien überflüssig, er mochte warten, bis die nötige Zahl von Reisegenossen sich zusammengefunden. Endlich konnte der Schub abfahren; und in einer vierzehnstündigen, qualvollen Fahrt, gefesselt an einer Kette mit acht andern, gelangte Stauffer nach Florenz.

Die Schweizer Gesandtschaft aber, die ja wohl zum Schutze aller Landesangehörigen besteht, hatte nichts getan, um auch nur eine Milderung in Stauffers Behandlung zu erwirken; schutzlos hatte sie ihn preisgegeben allen Grausamkeiten italienischer Rechtspflege, und es schien sie wenig zu kümmern, ob man den Mann, dessen Name ein Ruhm des Landes war, und der der Gast des Herrn Ministers oft und oft gewesen, als einen Verbrecher tarierte und mißhandelte.

In Florenz erst, wohin sein Bruder hilfesuchend vorausgereist, fand Stauffer, in den Carceri Muratte, mildere Haft und einen einsichtsvolleren Richter: die Einkerkerung auf die bloße Anklage hin, erklärte der Procuratore, hätte nach italienischem Gesetze nicht stattfinden dürfen und würde in Florenz auch nicht stattgefunden haben; und er wiederholte dieselbe Erklärung vor Adolph Hildebrand, der von Stauffer herbeigerufen worden war, und der ihm von nun an der treueste Helfer ward: gerade die flagrante Rechtsverletzung, welche Hildebrand hier zu erkennen glaubte, ließ ihn mit voller Wärme für den Verfolgten einstehen. Bald war der Richter bereit, Stauffer gegen eine Kaution zu enthaften; und wie grundlos er die Klage achtete, zeigte die geringfügige Summe, welche gefordert ward: 300 Lire, die Hildebrand sofort erlegte. Stauffer aber eilte aufs Telegraphenamt und gab, es war am 5. Januar, die folgende Depesche auf:

„Urgente. Max Mosse, Berlin.
liberta

Stauffer"

Sein ganzes Empfinden hatte er in das eine Wort zusammengedrängt: Freiheit!

Hildebrand geleitete Stauffer in die Casa Nardini; doch bald darauf brach sein Wahnsinn voll aus: er glaubte sich verfolgt, verschloß die Türen seiner Zimmernachbarn und tobte; und so nahm man ihn zum zweitenmal in Haft und brachte ihn in der Heilanstalt von San Bonifazio unter. Vom römischen Gefängnis zum Florentiner Irrenhaus — der Unterschied war gering; in einem unreinlichen, kerkerartigen Bau fand sich Stauffer wieder, in der untersten Klasse, wo die italienische Einrichtung herrschte, daß die Wächter, welche keine Bezahlung empfingen, die Hälfte der Krankenkost für sich in Anspruch nehmen durften. Halb verhungert, mit ergrautem Haar traf Hildebrand, der durch eigene Krankheit ferngehalten, nach einer Weile Stauffer an; er ließ ihn in eine höhere Klasse verbringen und Stauffer faßte besseren Mut; seine geistige Klarheit kam zurück, sein derber Humor, der über die zweifelhafte „Kur" mit starken Worten spottete. In der Heimat inzwischen hatte Eduard Stauffer sich bemüht, den Beistand des Bundesrats anzurufen und in einer ausführlichen Denkschrift den Hergang dargelegt: wie ihm allseitig versichert worden, daß seines Bruders Verhaftung nach italienischem Gesetze

unerklärlich sei und nur auf Intervention der Gesandtschaft erfolgt sein könne; wie er bei Herrn Bavier kein Entgegenkommen gefunden, wohl aber den Hochdruck verspürt, mit dem die Gegenseite arbeiten konnte; und er schloß seine Eingabe mit den Worten: „Ich bitte nur um Schutz gegen Macht und Geld für meinen armen Bruder. Ein jeder Schweizer Bürger hat in gleicher Weise Anspruch auf den Schutz der Gesandtschaft. Ich glaube mit vollem Recht behaupten zu dürfen, daß der Schutz der Gesandtschaft meinem Bruder nicht zu Theil geworden ist.“ In einer nach Inhalt und Form gleich flüchtigen, von Herrn Bundesrat Richonnet gezeichneten Antwort, die in ihrem zweifelhaften Deutsch auf keinen der Klagepunkte sachlich bestimmt eingeht, wurde die Beschwerde abgelehnt: alles sei in guter Ordnung hergegangen, Stauffer befinde sich in San Bonifazio zum besten; und mit auffallender Höflichkeit wird der leer Abgespeiste zuletzt ersucht, sich doch nunmehr zur Ruhe zu geben, in dieser peinlichen Angelegenheit. Auch ein anderer Versuch, Stauffers Lage zu bessern, scheiterte damals. Zwar war er aus dem Gefängnis entlassen worden — aber noch immer schwebte über ihm die entehrende Klage: und erfolglos ward Frau Lydias Gatte nun angegangen, sie zurückzunehmen. Er hatte, um Mitte Dezember bereits, in Florenz Stauffers Tagebuch gefunden und sich angeeignet; und dennoch erklärte er, die Klage erst dann aufheben zu können, „wenn die Geistes-

krankheit konstatiert sei". Daß das Tagebuch die Züge des Wahnsinns deutlich trägt, daß Stauffer in der Zwangsjacke im Irrenhaus saß, genügte seiner exakten Vorsicht nicht; und so ging die Klage denn weiter, und der Bewohner von San Bonifazio verblieb unter der widerwärtigen Anschuldigung: einer willenlosen Kranken Gewalt angetan zu haben.

Zwei Briefe sind erhalten aus dieser Zeit aufwachender Besinnung in Stauffer; der eine ist an den Bruder in Biel gerichtet, der andere an Max Mosse, und sie lauten im Auszug:

„San Bonifazio manicomio di Firenze
21. Februar 1890

Ueber das Florentiner Narrenhaus werde ich ein Werk herausgeben in Bild und Wort, es ist es werth, denn was ich hier von der Dummheit der Aerzte und dem schauderhaften Lokal zu leiden hatte, bis Hildebrand sich meiner annahm, verdient Illustration. Mein ganzes früheres Leben, die Carceri nuovi (die übrigens von 1400 datiren) und die carceri muratte mit inbegriffen, und alles was ich sonst durchgemacht, ist ein Pfifferling gegen das was ich hier in dem Saustall ausgestanden. Zwangsjacke u. s. w. An meinen Haaren werdet ihr schon merken was passirt ist. — Na so was erzählt sich dann besser bei einer Flasche Neuenburger. Du wirst dich noch über vieles wundern."

„Florenz, 5. März 1890
S. Bonifazio. (Manicomio)

Mein Lieber! Ich weiß nicht, ob die Aerzte das Billet, welches ich an Dich geschrieben vor circa sechs Wochen spedirt haben. Glaube aber nicht, denn Adolf Hildebrand (der Bildhauer), welcher sich meiner wirklich charmant angenommen, in meiner fatalen Situation, sagte mir, er hätte oben beim Direktor eine Reihe unbestellte Briefe meiner Handschrift liegen sehn .... Wäre ich nicht ein Mensch von Eisen und Stahl, das was ich in den Kerkern von Rom, den Transport in Ketten von Rom nach Florenz, im Kerker von Florenz und vor allem hier im Narrenhaus erlitten (es ist der Mühe werth niedergeschrieben und im passenden Moment publizirt zu werden), hätte mich einfach umgebracht .... Ich nehme die ganze chose auf als gerechte Strafe für meine vielen Ehe- und Treubrüche....

Wir verreisten gemüthlich nach Rom um uns hier festzusetzen. Mit einem Mal holt mich aber der Bote oder die Boten der Gerechtigkeit, ich verschwinde in den Carceri nuovi, dem berüchtigten päbstlichen Gefängniß (dessen Zustand jeder Beschreibung spottet) und befinde mich unter Räubern, Briganten und Mördern, 18 in einem Saal (ich der 19te)....

Der Untersuchungsrichter sagte mir sofort, die Geschichte sei mehr lächerlich als gefährlich und er wollte sehen, mich so bald als möglich herauszubekommen. Trotzdem habe ich vom 15. November

bis 5. Januar brummen müssen und sitze schon zwei Monate im Narrenhaus. Nachgerade habe ich jetzt denn alles erlebt, was man so erleben kann, es bleibt mir nur noch übrig mich henken oder köpfen zu lassen ....

Ob Lydia wirklich verrückt geworden vom Schreck über meinen Arrest, weiß ich nicht, glaube aber kaum; denn ich kenne sie als eine Frau von sehr starkem Geiste und verschiedene Anzeichen lassen mich vermuthen, daß sie sich einfach in Rom im Narrenhause still hält, um die chose ein bischen versurren zu lassen. — Weiß man überhaupt von diesem Skandälchen in Berlin etwas und wenn, was hast du gehört? Welche Versionen?

Seit September habe ich nichts mehr gethan. Diesen Brief schicke ich Dir unfrankirt, weil ich kein Geld zu meiner Disposition habe, (man giebt Geisteskranken!? nur ab und zu ein paar Soldis damit sie kein Unglück anrichten). Sei versichert, daß wenn Du einmal Deine Schritte im Sommer italienwärts lenkst, ich Dir viel und interessantes zu erzählen habe. (Ich rede italienisch wie ein Römer, kein Mensch glaubt daß ich fremd wäre.)

Also für heute Schluß. Mit bestem Gruß Dein

Stauffer

Der Brief geht ab ohne Wissen des Direktors."

Aber noch andere Zeugnisse aus dieser Zeit sind uns zurückgeblieben: Stauffers Gedichte. Schon im Kerker von Rom hatte er nach Büchern, nach Papier

verlangt; und als sein Bruder ihm aus dem Atelier der Via Margutta Grimms Märchen und Eckermanns Gespräche mit Goethe herbeiholte, hatte er sie über und über mit Aufzeichnungen bedeckt: alle Ränder sind vollgeschrieben von wechselnden Einfällen, von Berechnungen über die Güterwirtschaft, von Grüßen in die Heimat. Um die Weihnachtszeit in die Einsamkeit seines Kerkers gebannt, schreibt er, fröhlicherer Zeiten unter den Berliner „Zwanglosen“ gedenkend, die verwirrten Worte hin:

„Zwanglos nicht klanglos.
Ein Weihnachtsgruß an seine Berliner Freunde
Dec. 89. vom zwanglosen Stauffer“

„Die Hälfte des Reinertrags fällt der zwanglosen Kasse zu mit der Bedingung daß alljährlich wenn die Trauben reifen (nicht die Berliner) an einem schönen Ort eine zwanglose Bowle getrunken werde ad majorem dei et sanctissimi virginis gloriam.
Karl Stauffer Lydia Escher“

Im Florentiner Gefängnis dann, als man ihm das ersehnte Schreibpapier endlich zuteilte, und im Irrenhaus saß er eifrig, im alten Tätigkeitsdrang, über Briefen, Aufzeichnungen, Gedichten: mühelos, in Fülle und in Kraft strömen aus seinem aufgewühlten Innern die Lieder hervor, bald kraus und irr die Dinge verkehrend, bald in klarer Schönheit, in ergreifender Einfachheit. Was eine unbekannte Stimme

ihm geheimnisvoll zuruft, schreibt er gehorsam, eilig nieder; die Verse, die Reime folgen sich und bedrängen sich, und der Herrschaft des Gedankens, der literarischen Form nicht untertan, schreiten sie in freier Ursprünglichkeit einher. Wieder wird der geborene Plastiker in Stauffer sichtbar, der Situationen sicher anschaut, mit zwingender Deutlichkeit; wieder, wie in den Briefen, haben wir überall den unverkünstelten ersten Wurf; aber was dort, in der Prosa, zum Vorteil ward, das erscheint hier, wo lyrische Wirkungen gesucht werden, oft als Unfertigkeit, als Mangel an poetischem Ausdruck: und nur die gelungensten Beispiele darum, aus einer übergroßen Reihe, sollen jetzt zur Mitteilung gelangen.

Die ganze weite Masse seiner Vorstellungen, seiner Empfindungen haben diese Tage des Leidens in Fluß und dichterische Form gebracht; was er erlebt und gedacht und erlernt, wogt strömend durcheinander in schneller Bilder Folge. Er sieht sich nach Delphi schreiten, wie im „Tagebuch" schon, und die Welt der Antike durchleben in bunten Abenteuern; er sieht Pallas Athene, klirrend von Erz, an seinem Lager vorbeiziehen in geheimnisvoller Schönheit; und er sieht biblische Gestalten sich versammeln in Menge und Jubals Harfe tönt ihm. Poeten und Philosophen und Künstler werden, die er liebt und die er haßt, mit Votivtafeln und Sprüchen bedacht, voll begeisterter Verehrung, voll massiger Derbheit; politische Gedichte feiern Kaiser Wilhelm I. und grüßen nach

barlich hilfsbereit den deutschen Michel; Erinnerung an die Vergangenheit des Vaterlandes, an die eigene Jugend wird wach und mit der Schilderung der Laufener Schlacht mischt sich das Gedenken an den geschiedenen Vater. Totentanzlieder in Gesprächsform, Dialoge in halb bernischer, halb altdeutscher Mundart geben dem Tod und dem Berner Bären, dem Tod und der Jungfrau, dem Papst, der Mutter, dem Kaiser das Wort; alte Volkslieder, vom Mädchen und dem Dragoner, von der Berner Schanze, werden aufgenommen und umgebildet; und durch Goethesche Zitate, vom Geheimnis der Form und vom Hexeneinmaleins, das dem Irren beständig im Kopfe umherschwirrt, werden Verse eingeleitet über die Bergfrische und den natürlichen Fluß in echter Lyrik, über die Mattheit der falschen. Ein krankhaftes Gefühl seiner Kraft und Schneidigkeit erfüllt den Gefangenen abermals, und sein irrender Sinn erfreut sich an Wiederholungen der Worte und Verse; Reminiszenzen fließen ihm ein, ohne daß er Eigenes vom Fremden sicher scheiden kann, und zu den heimischen Schweizer Mustern gesellen sich die Lieder der Minnesänger, Walther von der Vogelweide und die „Leonore" des Bürger. Am sichersten aber wird sein Schritt, am klarsten sein Ton, wenn die Schatten des jüngst Erlebten vor ihm aufstehen: hinterm Gitter singt er sein Lied, ein armer Mann, ein gefangener Mann und träumt sich zur Liebsten hin; er klagt, selber der Sinne beraubt, um die arme Irre, deren Geist ihm im

Kerker naht, und noch im Tode will er bei ihr sein, ihren Sarkophag im Rosenhag behütend. Am starrenden Strome dann sieht er sich, mit der Geliebten aller Schmach entfliehend, in eisiger Nacht; er sieht sich, wie er „Auf des Königs Befehl" in Ketten durch das schöne Land gezogen wird, schuldlos leidend; eine Ahnung erfaßt ihn, daß ihm zu kämpfen bestimmt ist, wie einem andern Don Quixote, um entfliehenden Lohn; er will zurückerlangen, was er verlor an Kraft und Lust, will ein Knabe wieder werden „mit frischen Augen", der Abenteuer froh; und vom wilden Knaben, der die Blümlein bricht, und seinem Feind, dem dummschlauen Bauer, singt er nun, in aufwachendem Übermut. Auch die Erinnerung an alte Liebeszeit erwacht, an jene Berliner „beauté du diable", die ihn verschmähte; und wie am abendlich blassen Weltmeer ihm das Gedenken lebendig wird an die Entfernte, so träumt er alte Sehnsucht auch in ihre Seele hinein, in wehmütiger Beschaulichkeit.

Mit vielfachen Überschriften und Vorreden, mit griechischen und lateinischen und deutschen Titeln leitet Stauffer die Veröffentlichung ein, die er erstrebt. Er nennt sich den „Narren von San Bonifazio" und betrachtet melancholisch den Stempel auf seinem Papier: „Direzione delle carceri di Firenze". Er erdichtet sich eine Abstammung vom alten Stauffengeschlecht, besingt den Conradin und unterzeichnet sich selber: Carlo Corradino de Stauffer. Er will, so bald er nur frei ist, die Gedichte drucken lassen unter dem

Titel: „Karl Stauffer-Bern, Poesiae Opus I. Die Gedichte des jungen Werthers aus des Verewigten Nachlaß, zusammengestellt und herausgegeben von Wilhelm Meister.“ Und in eine letzte, große Vorrede wirft er seine ganze, seltsam gemischte Stimmung dann hinein, naiv und zynisch und klug und närrisch zugleich: blasphemischer Übermut und Kampflust gegen Pfaffen und Philister wird verdrängt von dichterisch bewegter Huldigung für das deutsche Märchen; und die Klage um die geschändete Kunst läuft aus in die Anrufung des Herrn. Doch der Gott wird zum Götzen, den der Irrende zerschmettert; betrübt fordert er die Laute und in Klängen von Liebe und Sehnsucht tönt sein trauernd Lied aus.

Gedichte

Traumgestalten

I.

Hinter des Kerkers Gitter
Singt traurig ein Vögelein:
„O Lieb wie bist Du bitter
„O Schatz wie bist Du fein

„O könnt ich mit Dir kosen
„Und fliegen ins Land hinein — —
„Ich sehe ja die Rosen
„Nur durch ein Gitterlein!

„O könnt ich mit Dir fliehen
„Weit über das sonnige Land
„Dort wo die Wolken ziehen!
„Am fernen Meeresstrand!

„Dort wo die Wellen kosen,
„Dort wo der Tempel stand,
„Als Venus noch mit Rosen
„Die Schläfe sich umwand! — —

Es ist so kalt im Kerker
Es flackert das kleine Licht
Ich lösche es aus mit Schmerzen
Doch schlafen kann ich nicht....

2.

Du denkest mein in Deines Wahnsinns Nacht,
Ein Engel über Deinem Haupte wacht! —
Siehst Du nicht oft in Deiner Nächte Dunkel
Des blanken Schwertes fürchterlich Gefunkel?

Schlaf wohl und höre auf zu weinen, Süße,
Denn lieg ich auch, ein Ritter im Verließe,
Es dringen Strahlen auch in Kerkers Dunkel, —
Siehst Du es nicht, des blanken Schwerts Gefunkel? —

Ich seh' es nicht. Mir ist so weh, so weh ...

3.

Und stirbst Du hin in Deines Wahnsinns Graus
So bau ich Dir ein schönes Todtenhaus
Auf einem Berge in dem dunkeln Hain
Ich will im Tode auch noch bei Dir sein.

Und einen schönen Marmorsarkophag
Den stell ich in den rothen Rosenhag;
Und steigt der Mond am Berge still empor
Dann schwebst Du aus dem kühlen Grab hervor.

Und küssest mir das Herze lang und leis
Und von der Stirn den kalten Todesschweiß

Und steigest wieder in Dein kühles Grab — —
Doch sieh! Der schwere Stein, er ist gespalten

Und durch den engen Riß mit Sturmgewalten
Dringen der Liebe und der Kunst Gestalten!

4.

Was schwebt herein! Die Thür ist doch verschlossen
Jesus Maria! kam hier wer herein?
Entsetzlich! Oh wer ist in diesem Raum?
Gieb Antwort! — Niemand? Ist wer da? —
Sei ruhig Schatz ich bin's, die Lydia.

Es ist so kalt, es glänzt so rein
Der helle Schnee beim Mondenschein
Es steht der Strom, es starrt das Eis:
Wie ist die Nacht so kalt und weiß.

Dort gehen zwei, wer mag es sein?
Beim Mondenschein, beim Mondenschein.
Sie stehn am Strom, es blinkt das Eis:
Wie ist die Nacht so kalt und weiß.

Ein leiser Schrei; es ist vorbei.
Es gingen zwei, es gingen zwei
Wohl an den Strom beim Mondenschein,
Das Wasser mag wohl stille sein
Beim Mondenschein, beim Mondenschein.

Es starben zwei beim Mondenschein,
Ein Knabe und ein Mägdelein
Das Wasser, wird es stille sein? —
Es war am Strom, er war so weiß:
Wie ist die Liebe glühend heiß.

Und auf dem Berge an dem See
Sahst Du mir in die Augen
Und wo ich bin und wo ich geh
Im Thale oder auf der Höh,
Die Welt will nimmer mir taugen;

Du hast gefangen die Geister mein
Und eingesperrt im Herzen.
O gieb mir wieder die Geisterschaar
Damit ich werde was ich war
Ein Knabe mit frischen Augen.

Blümlein wollt ich brechen ab
Ging in einen Garten:
Blümlein roth Blümlein blau
Sagt wer ist die schönste Frau
In dem schönsten Garten?

Knabe, Knabe sieh Dich vor
In dem schönsten Garten,
Hinterm Blümlein roth und blau
Steht der Bauer, steht er schlau,
Will Dich schlau erwarten.

O wunderschlaues Bäuerlein
In Deinem schönsten Garten
Wer mag die Allerliebste sein?
Der wilde Knabe will sie frein
Im allerschönsten Garten.

Ein Knäblein hat verloren
Feins Lieb so weiß und roth
Es gellt ihm in den Ohren
Ihr Schrei und Todesnoth.

Wart Lieb ich will Dich rächen
An Deinem Henkerpack
Und auf den Esel schlagen
Und nicht auf seinen Sack.

Don chichote

Cervantes, sage an Du starker Held
Wer sind die Narren nun auf dieser Welt
Ist es der Ritter mit der Rozinante
Dem vieles Lesen das Gehirn verbrannte
Der durch die Welt wie durch Romane rannte
Den die Canaille nimmermehr erkannte;
Der seinen Namen schrieb ins Sternenzelt?
Der Alles, alles, alles auf der Welt
Für seine Dame wagte, die bekannte
Prinzessin von Toboso. Es zerschellt
Die Dutzendweisheit aller Automaten
Vor Deinem Genius spanischer Poet:
So lange sprossen treuer Liebe Saaten
Und Schönheit, nimmermehr Dein Ruhm vergeht
Erhabner Dulder! Herrlicher Poet.

O Mutter laß es endlich, laß das Weinen!
Der Vater starb, doch ließ er mir den reinen
Den stolzen Sinn für Wahrheit und den feinen
Für Lust und Leid und Klang. Siehst Du den kleinen
Lichtschimmer leuchten über den Gebeinen?

Es regt und webt, es trägt es schwebt, es lebet.
Es ist der Vater! — Sieh es winkt herüber
O bleibe bei uns! ach es geht vorüber. —

Der Kirchhof still in seinen Dämmer webet
Und Ruh und Todesfrieden weht darüber.
Doch in der Seele, Seele wird es trüber.
Leb wohl o Vater. Laß das Weinen Mutter.

30. Januar 1890. S. Bonifazio Firenze

Es liebt ein Knab ein Mägdelein
Im rosenrothen Maien
Es war so klug, es war so klein,
Da wollt er um die Holde frein

Doch als er um sie worb
Gab sie ihm einen Korb. —
O wonnevolles Mägdelein
O kleines kluges Käferlein,
Es wird Dich noch gereuen
Die Rosen blühn im Maien
Im Maien wird es sein.

In ein Stammbuch

Als ich einst um Dich geworben
Ließest Du ein Körbchen schmücken
In dem Lenz wars oder Winter
Complimente wohl geordnet
Eines niedlich nach dem andern
lagen drinnen. —

Neulich dacht ich wieder Deiner
Eben als ich aus den Armen
Ueppiger Römerin mich wand.
Man vergißt was einst man liebte
An dem Busen dieser Frauen.
Neckisch küssen sie mich müde
Nimmer lassen mich die Wilden.

Niedlich warst Du angezogen
Niedlich warst Du auch gewachsen
Aber in dem braunen Köpfchen
Mocht es wohl ein wenig spuken:
Uebermuth und weiß ich was noch?
Ei mein kleines kluges Kätzchen
Niedlich warst du anzuschauen.

Eifrig sucht ich zu gefallen
Civettina, deinen Augen;
In dem Herzen nicht vergessen
Lange konnt' ich, bis die Brüste
Antonina's mich bethörten,
Antonina's jener großen
Liebeswilden Römerin. —

In den dunkelblassen Armen
Canzonirend, küssend, pressend
Eine Mainacht um die andre
Machte sie mich Dein vergessen.

Antonina, schwarzgelockte,
Numa's wunderbare Tochter
Neige mir Dein römisch Haupt!

„Nein, Du hast mich nicht vergessen
„Niederschwang in Deine Seele
„Abendlich zur Dämmerstunde
„Melancholisch sich mein Bildniß.
„Und Du bliebest sinnend stehn
„Eine Weile bliebst Du stehn
„Neu erstand in Deiner Seele
„Eines lieben Mägdleins Bildniß. —
„Canzonirend an dem Strande,
„Junge Bursche heiter scherzten
„Lieder klangen zur Guitarre
„Abendlich am blassen Weltmeer.

Abendlich am blassen Weltmeer
Leise kräuselten die Wellen
In der Dämm'rung sich am Strande,
Canzonirend klang herüber
Eine liebe alte Weise:
Nehmt in Acht Euch, Mägdlein, Mägdlein.
Und verhöhnet nicht die Knaben;
Mancher freite eine Andre
Aus Verdruß und ohne Liebe
Nehmt in Acht Euch Mägdlein, Mägdlein
Nicht zu stolz und nicht zu spröde.

Ach die Reue ist so bitter,
Liebe, Liebe ist so süß,
In dem Herzen, in dem Herzen
Civettinas regt sich etwas
Etwas reget sich im Herzen.

Niemals kehret was vergangen
Ewigkeit hat es verschlungen
Unter sank es in dem Strom —
Mancher freite eine Andre

Neige mir dein römisch Haupt
Numa's dunkelblasse Tochter.
Aus Verdruß und ohne Liebe —

Jubals Harfe tönt
Und Myriam's Festgesänge
Lärmend schallen um
Jerichos Mauern
Und Posaunen.
Alle seine strengbewachten starken Thürme
Bewehrt vom kampfbereiten Arm streitbarer Krieger
Läßt der Herr in den Staub sinken;
Auf Deinen Wink vor Dir in den Staub sinken.
Cymbelklang und Gesang und Posaunen schallen und
Klagend stürzen deine stolzen Mauern
Jericho.

Pallas Athene

Des Nachts erschienst Du mir, ein Götterbild,
Die großen Augen funkelten so mild.
Du warst von Erz, durch des Gewandes Falten
Sah ich die stolzen Glieder sich gestalten.
Du gingst vorüber, Deine Kleider klangen
Ich sah Dich an mit Schauder und mit Bangen;
Dein Mund war leicht geöffnet und es scholl
Ein Ton heraus, fremdartig, klagevoll.
In einem Arme ruhte Dir die Lanze,
Auf Deinem Haupte thürmte sich der Helm,
Und in der flachen Rechten stand geflügelt
Des Sieges Sinnbild, lustig, ungezügelt.
Du schautest starr, ich lag so krank, so krank.
Du gingst vorüber, alle Hoffnung sank.

Lyrischer Dichter Herzen und Sachen
Mit ihren Seufzern und Weh und Achen —
Die Liebe ohne Lendenkraft
Hat nimmer mir Genuß verschafft. —

Zudem ist die Lyrik gar kein Metier
Wie ich an meiner eigenen seh
Sie kommt wie die Liebe und redet in Zungen
Küßt Dir den Mund, ist fortgesprungen!

Sempre avanti!

Und was ich seh und was ich denk und fühle
Das will sich mir zur Form, zur Form gestalten,
Mir ist als ob mich höhere Gewalten
Gerissen hätten aus dem Weltgewühle.

Und mitten zwischen zwei charmante Stühle
Placier' ich Euch ihr Jungen und ihr Alten
Und gebet Acht, denn nimmer wird erkalten
Das Feuer, was ich in dem Blute fühle.

So höret denn: Von Eurer Thorheit Schellen
Mir lange schon die Zornesadern schwellen.
Vom Juden bis herab zum Künstler

Seid Ihr doch meistens eitle Günstler.
Der Wald ist alt, man muß ihn nächstens fällen
Und neuen pflanzen an die alten Stellen.

Mit der Reime Klingelei
Tropen und Metaphern
Assonanz Allitorei,
Bleibt ihr dennoch Kaffern. —

Rieselts nicht vom Berg zu Thal
Wie das Gletscherbächlein
Schmeckt das Wasser, schmeckt es schaal
Nach den sieben Sächlein.

Wenn er ruft der deutsche Michel
In die Ecke Pinsel Stichel
Modellirholz, Brettgerüste,
Mit dem Thonkloß in der Kiste,
Vorwärts vorwärts wie du bist
An den Feind mit Muth und List.
Nach dem kurzen wilden Krieg
Gehts nach Haus mit Ruhm und Sieg,
Wenn wir noch das Leben han
Gehts dann wieder vorne an — Hurrah!

A riverderci

Und was ich auf dem Herzen hab,
Tanzt reimweis hier zu Paaren
Wie auf den Wiesen in dem Lenz
Der Mägdlein junge Schaaren

Sich mit den schmucken Burschen drehn —
Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!
Ein andermal sollt ihr mich sehn
In kühler Prosa fahren. —
Das walte Gott.

Prolegomena

Da bot der Gott diese Verse auf, in meinem Haupte zu kämpfen für Recht, Wahrheit und Schönheit; und ich hatte nichts weiter zu thun, als zu notiren, was eine unbekannte liebe Stimme mir in die Feder sang. — Sollte es die Muse gewesen sein, welche Er seinem Knechte an das Lager sandte, das Unglück mit ihm zu theilen? Ich weiß es nicht. —

Aber das weiß ich, daß der HERR mich in den letzten Wochen stark gepreßt hat und daß ich Dichter geworden bin an Leib und Seele. —

Unter dem starken Druck ist endlich der rothe Saft versweis in dieses Büchlein getropft; kann er einen kleinen Beigeschmack von ungebrannter Asche[1]) nicht verläugnen, so wolle bedenken liebes Weib, daß sogar diese in gewissen Fällen von denkenden Menschenfreunden für eine köstliche Arznei nicht mit Unrecht gehalten und oft und mit Erfolg empfohlen und verschrieben wird.

Dein

Carlone

[Vorrede]

Dieses Büchlein ist, wie ich auf einem der vielen Titel vermerkt habe, im Kerker geschrieben, wo ich Zeit hatte über so viele schon begangene und so Gott

[1]) Volksthümlicher Ausdruck für: Stock.

will noch zu begehende Sünden bußfertig nachzudenken. — Wer viel geliebt, dem will man viel verzeihen, so hoffe ich denn, der liebe Gott werde mir thun nach seiner Barmherzigkeit, nicht nach seiner Strenge, (seine Güte reicht ja so weit) und will, sobald ich wieder draußen bin, lustig weiter sündigen drauf los, so lange es Tag ist und nicht warten bis zur Nacht, wo Niemand mehr wirken kann. Amen.

Ich lache schon mit dem ganzen Gesicht, wenn ich an die faulen Eier denke, die ihr mir an den Kopf werfen werdet, biedere deutsche Tugendwächter! Aber in der Mitte zwischen Krähwinkel und Rom hat der Gott eine Mauer aufgerichtet, die Alpen genannt. Schmeißt mal rüber wenn ihr könnt! Sollte mich ja eins treffen, so ist das Meer ja ganz in der Nähe und darin ist soviel Wasser zum Waschen, ihr glaubt es gar nicht. Ueberhaupt! thut was ihr wollt und was euch gefällt, ich will mich um euch so wenig wie um Jemand anders den Teufel scheren! Amen. —

Was Du nicht willst, das man Dir thu
Das füge immer Andern zu!

Da man mir als einem Attentäter gegen das Sacrament der Ehe, einem Hymentempelschänder Tinte und Feder und Papier nicht anvertrauen durfte, aus Furcht ich möchte auch diese leblosen und unschuldigen Dinge meinen bösen Gelüsten dienstbar machen, so habe ich drei Viertel der Verslein mit einem kleinen

Bleistiftstummel auf die weißen Ränder zweier Bücher geschrieben, die mich seit Jahren wie den Pfaffen das Brevier begleiten und mir stets zur Hand sind. Ich meine Grimms Märchen und Eckermanns Gespräche mit Goethe. Nach meiner Meinung enthalten diese zwei Bücher, falls man noch als dritten im Bunde die heilige Schrift hat, alles was der Mensch schlechterdings von Papier und Druckerschwärze zur normalen Bildung und Entwicklung auf seinem Lebenswege benöthigt. Drei Kränze auf Eure drei herrlichen Häupter, Deutsche Männer. Erst auf die Euren, Brüder Grimm klassischen Angedenkens, die ihr gottlob noch vor unserm superklugen Zeitalter in vergessenen Thal- und Waldgründen diese stillen Blumen mit den Wurzeln ausgegraben und an unsere Häuser gepflanzt habt in die Gärtlein deutscher Kinderherzen. Ach sieh, das Mägdlein ist ja nicht todt es liegt ja nur im Wald hinter der großen großen Hecke und Du wirst es noch erleben, daß die Dornen auseinander gehen und zu Blumen werden, die sich vor dem jungen Königssohne duftend verneigen und daß er hineingeht in das schlafende Schloß und die Holde findet und in Liebe zu ihr entbrennt — daß sie verwundert die Augen aufschlägt und nicht weiß wie ihr geschehen und daß erwachend Koch und Kellner wieder zanken, und die Rosse wiehern und die Hunde bellen und die Hörner tönen, und daß der König wieder gebietet auf seinem Thron und daß die Königin wieder an seiner Seite erröthet, derweil Gesang erschallt und Saitenspiel und

man das Hochzeitsmahl bereit macht. — O du duftiger blühender Zauberwald, der deutschen Märchen, du stolzes Muttergut deutschen Volkes! So lange man dich noch kennt und die lieben Vögel noch singen, die Hasen noch Kohl fressen und das Reh an der Quelle lauscht, so lange steht es noch nicht schlimm um deine Lebenskraft, deutsches Volk! — Aber die Philisterei mußt du noch überwinden und das Kannegießern über Politik und Kunst und Literatur denn davon verstehst du blutwenig, so gelehrt wie du aussiehst und so viel Kunst- und Literatur-Geschichten du auch eingelöffelt haben magst. Wie sagt Goethe, dein größter Held, denn was sie dir nicht offenbaren mag, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben. So ist's, und schon Sanct Paulus hat dasselbe gesagt, als er schrieb: der Glaube ist eine Kraft Gottes die da selig macht; nenne es aber Glaube oder Liebe oder Kunst oder wie du willst, es ist Hans wie Heinrich, ich möchte da nicht die Hand umkehren. Schreit nur ihr Hofprediger, weit davon ist sicher vor dem Schuß, vi faccio tanto di naso! und wenn ihr wie ich bescheiden hoffe, dieses Büchlein verbieten werdet, peggio per voi, denn dann kaufen es die Leute und ich kriege Geld und schreibe sofort wieder ein anderes neues Büchlein ein noch viel schöneres und beschenke Euch noch einmal ihr 99 Gerechten. 100 Jahre soll mich der liebe Gott alt werden lassen, damit ich die Gewißheit mit mir ins Grab nehmen kann dem letzten von Eurer verfluchten Sorte seine vier Bretter und

zwei Brettlein zusammen gemacht zu haben. Ihr Pharisäer und Schriftgelehrten, ihr Ottergezüchte, ihr Splitterrichter, ihr Wasserdichter, o ich bin ein schneidiger Geselle und wenn der Tag vierundzwanzig Stunden hat, will ich zwei und zwanzig davon schreiben, daß mir die Finger schwitzen, um Euch zu ärgern und crepiren zu machen. Zählt darauf ich halte Wort! Auf die Gasse will ich gehen und Krüppeln und Lahmen rufen und sie essen lassen vom Tisch den ich für Herren gedeckt habe, die ihn verschmähten.

Zu den Waffen denn. ecclesia militat.

O deutsche Kunst was ist aus dir geworden im Lauf der Jahre. Sie haben dich an die Franzosen verkauft und zur Hure gemacht. Deine Kinder, die Bastarde bieten sie feil auf großen Märkten, welche sie Ausstellungen nennen und schämen sich nicht!

Dein edles Haupt, der Sitz so wunderbarer herrlicher Gedanken haben sie ausgehöhlt nnd das köstliche Gehirn an die Wand geschmissen wo es noch klebt. Deine blauen Augen, die Spiegelfenster deiner Seele, haben sie dir ausgestochen und den Hunden vorgeworfen zum Fraß; in die leeren Höhlen haben sie dann freilich eine Maschine eingesetzt, die sie Momentapparat nennen und, Vater vergieb ihnen, womit sie glaubten die Sterne reichlich ersetzt zu haben, welche du vom Himmel brachtest in deiner Barmherzigkeit um unsere Finsterniß ein wenig damit zu erleuchten. —

O sie verdienen wahrhaftig die Liebe nicht, welche

du an ihnen gethan hast und noch thust alle Zeit. Denn sie sind ein verstocktes, hartherziges Geschlecht und wandeln nicht mehr vor deinem Antlitz.

Wie lange willst du o Herr das verworfene Treiben mit ansehn? Bist du immer noch so milde gesinnt wie damals gegen Sodom und Gomorrha, wo man deinen Engeln so bös mitspielte?

Mach ein Ende.

Oder soll ich etwa die Aegis erschüttern und die Blitze zucken?

Mach ein Ende.

Riechst du denn nicht das Blut der Dulder und Zeugen, welches täglich, stündlich um Rache hinauf schreit zu dir?

Ist es dir wirklich möglich bei diesem Elend ruhig über den Wolken sitzen zu bleiben und im Glanze zu thronen?

So rolle doch wenigstens mit den Augen, oder schüttle ein bischen deine Locken! —

Zwar bist du groß und deine Güte währet ewiglich, aber wir nicht o Herr, denn nach 70 oder 80 Jahren gehen wir dahin wie das Gras und werden wieder zur Erde woraus du uns gemacht hast; was aus dem bischen Geist wird den du uns eingeblasen, wissen wir ja so wie so nicht — also gieb ein Zeichen!

Sonst in Gottesnamen, erschüttere ich die Aegis, brate mich dann meinetwegen dafür in der Hölle, es soll mir gleich sein, denn der Mensch gewöhnt sich an Alles sogar an's Sauerkraut und die ewigen Qualen

sind unmöglich schrecklicher als diese zeitlichen, täglichen, stündlichen. — und außerdem, es muß doch einmal heraus: bange machen gilt nicht bei mir! capito? Aber sei ein guter Gott, denke daß alle menschliche Geduld schließlich zu Ende geht und daß ich nervös bin — —

Um Gotteswillen gieb ein Zeichen, oder ich glaube nicht mehr an Dich — — — — ich — — — — es brennt mich wie Feuer — — — — ich — — — — gieb ein Zeichen — — — — sonst — — — — in 3 Teufels Namen werfe ich die Lanze nach Dir — — — — Noch einmal — — — — Zum letzten Mal — — — — Götze — gieb — ein — Zeichen!

Und krachend flog das gleißende Eisen dem Götzen in das morsche Haupt, daß es auseinander spellte und mit dem Geschosse zu Boden sank.

Siehe da: Es war hohl und voller Moder und Spinnweben.

Ich aber hieb im Zorne Rumpf und Beine und Arme, und Thron, und Schemel und Aegis, und Blitz und Donner alles, alles kurz und klein in 1000 Stücke. Da liegt nun die Bescheerung; man wird sie wegkehren müssen, sonst, wenn Leute kommen und den Frevel sehn, wirds heißen, ich wäre ein Tempelschänder und Atheist und was weiß ich was alles.

Eigentlich ist mir das Geschwätz gleichgültig, denn was man hinter meinem Rücken weiß, macht mir weder kalt noch heiß, aber es ist um des lieben Friedens willen. „Also her den Besen, tragt den Plunder auf den Mist, wo das andere Zeug auch liegt."

Ja das wäre gethan, aber was nun?

Unser Herr und Heiland sagte: Ich reiße den Tempel ab und baue ihn wieder auf in drei Tagen. Das mag damals vielleicht gegangen sein, obschon ich's erst noch mal mit ansehn möchte, bevor ich's glaube. Heute aber ist's mit den Wundern vorbei und — trotz Dampf und Elektrizität, will Alles seine Zeit haben. Also Was? — Ach bringe doch einer mir meine Laute. Ich will erst ein's singen, vielleicht kommt mir mit den Klängen eine Idee oder Inspiration.

Klingt sie manchmal ein bischen gewagt meine Tonkunst — in Gottes Namen, es singt ein Jeder wie er kann und wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Also hört:

Und in des Waldes Räumen
Wachsen viel Blümelein
Sie duften und sie träumen
Unter den Lindenbäumen
Von summenden Käferlein,
Die blau und rothen Blümelein
Wohl in des Waldes Räumen ....
Thu nicht im Walde säumen

Viel junges Mägdelein — Viel junges Mägdelein
Tralla tralla tralla.

29. Decb. 89
Carceri Muratte
Florenz

Das Ende

Mitte November war Stauffer in Rom verhaftet worden, Mitte März ward er aus San Bonifazio frei; und diese vier Monate italienischer Kerker und italienische Irrenanstalt hatten den „geheilt" Entlassenen so hilflos gemacht, daß er durch einen Schweizer Arzt, Dr. Vogt aus Bern, von Florenz abgeholt und in die Heimat transportiert werden mußte. In Chiasso, an der Grenze, weigerte er sich, in erwachender Furcht vor seinen mächtigen Gegnern, in die Schweiz einzutreten; doch es gelang seinem Bruder, ihn umzustimmen und nach Biel zu geleiten. Nur kurze Zeit duldete es ihn bei den Seinen; ihn verlangte, nach Frau Lydia zu sehen, deren Schicksal er an das eigene gekettet glaubte. In diesen Tagen ist ein Brief an Max Mosse geschrieben:

„Biel, 26. März 1890
La terrasse.

Mein Lieber!

Endlich frei, d. h. . . . hat wie es scheint die Klage noch nicht zurückgezogen, es liegen aber zu einer Verurtheilung nicht die mindesten Ursachen vor. — Zur Stunde bin ich noch im Ungewissen was aus Lydia geworden. Falls man ihr so mitgespielt hat wie mir, so wäre es nicht zu verwundern, wenn sie wirklich wahnsinnig geworden, was ich aber immerhin noch nicht glauben kann. Gestern habe ich mich über die unerhörte Behandlung bei Herrn Bundespräsidenten Richonnet beschwert und sehe nun dem Weiteren entgegen; ich hatte eine Stunde lang Audienz. Die

Untersuchungsrichter in Florenz sagten, wenn der moralische Druck der schweizerischen Gesandtschaft nicht auf dem römischen Gericht gelastet hätte, so hätte eine Verhaftung überhaupt nicht stattfinden können. —

Das Geschäftliche. — Ich bin natürlich durch die Reisen meines Bruders 2c. durch die Störung meiner Arbeit wieder auf dem gewöhnlichen Hund, von dem ich mich durch eine graphische Arbeit eine Platte nach Rafael zu befreien hoffe. Ich lese in Deinem Briefe daß Du 380 Mark in Verwahrung hast. Sei so gut und schicke mir dieselben, die Campagne hat mich 3500 Frcs gekostet.

Ich gehe nachdem ich mich vom ersten Schreck erholt haben werde nach Florenz zurück (ich bin noch immer unerhört nervös) und fange das berühmte Pabstporträt von Rafael zu stechen an.

Den Brief, welchen ich Dir von S. Bonifazio aus geschrieben wirst Du erhalten haben.

Das Geld bitte mir hierher nach der Adresse meines Bruders zu senden, aber gleich ! ! ! ! ! ! ! !
! ! ! ! ! ! ! !

Für heute Schluß und Gruß

Dein

Stauffer"

Stauffer fuhr nach Rom, wo er am 4. April ankam; hier aber traf ihn seines Lebens schwerste Enttäuschung: Frau Lydia war 14 Tage zuvor in

Gesellschaft ihres Gatten aus der Heilanstalt abgereist, in heiterer Stimmung. Er ging nach Florenz und schrieb am 6. April:

„Liebe Lydia. Am grünen Donnerstag war ich in Rom und erkundigte mich bei dem Direktor des Irrenhauses über Dein Befinden. Er theilte mir mit, daß Du zufrieden mit Emil irgendwo hingereist seiest. Es war das die erste Nachricht, die ich über Dich einzuziehen im Stande war seit meiner Verhaftung. Du weißt am besten, was Dir frommt und es steht mir nicht zu über Dich zu richten. Hast Du mich aber verrathen, so magst Du verantworten was Du gethan hast. Du weißt wohl, daß Du das einzige Weib bist, welches ich je liebte, und daß meine ganze Kraft seit ich Dich kenne nur auf Deiner moralischen Unterstützung fußte — und alles was ich that nur geschah um Dir zu gefallen. Du weißt auch wie ich das menschenmögliche that um der Versuchung zu widerstehen, und daß Du nicht nur mich, auch meine ganze Familie unglücklich machst, vernichtest, meine Mutter, meine Geschwister, wenn Du mich verläßt. Du hast mich zerbrochen, mein Herz meine Kraft, alles, alles. Habe ich das verdient? In Ketten und Fesseln, in Schande und Krankheit dachte ich nur meine Liebe. Ist es möglich, hast Du wirklich kein Herz? Du weißt wohl, daß ich unschuldig bin an den unerhörten Verbrechen deren man mich beschuldigt. Willst Du mich völlig vernichten, bitte, mach die Sache kurz. Du hast mit einem reichen Leben voll Feuer und

Liebe gespielt und es zerstört. Ach ich kann es immer noch nicht glauben, Du kannst mich nicht zertreten wollen, denke, Er wird einst meine Seele von Dir fordern. —

Du kennst mich ganz, ich liege vor Dir wie ein offenes Buch. Mach ein Ende, so oder so. Ich will alles ertragen, sage mir meinetwegen, daß Du Dich in Deinen Gefühlen für mich getäuscht, aber gieb nicht zu, daß ich in Schande untergehen muß. Ich habe ja nie gewagt Dich mein zu nennen, ich war glücklich in Deiner Nähe, das Bewußtsein, eine Seele zu besitzen, die mich wirklich wirklich liebt, wie eine Schwester liebt, hätte mir für mein ganzes Leben genügt. Du wolltest es anders und hast mich damit zu Grunde gerichtet. Alles, jede Hoffnung, jede Lust, Alles, alles ist hin, vorbei, Alles.

Bevor ich mich dessen entledige, was für mich ohne Deine Liebe und Freundschaft keinen Werth mehr hat, möchte ich von Dir noch zwei Zeilen, es ist so wenig, was ich fordere, gewähr's mir.

Du kannst mein Verderben nicht wollen es ist unmöglich, unmöglich.

Ich kann nicht mehr.

Dein Karl"

Zwei Tage später, am Ostermontag, den 8. April schrieb er an seinen Bruder:

„Da ich die Frau seit 4 Jahren kenne als eine Dame von durchaus nobler Gesinnung, da ich wahr=

hafte Freundschaft für sie empfand und leider — noch empfinde, so kannst Du Dir denken, daß ich am Donnerstag in Rom das Aergste von allem was mich betroffen erlebt habe. Dieses Finale hat mir den Gnadenstoß gegeben."

Und in einem dritten Briefe aus diesen Tagen sagte er:

„Ich bin dadurch daß die Frau Lydia wieder bei ihrem Manne ist und ihren Schritt mit mir bereut, total, aber total ruinirt, und gezwungen, mit meiner Vergangenheit völlig abzuschließen. Nach Berlin zurück kann und mag ich nicht, mein Name ist kompromittirt, denke Dir, daß in den Zeitungen stand, ich hätte Wechsel gefälscht, und sei im Zuchthaus. Es ist grausam."

Unfähig, sich zu fassen, unfähig zu schaffen, kehrte er nach Biel zurück; und bald lief, in schnödester Form, Frau Lydias Absage ein. Seiner ergreifenden Klage taub, schrieb sie:

„Herrn Karl Stauffer.

Ihr Brief vom 6. d. M. ist mir zugestellt worden. Sie behaupten in demselben, daß ich es gewesen sei, welche eine Aenderung unserer früheren Beziehungen, ‚welche Ihnen für das ganze Leben genügt hätten', herbeigeführt habe. Sie sagen damit, wie Sie genau wissen, eine Unwahrheit. Thatsache ist, daß Sie damals in Florenz meinen Ihnen wohlbekannten, durch

Krankheit überreizten Nervenzustand benützt und mich in der schändlichsten Weise getäuscht haben.

Dies allein habe ich hier zu konstatiren. Auf weitere Auseinandersetzungen mit Ihnen werde ich mich unter keinen Umständen einlassen.

19. IV. 1890.

Lydia ... — Escher"

Gleichwie der Brief an Stauffers Mutter aus Rom, liegt auch dieser ganz in Frau Lydias Handschrift vor: der Zweifel müßte sonst entstehen, ob so konträrer Inhalt auch von einem und demselben Menschen stamme. Was in der Seele dieser Frau, im Verlauf von fünf langen, bangen Monaten vorgegangen, wird im letzten Grunde stets ein Rätsel bleiben; was sich aber vermuten läßt, möchte etwa dieses sein.

Einer lang verhaltenen, still wachsenden Neigung folgend, war sie die Seine geworden; aber in den Traum ihres Glückes war die rauheste Wirklichkeit eingebrochen. Der Geliebte im Gefängnis, unter peinlicher Anklage, sie selbst im Irrenhaus, mit zerstörten Nerven, schwach und leidend; Verdächtigungen dringen auf sie ein und die häßlichste selbst wird nicht verschmäht, die den Mann ihres Herzens einer Geldspekulation bezichtigt; die Bedenken der Sitte, denen sie getrotzt, werden wieder mächtig in ihr, und man zeigt ihr den Weg, zurückzukehren — wenn nicht in die Ehe, so doch in eine neu geordnete Existenz, frei

von allen Wirren dieser Zeit. Was du tatest, geschah im Wahn, du warst nicht Herr deiner selbst! flüstert man ihr zu, du erlagst einer Suggestion; und Reue und Schwäche und Wankelmut eines fin-de-siècle-Temperaments miteinander lassen sie erliegen: von blinder Verehrung geht sie, das Kind ihres Vaters, zu blindem Mißtrauen über. Keine volle Natur wie der Mann, dem sie Neigung geschenkt, sicher ihres Gefühls, auch wo es gegen die Sitte verstieß, war Lydia Escher, sondern die verfeinerte, höchst nervöse, halben Empfindungen gehorchende Tochter einer Überkultur: er, heraufgestiegen aus seinen Heimatsbergen, umweht vom Anhauch der Alpen, ein geniales Kind des Volkes; sie, die letzte eines Patriziergeschlechts, eine Stuben- und Treibhauspflanze, vor dem rauhen Winde des Lebens erzitternd. Eine Hedda-Gabler-Natur, mit allen Merkmalen degenerierender Rasse: zerstörend auch die Kraft des Mannes und zuletzt nur eines wollend und gewinnend: „in Schönheit" sterben. So trieb sie Stauffer in den Tod, bald sich selber.

Den dumpf vor sich Hinbrütenden aufzurichten, zogen ihn Freunde anfangs Mai nach Bern und verschafften ihm Porträtaufträge; doch von Schlaflosigkeit geplagt, mit zerstörten Nerven und der Übung des Malens entfremdet, wollte Stauffer die Arbeit nicht glücken. Tief gebeugt erschien er am Sonntag, den 1. Juni, ganz unerwartet in Biel bei den Seinen: alles mißlinge ihm, rief er, er sei zu nichts mehr nutz auf der Welt; und doch, so völlig zerbrochen er schien,

flackerte die alte Energie auf in dem Entschluß: gleich morgen mit den Bildern wieder von vorn anzufangen und sie zu vollenden, um welchen Preis immer. Wie von einer Zwangsvorstellung gänzlich in Besitz genommen schien er: es müsse sein; und aller Zureden nicht achtend, reiste er nach Bern zurück. Zwei Tage später, am 3. Juni, griff er verzweifelnd zur Pistole: im Botanischen Garten, auf einer Bank nahe der Aare, fanden ihn herbeieilende Gartenarbeiter und Studenten in seinem Blute; ein Notverband wurde angelegt und der auf den Tod Verwundete ins Inselhospital transportiert. Die Kugel war einen Zoll weit unter dem Herzen eingedrungen und hatte gegen die Lunge geschlagen; erst nach fünf Tagen trat die Krisis ein, welche Hoffnung gab. Stauffer hatte das Bewußtsein nicht verloren; und in aller Erschöpfung und Trauer redete er ohne Unterlaß von seinen Bildern: ob er sie wohl vollenden müsse. Dann wieder sprach er von einer neuen Arbeit als Kupferstecher, nicht mehr einer schöpferischen wie einst, sondern einer reproduzierenden nur: er wollte nach Darmstadt gehen und Holbeins Madonna stechen; oder gar die Kunst ganz aufgeben und Photograph werden. Denn das ist das schlimmste von allem, sagte er: das Talent ist entzwei, — krack! Und traurig durchfuhr er mit den Händen die Luft, wie wenn man einen Stab zerbricht. Seine immer noch kraftvolle Gestalt ward dabei frei, der prachtvolle Brustkasten; aber die Züge blickten müde, hoffnungslos, das spär-

liche, nun ganz ergraute Haar schien einen Greis anzuzeigen.

Nach drei Wochen aus dem Spital entlassen, ging Stauffer abermals nach Biel, in Melancholie völlig versinkend; apathisch saß er da, starrte tagelang vor sich hin oder sprach die seltsamsten Pläne aus: er wollte Krankenpfleger, er wollte Mönch werden, und nach dem Kloster von Einsiedeln aufbrechen. Auch daß die Klage seines Gegners nun endlich als grundlos von Gerichts wegen niedergeschlagen ward, konnte seinen Tiefsinn nicht aufrichten. Fassungslos wie er war, schrieb er noch einmal an Frau Lydia, hoffend, nicht ihre wahre Meinung vernommen zu haben; die Antwort kam nicht von ihr selbst, sondern durch ihren Advokaten, der jede weitere Annäherung verbat; und von neuem erlebten nun Stauffers Freunde „entsetzliche Stunden" mit ihm. Endlich, im September, kam Adolf Hildebrand nach Biel und sah dort Stauffers plastische Arbeiten; sein gewichtiger Zuspruch, seine volle Anerkennung des Erreichten gaben Stauffer noch einmal besseren Mut, er lebte wieder auf und begann an eine Zukunft zu glauben.

Den Bildhauer in ihm hatte Hildebrand anerkannt, und Bildhauer wollte er wieder sein; darum ging er nach Florenz zurück gegen Ende September und arbeitete zuerst in Hildebrands Werkstatt, dann im eigenen Atelier an einer neuen Statue, dem Entwurf für das Bubenberg-Denkmal in Bern. Den Sieger

in der Schlacht von Murten durch ein Monument zu ehren, war eine Konkurrenz ausgeschrieben worden, an der Stauffer teilnahm: wieder schuf er eine männliche Figur, die voll Energie, doch in ruhiger Haltung, die Linke am Schwertgriff, auf ihrem Postament dasteht; jede Pose, die modischen Verzierungen und leeren Symbole hatte er in bewußter, stolzer Einfachheit verschmäht. Der Entwurf ward zur vorgeschriebenen Zeit, den 1. Dezember, abgeliefert; allein aus unerklärten Gründen wurde der Termin jetzt plötzlich hinausgeschoben, und es kam zu keiner Entscheidung. Auch was Stauffer sonst versuchte, seine Existenz neu zu gründen, mißlang: in Bern, wo ein Gutachten Hildebrands der Regierung vorgelegt worden, erklärte man, nichts tun zu können; ein bekannter Pariser Kunsthändler, der einst seinen Radierungen eifrigst nachgefragt, hatte auf Stauffers Angebot nicht einmal eine Antwort; und auch in Berlin fand er verschlossene Türen. Er war gerichtet, die gebildete Welt wandte ihm den Rücken; und daß in Wahrheit nichts, nichts gegen ihn vorlag, was die moralische Verurteilung begründete, daß die Anklagen niedergeschlagen worden, daß nur private Vorgänge übrigblieben, in die kein Fremder hineinschauen konnte — wann hätten dergleichen Erwägungen die sittliche Entrüstung der Gesellschaft wohl aufgehalten? Es ist außer allem Zweifel, daß dieses kalte Verdammungsurteil der Welt, dieser Abfall von Freunden Stauffers Geschick mit entschied.

Eine neue Arbeit hat er nach diesen Fehlschlägen nicht mehr begonnen. Seine Kraft war erschöpft. Unvermindert zwar war seine Freude an der Natur und Kunst, die so reich ringsumher lockten, und die er mit so treu sich anschmiegenden Sinnen zu genießen wußte; nur die Fähigkeit zu schaffen war dahin, und dem einst von dämonischem Fleiß Besessenen verdämmerte jetzt sein bißchen Leben. Einen guten Wein wußte er noch zu schätzen und zog wohl, ihn frischer zu genießen, mit den paar jungen Leuten, die ihm noch anhingen, vor die Tore in die lachende Herbstwelt hinaus: und auch als Schlaftrunk wußte er jetzt den Wein zu gebrauchen, denn immer noch, seit jenen argen römischen Tagen her, ließ Schlaflosigkeit ihn nicht ruhen. Er fing an Chloral zu nehmen in immer stärkeren Dosen, und an einer letzten ist er gestorben: es scheint, ohne Absicht und zufolge einer Komplikation mit seiner Brustwunde. Das Gestöhn des Leidenden rief in der Nacht vom 24. Januar 1891 die Wirtin herbei, die ihn bewußtlos fand; Stauffer röchelte nur noch und endete. Auf dem protestantischen Kirchhof in Florenz ward er zur Ruhe gesetzt: vor der Porta Romana, an derselben sonnigen Landstraße, die er einst hinausgezogen zur Certosa, an der Seite Lydia Eschers. Er war dreiunddreißig Jahre alt.

Empfindungen, die sie erloschen glaubte, wachten bei der Todesbotschaft in Frau Lydia wieder auf;

Reue erfaßte sie, Vorwürfe bedrängten sie, und sie versuchte, was sie am Lebenden gesündigt, dem Andenken des Toten zu vergüten. Das eigene Handeln, zu dem sie sich in wirrer Zeit nur hatte hindrängen lassen, legte sie sich zurecht, in unklarer Selbsttäuschung, als eine bewußte Resignation; die Härte ihres Tuns strebte sie zu verschleiern, und so, als eine Trauernde, stellte sie sich fünf Monate nach Stauffers Tode bei mir ein, Stauffers Briefe in der Hand:

„Champel-Genf, 25. VI. 1891

Sehr verehrter Herr!

Ich danke Ihnen, daß, während fast die ganze Welt meinen Geliebten steinigte, Sie ihn zu vertheidigen, zu ihm zu stehen den Muth und die Freundschaft hatten.

Um Ihnen meine Anerkennung zu beweisen, sende ich Ihnen eine Anzahl der Briefe, welche er in einem Zeitraum von vier Jahren an mich gerichtet hat. Ich autorisire Sie, eine Abschrift davon zu nehmen, ersuche Sie aber, dieselben — wenigstens vorderhand — nicht zu publiciren.

Ich muß diese Rücksicht auf meinen ehemaligen Gatten nehmen: Er hat mir gegenüber stets alle Pflichten erfüllt und ist mir auch, nachdem ich die meinigen gegen ihn verletzt, ein theilnehmender Freund geblieben.

Allein ich bin dem theuern Todten schuldig, Per-

sonen, die ihm näher gestanden, klaren Einblick in unser Verhältniß zu gewähren.

Diese Briefe liefern den Beweis, daß unsere Beziehungen freundschaftlich ernste waren, daß sie auf verwandter Charakteranlage und Lebensauffassung beruhten.

Dann athmen diese Blätter so selbstlos ideale Begeisterung für die Kunst, enthalten so farbige, stimmungsvolle Schilderungen des schönsten Landes: es wäre ein Unrecht an Stauffers Manen, wenn sie ungewürdigt vergilbten.

Bittere Vorwürfe mache ich mir darüber, die letzte Zeit seines Lebens nicht mit ihm verbracht zu haben. Allein ich hatte keine Ahnung, daß er leide: Freunde sowohl, als die Tagesblätter gaben mir die beruhigendste Auskunft. Rücksicht auf gesellschaftliche Vorurtheile hielt mich sicherlich nicht ab, zu ihm zu stehen; sondern — gerade um unseren langjährigen Beziehungen einen Hauch von Poesie zu retten — glaubte ich: die Frau müsse ihnen ein Ende machen: vor dem Ende."

Es war nicht schwer, zwischen den Zeilen dieses Schreibens das Verlangen zu lesen: die Briefe dennoch veröffentlicht zu sehen. War schon in den römischen Tagen die Absicht gewesen, Karl Stauffers „Briefe an eine Frau" zu publizieren, so wünschte nun um so dringender die Überlebende, die geistige Artung des Verhältnisses erkennen zu lassen und ihre Schätze der

Welt aufzuschließen, zu Stauffers und ihrer eigenen Rechtfertigung. Schnell umgestimmt durch meine Anregung schrieb sie mir daher am 6. Juli:

„Diese Zeilen sollen Ihnen sagen, daß ich meine Zustimmung zur Veröffentlichung der in Ihren Händen befindlichen Briefe Karl Stauffers an mich in der von Ihnen vorgeschlagenen Form gebe.

Der Entschluß wurde mir nicht leicht: das Publikum, die urtheilslose Menge widert einen nie mehr an, als wenn man einen tiefen Gram zu verwinden hat. Und dem Publikum tritt man durch eine Publikation stets in gewissem Sinne nahe. Allein es wäre engherzig, wollte ich diese Blätter voll reiner leidenschaftlicher Liebe zum Ideal, aus im Grunde kleinen persönlichen Rücksichten, ganz vor der Welt verbergen.

Neben den Tausenden von Dutzendmenschen, die sie zu Gesicht bekommen mögen, muß es einige geben, die sie verstehen, würdigen, ja auf die sie zündend wirken können.

Ich habe jetzt ein theures Grab zu hüten — als ungläubige Christin ist mir diese Pflicht nur um so heiliger — mir bangt vor erneutem Hinabziehen des wahrsten ernstesten Liebesbundes. Tragen wir Sorge, daß wir Stauffers Briefe in einer Weise der Oeffentlichkeit übergeben die nicht kleinlichen Geistern neue Veranlassung gibt, sein Andenken herabzuwürdigen.

Ich weiß Sie können als Freund Stauffers derjenigen nachfühlen, die durch diesen grausamen Tod

all ihr Glück auf immer verloren, die, obgleich noch jung, einzig in Erinnerungen lebt, deren alleiniger Lebenszweck noch ist, das mit ihrem Geliebten angestrebte Ziel nach ihrer schwachen Kraft weiter zu verfolgen und zu trachten, der Neigung eines überlegenen Geistes werth zu sein — über das Grab hinaus."

Den Briefen Stauffers ließ Frau Escher wenig später eine weitere Sendung folgen: eine Reihe von Tagebüchern gab sie in meine Hand, die in ihr geistiges Sein näheren Einblick gewähren. „Gedanken einer Frau, geschrieben im Manicomio di Roma, den Manen Karl Stauffers gewidmet", so steht über jedem Heft zu lesen, in der klaren, schönen männlichen Handschrift der Verfasserin: Aufzeichnungen, welche ihren psychologischen Wert bewahren, auch wenn man im Auge hält, daß sie nicht ohne Hinblick auf die Öffentlichkeit geschrieben sind, und daß sie geistig Toilette machen. Als „müßige Aphorismen", als ein „Elaborätchen", mit dem ich „recht scharf ins Gericht" gehen sollte, übergab sie mir Frau Lydia; aber der Gedanke an eine, wenngleich begrenzte, Publikation bewegte sie, und nicht jede Anschauung, zu der sie sich hier bekennt, hat sie im Leben wahr gemacht. Der schriftstellerischen Form, der schärferen geistigen Physiognomie und individuellen Fassung entbehren diese Sprüche zumeist, und literarische Geltung gewinnen sie nicht; allein für die Eigenart der Frau, die über Stauffers Leben und Sterben entschied, sind

sie aufschlußreich trotz allem, und ihren Gehalt zu analysieren, versuche ich noch.

In deutscher, französischer, italienischer Sprache schreibt Frau Lydia Gedanken über Philosophie und Religion, über Natur und Kunst und Literatur, über Sittlichkeit, Liebe und Leidenschaft nieder: als eine Frau von reicher Bildung schreibt sie, die Erlerntes und Gelesenes in Maximen umsetzen möchte, und die ihres Wissens, ihrer geistigen Kultur froh ist. Sie findet sich sicher zurecht, mit freiem Blick, in der Literatur der Gegenwart wie im Vergangenen; in Byrons Briefen, in Voltaires Schriften weiß sie intim Bescheid und ist mutig daran, Zola zu schützen, den Dichter des „Assommoir" und der „Nana", vor dem Vorwurf der Sittenlosigkeit. Unser Jahrhundert und das vergangene, die Prüderie des einen und das Laisser-aller des andern, wägt sie gescheit gegeneinander ab und fordert zwischen den Extremen den Mittelweg; aber der blinden Verherrlichung des Gewesenen tritt sie entgegen, und als man z. B. Frau von Stein, im Hinblick auf die gegenwärtigen deutschen Frauen, über alles erhebt, schreibt sie:

„Selbstverständlich konnte Goethe nur ein begabtes Weib über zehn Jahre lieben. Allein sie hat nichts Eigenartiges gestaltet. Ihre Briefe weisen häufig recht banale Stellen auf und zeugen weder von hervorragender Bildung noch von sehr weitem Blicke. Die Schmeicheleien, welche sie sich von Goethe gefallen ließ, hätte eine Frau allerersten Ranges von sich ge-

wiesen. Und namentlich liegt in der Art, in der sie sich nach Lösung ihres Verhältnisses zu Goethe benahm, etwas geradezu Triviales.

Auch haftet ihr entschieden ein Gepräge kleinstädtischen Honoratiorentums an: nicht von fern ließe sie sich z. B. ihrer Zeitgenossin, der Frau v. Stael an die Seite stellen; oder Voltaires Geliebten, der Marquise Duchâtel, welche die römischen Klassiker genau kannte, Leibnitz erläuterte, Newton übersetzte und den Algarotti in seinen literarischen Bestrebungen förderte."

Wie hier, so beschäftigt die Frage nach Frauenbildung, nach der Stellung der Frau in der geistigen und sittlichen Welt, nach ihrer Teilnahme am Schaffen der Männer, Frau Lydia oft und oft; und die Beziehung auf ihr eigenes Erlebnis wird deutlich, wenn sie etwa meint: Contessa Albany hätte Alfieri kein Denkmal setzen, sondern solche Huldigung andern überlassen sollen. Sie wünscht die Emanzipation der Frauen, doch so, daß die eigentümlich weiblichen Gaben bewahrt bleiben, und daß über den geistigen Dingen das schöne Recht der Sinne nicht verkümmere, die Kultur der Erscheinung; über die Lage der Frauen in der Schweiz aber urteilt sie mit scharfer Einseitigkeit:

„Die Schweizer, mit seltenen Ausnahmen, verlangen von ihren Frauen, nebst möglichst ansehnlichem Vermögen, nur denkbar größte Anspruchslosigkeit. Die schweizerische Gattin auch der höheren Stände ist durchschnittlich nichts anderes, als eine Haus-

hälterin, die den Zweck ihres Daseins erfüllt, wenn sie wenig Geld braucht. Ein glänzendes Wesen, charme, feinere Bildung würden ihr, von ihrem Gatten und ihrer Umgebung, als Kriminalverbrechen vorgeworfen."

Nicht minder scharf, in Erinnerung an ihre eigene Jugend, wendet sie sich gegen die „Erzieherei", welche durch äußerliches Verbieten, durch bloßen Tadel an Stelle lebendigen Beispiels das Ziel verfehlt; und welche zumal das Mädchen, anstatt seine Persönlichkeit zu wecken, erniedrigt zu einer „auf den ersten, besten Käufer wartenden Ware". Daß die goldene Jugend, von der die Poeten singen, Wahrheit ist, bestreitet ihre melancholische Erfahrung, die von einsamen Zweifeln, von Grauen „vor dem eigenen unbekannten Schicksal" erzählt, und die Unfreiheit des Willens, den Zwang ererbter Charakteranlage früh empfindet. Aber auch ihre Besonderheit empfindet sie früh und mit Selbstgefühl, das Recht einer eigenen Individualität, die an eine absolute Moral nicht glauben kann, und die ein Durchbrechen der herrschenden Sitte den Ausnahmemenschen, den Rassenaturen zugesteht. Niemals hochmütig will sie sein, aber stolz ihre Persönlichkeit wahren: darum widerstrebt sie dem Gelübde ewiger Treue, das zwei selbständige Menschen aneinander schmieden soll und wünscht sich lieber ein frei verrauschendes, als ein zwangvoll verharrendes Glück. „Lequel des deux est plus triste," fragte sie: „perdre un être aimé

par la mort ou par — la vie?“; und als das Schlimmste empfindet ihr nervös verfeinertes Gefühl die kleinen Enttäuschungen des Lebens, den Absturz aus erhöhtem Empfinden in den Alltag: „Il ne faut pas que les choses durent longtemps, surtout les belles: car rien est triste comme la désillusion.“ Gedanken an den Tod beschäftigen sie, die einsam dahinlebt, und sie erkennt als das Beste am Dasein: daß es ein Ende nimmt; zwar vor der schlechten Gesellschaft graut ihr, in der man sich auf Kirchhöfen befindet, aber geheimnisvoll lockend erklingen ihr die Töne von Chopins Trauermarsch, und sie schreibt in ihr Tagebuch die Worte nieder:

„On songe à toute sorte de volupté; mais on ne songe pas assez à la volupté de la mort.“

Nur zögernd richtete ich, unter dem Eindruck dieser Briefe und Tagebücher, an Frau Lydia die Frage: ob sie in der Stimmung sein würde, mich demnächst bei sich zu empfangen; mein Weg führe mich an den Genfer See, und so hätte ich eine Anfrage nicht unterlassen dürfen, deren völlig aufrichtige Entscheidung ich hiermit erbäte; ich müßte es vollkommen verständlich finden, wenn die Antwort verneinend ausfiele. Jedoch nicht nur die Bitte, sie zu besuchen, sprach ihr nächster Brief aus, er atmete auch eine bessere Teilnahme an den Lebenden: von neuen Büchern war die Rede, von den wenigen Menschen, mit denen sie verkehrte, und sie schrieb:

„Ich bitte Sie, mir Ihren Besuch einige Tage im Voraus anzukündigen, denn ich möchte Sie ersuchen, einen Abend in Gesellschaft meines kleinen hiesigen Kreises, vorab mit Karl Vogt, bei mir zu verbringen." In lebhafter Erwartung brach ich auf und traf am 1. Oktober in Genf ein — nicht ahnend die Botschaft, die meiner dort harren sollte.

Als ich im Hotel des Bergues eingetroffen, war meine erste Frage, ob Briefe für mich angekommen seien; ich hatte Frau Lydia telegraphisch mein Gasthaus bezeichnet und wartete nun ihrer Nachricht. Kein Brief fand sich; aber nach kurzer Weile wurde mir gemeldet, eine Dame wünsche mich zu sprechen. Herein kam ein Fräulein aus Frau Lydias Hause und berichtete: ihre Herrin sei erkrankt und könne mich nicht empfangen; sie schicke mir Grüße und noch ein letztes Tagebuch. Auf weiteres Fragen aber erfuhr ich: daß sie einen Selbstmordversuch gemacht, vierzehn Tage zuvor, Mitte September. Auf einem Spaziergang sei sie in die Arve gesprungen, den reißenden Zufluß der Rhone unterhalb Genf; doch ihr Vorhaben sei mißlungen, sie sei wieder ans Ufer gekommen und entstellt und zerstört in ihre Villa zurückgekehrt. (Nach einer anderen Darstellung hätte sie mit dem Todesgedanken, jetzt und öfter, nur gespielt und jenen Versuch mit unzureichenden Mitteln unternommen, vor einem Springbrunnen.) Fiebernd lag sie nun da, wies jede Nahrung von sich und wiederholte unaufhörlich ihren Entschluß zu sterben. Der Gedanke an

beide Männer bedrängte sie, an den Geliebten zuerst, an dessen Tod sie sich schuldig fühlte, an den Gatten auch, in dessen Leben sie Leid gebracht; und wie eine Sterbende beschenkte sie, in der Güte ihres Herzens, alle, die in ihre Nähe gekommen waren, die Freunde, die Diener des Hauses; das ganze verfeinerte Heim, das sie eben erst eingerichtet, löste sie nun selber wieder auf. Auch mir sandte sie, den folgenden Tag, mit erneuten Grüßen „als Geschenk von der Freundin eines Freundes" Erinnerungszeichen; doch auf die Frage, ob ich sie vielleicht eine Woche später würde sehen können, erwiderte sie verneinend: denn in einer Woche hoffe sie nicht mehr unter den Lebenden zu sein.

Die Krisis schien vorübergehen zu sollen, eine Hoffnung auf Vereinigung mit dem Gatten gewann Macht über sie, und noch Anfang Dezember berichtete man mir aus Genf: Frau Lydias Lebensmut scheine gebessert, ich möge ihr doch schreiben; ein letzter „ziemlich klarer" Brief an mich sei vor einigen Wochen abgegangen — ein Brief, den ich, durch welches Hindernis weiß ich nicht, niemals empfangen habe. Wenige Tage darauf schied Frau Lydia: sie zog sich in ihr Badezimmer zurück, ließ das Gas ausströmen und starb, am 12. Dezember. Sie liegt in Genf begraben.

Nur diese Tatsachen, diese psychologischen Zusammenhänge hier aufzuzeigen, war meine Absicht.

Auf unmittelbare Zeugnisse des Lebens gestützt, habe ich eine Schilderung versucht, die weder verteidigen noch verdammen will: nur erzählen. Nicht richten wollt' ich: berichten. Mag ein jeder nun urteilen, wie sein Anschauen ihn heißt. Aber auch der Strengste, glaube ich, wird erkennen, daß diese unglücklichen beiden durch tiefes Leiden und den Tod Geschehenes gesühnt haben. Die eigene Leidenschaft hat sie getötet, Härte der Gegner und die ausgreifende Hand des Staates, Wankelmut und Irrungen; und auch diesmal hieß das bürgerliche Trauerspiel, das zwei Menschenleben hinwegnahm: Kabale und Liebe.

Anhang

Gustav Freytag über Stauffer

Ein Brief an Otto Brahm

Blankenberghe, 19. September 92

Hochverehrter Herr!

Dem Wunsch, Ihnen über den Aufenthalt Karl Stauffers zu Siebleben im Jahre 1886 zu berichten, suche ich zu entsprechen, so gut ich aus der Erinnerung vermag; um so lieber, da ich von seiner Persönlichkeit nur Günstiges zu sagen weiß.

Als Stauffer im Sommer den Auftrag erhielt, mein Bild für die Nationalgallerie zu malen, war er mir unbekannt, auch von seinen Bildern und Radierungen hatte ich nichts gesehen.

Nach dem Brief, in welchem er sich ankündigte, hatte ich ihn für die Zeit seiner Arbeit in mein kleines Landhaus eingeladen. An einem heiteren Herbsttage traf er ein. In seiner Erscheinung ein Musterbild von Gesundheit und Kraft: etwa zehnzöllig nach altem Preußenmaß, breitschultrig, mit behenden Gliedern, ein runder Blondkopf mit rosigen Wangen und zwei scharfen klugen Augen.

Mit Eifer ging er an das Werk, half nach Möglichkeit dem ungünstigen Lichte des Zimmers ab, holte aus Weimar eine Holztafel und stand am zweiten Tage mit Palette und Pinsel vor seiner Staffelei. Wenn wir so während der Sitzungen stundenlang aufeinander angewiesen waren, der Maler mit dem Bestreben den Ausdruck im Antlitz seines Originales lebendig zu erhalten, der Sitzende in dem Wunsche, nicht gelangweilt zu erscheinen, dann flatterte

die Unterhaltung über Großes und Kleines, sie gestattete auch Einblicke in Gedanken und Gemüth des Malers.

Der junge Künstler erwies sich bald als ein gescheuter Gesell, der des wärmsten Antheils würdig war. Sein Urtheil über Menschen war nicht das Banale wie es sich im Tagesverkehr unter Bekannten bildet, er sprach mit der ehrlichen Offenheit einer selbständigen Natur ohne Herbheit, zuweilen mit guter Laune von den großen Männern in der Politik und in der Kunstwelt. Er selbst hatte sich mit Mühe und auf Umwegen in seinem Beruf heraufgerungen, und man erkannte zuweilen mit Theilnahme aus seiner Erzählung, wie sehr ihm in seiner Jugend das Glück und die erziehenden Einwirkungen eines guten Familienlebens gefehlt hatten. Von seiner Mutter und von seinen nähern Bekannten sprach er gern, immer mit inniger Wärme und Freude. Er verhandelte auch gescheut und redegewandt über seine Kunst und die neuen Wege, auf denen er mit dem jüngern Geschlecht hohe und schöne Wirkungen im Gegensatz zu den alten Schulen zu erreichen hoffte. Konnte man darin auch nicht immer mit ihm einverstanden sein, so störte die Kritik doch nicht das Einvernehmen in den Hauptsachen, da er nur dem unwiderstehlichen Drange des Künstlers folgte, sich eigene Wege für Darstellung des Schönen zu suchen, im Gegensatz zu herkömmlicher Methode und zu den Einseitigkeiten, welche jeder Schule und jeder Zeitbildung anhängen. Auch die

Irrthümer und Verirrungen einer jungen Kunstrichtung mögen Vorstufen zu einer neuen originalen Blüthe der Kunst werden, wenn eine starke, schöpferische Kraft in dem Strebenden vorhanden ist.

Als die Rede auf frühere Perioden der Kunstbildung kam und ich mich darüber ausließ, wie die innere Verwandtschaft der verschiedenen Künste früher häufig darin sichtbar geworden sei, daß der Dichter auch Sänger und Musiker war, der bildende Künstler aber nicht nur Maler, auch Bildhauer, Erzgießer, Architekt, Holzschneider u. s. w.; da fiel mir auf, wie sehr diese Auffassung von einer geheimen Einheit der Künste nach dem Herzen meines Malers war. Er wurde warm, erzählte von seiner Freude am Radiren und von seiner Technik darin, und gestand wie großen Drang er habe, auch einmal etwas Tüchtiges zu modelliren. Er war sich bewußt, daß diese Fähigkeit verschiedenartiger Gestaltung ihm eigen sei, und diese Ueberzeugung festigte sein Selbstgefühl.

Auch wenn man ihn im Tagesverkehr beobachtete, mußte man ihm zutrauen, daß er für mehr als eine Kunst Begabung habe; denn er war bei jeder Gelegenheit erfinderisch und besaß ungemeine Geschicklichkeit in allen Handgriffen. Er photographirte meisterhaft mit dem kleinen Apparat, den er sich mitgebracht, und wurde nicht müde, die Gestalt seines Hauswirths in den verschiedensten Stellungen aufzunehmen, wie er sagte zur Hülfe für sein Bild. Mit größter Anspruchslosigkeit ordnete er sich dem stillen

Haushalt ein, an Nachmittagen wanderte er in der Regel allein durch die Landschaft. Er war hocherfreut, als er auf dem Seeberg eine Menge Mariendisteln gefunden hatte. Die großen, stachligen Sterne fügte er behend zu riesigen Gewinden zusammen, auf vielen Gängen sammelte er die trockenen Blüthen ein und packte sie zuletzt in eine Kiste, um damit sein Atelier zu verzieren. Auch des Abends mußte er mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen, dann wurden die Gespräche aus den Sitzungen fortgesetzt. Immer erwies er sich als ein ehrlicher Künstler, dem die Kunst das Höchste auf Erden und dessen größter Stolz war, sich selbst in seiner Kunst Genüge zu thun.

Unterdeß folgte Sitzung auf Sitzung, Woche verging auf Woche, jeder Tag brachte drei Stunden angestrengter Arbeit und doch konnte er nicht fertig werden. Das fröhliche Vertrauen, mit dem er in der ersten Zeit gearbeitet hatte, schwand ihm allmählich, zuweilen zog ein Schatten über sein kräftiges Angesicht, der Blick wurde unsicher, er rückte sich heftig zusammen und setzte die Arbeit an anderer Stelle des Bildes fort. Die Grundlage des Kopfes hatte er mit fester Hand in ungewöhnlich kurzer Zeit entworfen und selbstbewußt erklärt, daß er dafür die Hülfe großer Photographien nicht bedürfe; ein Versehen in der Anlage hatte er bald erkannt und gebessert, aber später machte ihm die Farbe viel zu schaffen, den seelischen Ausdruck der bewegten Züge vermochte er nicht mit

derselben Sicherheit zu finden, und er klagte öfter, wie schwer dies sei.

So waren wenigstens 27 Sitzungen vergangen, und außerordentlich viel Detail in das Gesicht hineingearbeitet. Endlich erklärte er, daß er das Bild nicht an Ort und Stelle fertig machen werde, was fehle, könne er im Atelier dazufügen. Er kündigte seine Abreise an. Mir war er ein werther Gast, und ich hatte bereitwillig die unverhältnismäßige Zahl der Sitzungen mitgemacht, weil ich ihm gern zu einer Befriedigung über seine Arbeit verhelfen wollte. Am letzten Tage nahm er die Tafel noch einmal vor, nach kurzer Zeit hörte er auf, betrachtete das Bild einen Augenblick, tauchte den Pinsel in weiße Farbe und zog blitzschnell eine große vernichtende Locke über das ganze Bild. „So," sagte er ernsthaft, „dies ist nichts, ich male es noch einmal." Ich vermochte ihm die Hand nicht festzuhalten, auf meinen Vorwurf, wie konnten Sie das thun? antwortete er leise, „ich bin nicht damit zufrieden."

So lange er malte hatte ich mich, Kleinigkeiten ausgenommen, jeder Kritik enthalten, und ihm nur meine Freude über den Fortschritt ausgesprochen. Was er in dieser Zeit gemalt hatte, war vielleicht ein Meisterstück liebevoller Sorgfalt, auch in der Auffassung ganz eigenartig, nach meiner stillen Empfindung etwas mehr Cromwell als Bolz. In dieser Stunde fühlte ich mit ihm das Weh, und ich ahnte, was während der Arbeit über dem Unglücksbild in der

Seele des jungen Künstlers vorgegangen war. Das Gefühl der Unsicherheit über seine Kunstbegabung für die Malerei war ihm offenbar während der Arbeit gekommen und hatte ihn im Kern seines Wesens getroffen; denn er war stolz, und sich selbst zu genügen, war ihm viel wichtiger als Andern zu gefallen.

Als ich später erfuhr, daß er den Entschluß gefaßt hatte, Bildhauer zu werden, dachte ich mir, daß die stillen Wochen in Siebleben zu dieser Wandlung beigetragen hatten. Das Bild, welches in der Berliner Nationalgallerie hängt, habe ich nicht gesehen, und vermag nicht zu sagen, wie es zu jenem sich verhält, welches damals zur Strafe der weißen Farbe verurtheilt wurde.

Er schied von mir mit herzlichem Abschiedsgruß. Ich besorge aber, daß ihm selbst die Erinnerung an Siebleben durch das Schicksal seiner Arbeit verleidet worden ist.

Noch zwei Briefe erhielt ich in den nächsten Monaten von Stauffer; den privaten Auftrag auf eine Copie des Museumsbildes, welchen er bei mir übernommen, schrieb er ab; ich meine, mit gutem Grund, denn seine Seele war mit neuen Plänen beschäftigt. Seitdem erfuhr ich spät, zumeist durch Sie, von seinem Geschick. —

Ihm war nicht bestimmt, sein Leben durch viele und große Werke der Nation werth zu machen. Und doch war er eine Künstlernatur mit ungewöhnlichen Gaben, deren Verlust tief betrauern muß, wer ihn und seine Arbeiten kennen lernte. Gustav Freytag

Gedruckt in der Buchdruckerei von
Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H.
in Wittenberg. Titel und Einband
zeichnete Lucian Bernhard, Berlin

